ANDRÉ SUARÈS
PORTRAITS

rnia

LIBRARY
University of
California
Irvine

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA
IRVINE

GIFT OF

Mrs. B.N. Desenberg

PQ
2637
T12
G4

ANDRÉ SUARÈS / PORTRAITS

ANDRÉ SUARÈS

PORTRAITS

Deutsch mit einem Nachwort

von

Otto Flake

München

Drei Masken Verlag

1922

Alle Rechte vorbehalten

Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Französischen

Zweite Auflage

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig

INHALT

Seite

I. Joinville 7
II. Jean-Jacques 25
III. Sueton 51
IV. Über Veronese 67
V. Chateaubriand 77
VI. François Villon 97
VII. Ker-Enor 123
VIII. Stendhal 157
IX. Hamlet 231
X. Nachwort 249

I

JOINVILLE

„Hasse das Böse, wo es auch sei, herzlieber Sohn," sagte sterbend der heilige König zum Erben des Throns, Philipp dem Kühnen. Und fügte hinzu: „Mit Gott darf man nicht über seine Gaben rechten", ihn so mahnend, Glück und Erfolg nicht zu mißbrauchen. Der König, der das Recht seines Stammes auf Szepter und Krone unlöslich an die Heiligung band, sieht die Tugend des Herrschers darin, daß er sich dieses Recht verdient: „Dein Wandel und Leben soll so sein, daß Deine Beichtiger und Freunde es wagen, Dich für Deine Vergehen zu tadeln."

Herrliche Worte; bei Joinville stehen sie so natürlich wie eine edle Statue am Portal des Doms oder der Bogen der Milchstraße über seinem Turm. Jeder Satz entspringt einfacher Seelengröße und dem ruhmvollen Bekenntnis zum Dienst. Diener eines Königs und erster Diener des Lebens, das ist Joinville, und er ist rein und groß.

So konnte er, als er mit einundneunzig Jahren an Ludwig den Starrköpfigen schrieb, diesen Enkel seines Königs, der selber König war, mit „Lieber Herr" anreden, wie er es mit einem Freund gehalten hätte. Und er bat ihn: „Möge es Euch nicht mißfallen, daß ich bei der ersten Anrede Euch nur lieber Herr genannt habe, denn so hielt ich es auch mit meinen Herren, den anderen Königen, die vor Euch waren, dem Gott gnädig sei."

*

Joinvilles Buch ist so voll Glanz, daß ihm kein anderes gleichkommt. Es ist die zärtliche Ehe der Ehre mit der Heiligkeit, der Ritterlichkeit mit dem König, ein Mittleres

zwischen Evangelium und Herodot, zwischen den Aussprüchen Jeanne d'Arcs und den Portalen von Chartres.

Zwei wunderbare Männer füllen es aus, der König und der Ritter. Das französische Herz quillt darin, derart, daß es zu jenen Meisterwerken gehört, durch die eine ganze Nation ihr Wesen offenbart: sie allein genügen, um ein Volk liebenswert zu machen.

In ihrem Ton sind diese Erinnerungen der Kirche Notre-Dame in der Landschaft Vallage und des Himmels, der über den Ufern der Marne lacht, ebenbürtig. Gäbe es einen himmlischen Hof und unterhielte sich daselbst in seinem Vincenner Schloß und auf seinem königlichen Stuhl ein Vater der Welt mit seinen Kindern, so würden unter diesen die besten und treusten nicht anders zu ihrem Vater und Herrn sprechen als der gute Seneschal zu seinem König. Der Ton ist zugleich frei und zärtlich, zugleich respektvoll und offen, eine wunderbare Vertraulichkeit verletzt nicht um eines Haares Breite die Demut, die der Lehnsmann seinem Lehnsherrn schuldig ist: bei Joinville hält alles sich das Gleichgewicht, Maß und Kraft, Bestimmtheit des Worts und Feinheit des Gefühls.

Weder in der Leidenschaft noch im Handeln, weder im Urteil noch im Gefühl je ein Verstoß gegen das, was geboten ist. Die enge Verbindung mit dem heiligen Ludwig macht beide groß: die Freundschaft entzieht dem Herrscher nichts von der Unnahbarkeit seines Rangs und dem Vasallen nichts von der Rechtlichkeit seines Charakters.

Seneschal der Champagne und mit den edelsten Häusern Frankreichs verwandt, war Joinville kein kleiner Herr. Er zählte sieben oder acht Jahre weniger als der heilige Ludwig und überlebte ihn um fast ein halbes Jahrhundert. Freunde waren sie von früh auf: der heilige Ludwig zart,

immer krank und immer träumerisch, Joinville kraftvoll und unermüdlich, mit einer Gesundheit, die bestimmt war, allen Unbilden zu trotzen und ein Jahrhundert zu überstehen — er überstand es in der Tat. Der heilige Ludwig war mäßiger als ein Mönch, von äußerster Strenge in allen Pflichten, im übrigen voll Eigenart und sehr unterschiedlich, wie die Königin Margarete, seine Frau, zu sagen pflegte. Joinville war ganz unkompliziert und geradeaus, im tiefsten Christ und gar nicht Mönch, überquellend an Leben und Liebe zu dieser Welt (in Erwartung jener anderen), groß als Esser, stark als Trinker, Eisenschädel, kühler Kopf und kalter Bauch, daher er gesteht, daß er sich nie betrinken kann; Landjunker, den das derbe Leinen der Champagne nicht stört.

Auf eine Jugend, reich an Schlachten und Taten, darunter sechs Jahre, die er mit seinem König auf dem Kreuzzug verbringt, folgt ein Mannesalter, das kein Ende zu nehmen scheint, ausgefüllt mit Betreuung und Verteidigung seines Gesindes, Bestellung der Scholle und ländlicher Arbeit, Bereitschaft zum Krieg und im Frieden Besuch der Verwandten und Freunde, Fürstendienst an den Orten der königlichen Residenz, Gebet in Notre-Dame und an den Wallfahrtstätten. Danach das noch prachtvollere Alter.

Was für ein Greis! Er hat das einundneunzigste Jahr überschritten, als er mit Ludwig dem Starrkopf gegen die Bürger der flandrischen Städte ziehen will, die alte blonde Eiche. Voll Unschuld muß die Würde seines Alters gewesen sein, ich weiß es bestimmt, in seinem hundertsten Jahre waren seine Augen rein, wie die Augen der Kinder nicht mehr sind. Er ist erhaben wie ein Getreidefeld — schwer von Ähren und bis zum Gipfel bestellt zieht es einen Hang dort in der Landschaft Bassigny hinauf. Da liegt sein hügliges Joinville selbst, von der Marne ge-

netzt, Rebberge, Weizenland, Stall und Weide. Nichts fehlt, was zum Begriff Frankreich und Champagne gehört, und es ist das Mutterland der Kirchen, Baumeister und Männer des fröhlichen Geistes.

Denn Joinville ist bei aller Strenge ein echter Marnesohn, und fromm dazu und nicht zu verderben. Er liebt seine Heimat zu sehr und ist zu fest mit seinem Grund verwachsen, als daß ich ihn davon zu trennen wagte. Ungleich ist dieser Grund, ganz willig hier, dort schon herb, doch nie eigentlich undankbar; fast alles schuldet er dem Menschen, der sich mühen muß, will er nicht auf dünner Krume und viel Kieseln wohnen. Und das wehrhafte Schloß Joinville unterhalb Saint-Dizier wäre in kaum zehn Wegstunden von Domremy zu erreichen, könnte man quer durch den Wald von einem zum andren Tal eine Linie ziehen. Geoffroy von Joinville, sein jüngrer Bruder, ist Herr auf Vaucouleurs. Man hat noch nicht genug darauf hingewiesen, wie die Wurzeln des ältesten Lothringens mit dem großen französischen Baum verflochten sind.

Als die fünfzig nahn, will Joinville seinem Lehnsvolk in den Abteien und Schlössern Cheminon, Saint-Urban und Blécourt nahe sein. Ich finde ihn in seinem Betzimmer oder seinem Waffensaal, die Geschichten vom heiligen Ludwig diktierend. Die Tränen kommen ihm leicht und an der rechten Stelle. Weihnachtspilger ist die Erinnerung in seinem Herzen. Der junge Mensch weinte, und der gute, prächtige Alte tut es auch. Sie weinten gern, jene mächtigen Männer, ihr großes Gefühl ergoß sich ohne Scham in eine edle Flut, die das unbefleckte Blut des mitleidenden Kummers heißen darf. Sankt Ludwig und Joinville haben oft zusammen geweint, sie liebten sich.

*

Sein biedres Herz, matt war es nicht. Er erinnert sich an alle starken Hiebe, die er ausgeteilt hat. Malen könnte er jeden Ungläubigen, den er fällte, seis Schwerthieb oder Degenstoß; schildern, wie jener sich im Fall verzerrte und Mohammed anrief. Kein Pferd, das er nicht bei Namen kennt, wenn er es bestieg, von welcher Zucht, aus welchem Gestüt es war und wie es starb, am Alter, im Grünen oder durch den Lanzentod der Schlacht. Wer ihm Waffengenosse war, Knappe oder Rittersmann, die Nachbarn in der Champagne, die Schwäger in Lothringen und Burgund, so Herren wie Knechte, von jedem kennt er Ursprung, Gestalt, Taten, Familie, Gutsbezirk, Lehn, Ochsen- und Karrenzahl, wieviel Tagwerke Reben und Morgen Weizenlandes er besaß.

Seht den wohlunterrichteten Mann und tapferen Degen, klug ist er, heißen Bluts, gleich bereit zu lachen und zu weinen, auf der Erde sicher und dem Himmel nah, der Starkgeistigen einer, die viel halten und wenig zweifeln. Die Weisheit und die Ehre seiner Zeit ist in seine Hand gegeben, er ist der Spiegel seines Volks. Beweis die Scham, mit der er vom Bösen spricht: jede Missetat macht ihn unwillig, aber er bewahrt Schweigen und will die nicht kennen, die er verachtet. Auch damals gab es Feige.[1]) Joinville übergeht ihre Namen in seiner Chronik.

Wie der heilige Ludwig ist sich Joinville wohl bewußt, Franzose zu sein: welcher Abgrund klafft schon zwischen diesen Christen und allen andren. Sie waren ein wenig überall, und überall herrschten sie: denn ungeachtet der

[1]) Wie er es ausdrückt, die größten Maulhelden waren nicht die Tapfersten. In der Schlacht von Mansurah „gab es viele und die ärgsten Schreier, die schimpflich und zum Erschrecken flohen, und wir konnten sie nicht halten; ich könnte viele nennen, will es nicht tun, denn sie sind tot". Joinville 164 D.

menschlichen Habsucht und ihrer eigenen wollten sie stets weniger Nutzen ziehen und gewinnen als dienen.

*

Joinville — das ist ein andres Wort für Treue. Er ist treu wie der Turm der Kirche, treu wie der Weinstock dem Hügel, treu wie die Hoffnung — treu wie der französische Mensch.

Er ist ebenso wahr wie treu, und das ist seltener als ein Wunder. Der ganze Adel und die ganze Freiheit jener Zeit war nötig, damit ein König der Freund eines aufrichtigen Mannes werden konnte. Später haben die Könige keine Freunde mehr gehabt. Voraussetzung einer solchen Freundschaft ist nicht Gleichheit des Rangs, wohl aber, daß die Ungleichheit des Rangs wenigstens nicht zur Ungleichheit der Seelen führt. Bei vielen Gelegenheiten hat Joinville gegen die Meinung aller und ohne Zweifel gegen sein eigenes Interesse die Wahrheit gesagt — sie ist nicht leicht zu sagen, nicht einmal einem König wie dem heiligen Ludwig gegenüber. Nie täuschte er ihn: „Und ich, der ihn nie belog." Der heilige König wollte ihn zu seiner frommen Weise bekehren und hörte ihn ab, wie ein Priester, der die Kinder Katechismus lehrt. Vergebens. Joinville will lieber die Todsünde und hundert Sünden begehen, als sich den Aussatz zuziehen, und er sagt es. Er will am Gründonnerstag nicht den Armen die Füße waschen; pfui, pfui, es wird ihm übel davon, und er sagt es. Und der ernste König tadelt ihn für seinen Hochmut: er, der größte König der Christenheit und der nicht daran zweifelt, wäscht am Chardonnerstag den Armen nicht nur die Füße, er bedient sie jeden Tag, bevor er sich zu Tisch setzt.

Da er so tapfer und so hochgestellt ist, fürchtet der gute Joinville nicht, seine Schwächen einzugestehen. Er hat

Angst gehabt und verbirgt es nicht: „Infolge der Angst, die ich hatte, begann ich heftig zu zittern, und infolge der Krankheit auch." Spiegel der Ehre und jeder Rechtschaffenheit. Ein solcher Mann spricht mehr als alle Siege, und mehr als sie alle beweist er das Recht einer Nation auf Sieg.

Nichts vermag auf seinen Lippen die Worte zurückzuhalten, von denen sein Herz widerhallt, wenn er beschlossen hat, sie auszusprechen. Dreißig Jahre nach dem Tod des heiligen Ludwig fordert er streng den regierenden König auf, sich besser aufzuführen. „Darum trage der, der jetzt König ist, Sorge, seine Übeltaten vergessen zu machen, damit Gott ihn nicht an Leib und Besitz strafe." Seit Heinrich IV. haben die Könige kein Wort der Wahrheit mehr vernommen, denn selbst gedemütigt, verschleiert, mit der Asche auf dem Haupt und dem Strick um den Hals hätte jede Wahrheit als Verrat oder Beleidigung gegolten[1]). Daran sind sie gestorben.

Joinville ist so frei, daß er sogar seinen Helden tadelt, wo der gesunde Verstand ihn dazu zwingt und der heilige Ludwig weniger als Mann dieser Welt, denn als Priester an den Pforten des Paradieses handelt. So erscheint es ihm nicht „angemessen, sich seiner Frau und seinen Kindern zu entfremden". Fünf Jahre lang hat Sankt Ludwig auf dem Kreuzzug mit niemand weder von der Königin noch von seinen Söhnen gesprochen. Nein, erhabener Herr, nicht einmal Ihr werdet erreichen, daß er Euer Verhalten gut nennt.

Mit solchen Mitteln hat dieser diamanthelle Mensch Joinville ein unsterbliches Bild geschaffen: man wird niemals den heiligen Ludwig anders als mit den Augen Joinvilles sehen, und Joinville ist auf ewig sichtbar im heiligen Ludwig. Weil er die Treue selbst ist, weckt sein geringster

[1]) Beweis Retz, Vauban, Fénelon, Saint-Simon und sogar Colbert.

Pinselstrich Vertrauen. Und vielleicht er allein hat jemals schreiben können: „Ich will nichts schreiben und nichts in mein Buch bringen, dessen ich nicht sicher bin." Mit einer so klaren Seele müßte man einen Gegenstand ebenso lieben wie er.

Er ist wahr wie das Licht. Lügen heißt schließlich immer zurückweichen. Vor wem oder vor was wiche Joinville zurück, wenn er sich nicht zärtlich oder stark davor beugt aus freien Stücken? Alles Adlige des Menschen, dessen Unabhängigkeit nicht erschüttert werden kann, ist ihm so natürlich wie das Atmen selbst — seine Tugenden sind Atemzüge des Edelmuts. Nichts Naives, aber vollkommene Unbefangenheit.

Man hüte sich vor allem von Naivität zu sprechen, es sei denn, daß man darunter die naive Schärfe, die auch der Diamant im unbearbeiteten Zustand hat, oder die ungeformte Fähigkeit versteht, mit der man geboren wird. Die Jugend seiner Sprache verführt diejenigen zu falschen Schlüssen, die sie nicht mehr sprechen. Joinville hat die Kraft und ungebrochene Reinheit der Kathedralen. Aber die Kathedralen sind nicht naiv. Auch die Sprache jenes großen Jahrhunderts hat ihre Vollkommenheit, ob sie nun im Stein oder in den Worten niedergelegt ist. Die Kathedralen sind die schönsten Häuser, die der Mensch mit wissender Kunst gebaut hat. Neben Notre-Dame ist Versailles nur ein möbliertes Hotel. Keine Kathedrale, die nicht einen und oft zwei oder drei geniale Baumeister gehabt hätte. Zwei Jahrhunderte lang quoll Frankreich vor Genialität über, nicht weniger als Griechenland und für meinen Geschmack weit mehr.

In Joinville ist jedes Wort Zeuge einer erreichten Zivilisation. Die erste Durchbildung der Sprache ist da; was aber mehr ist, innerhalb eines geordneten Denkens und

Fühlens Fülle und Weite. Hinreißend seine Fähigkeit, boshaft zu sein, aber nie wirft sie den breiten Schatten, in dem die Galle gedeiht. Sie ist nicht Ironie, schenkt immer noch ein Lächeln. Zauber der Ritterlichkeit, geistvolle Vertraulichkeit, edelste Würde und ein solches Maß, daß Takt nie feiner und zarter war. Die Hand dieses alten Mannes, der siebzig Jahre lang Degen und Hacke geführt hat, besitzt manchmal die Sanftheit einer Frauenhand, die die Stirn eines Freundes liebkost. Ein Wort verrät viel von dem wunderbaren Ausgleich jener Zeit; bei Joinville heißt Loben Rat geben, so gut wie Lobspenden. O heilige und einfache und heitere Harmonie! Die junge soeben zur Vollkommenheit erblühte Schönheit — sie ging verloren wie die Kunst der Kirchenfenster.

*

Nach Joinvilles Beispiel selbst wollen wir Urlaub von ihm nehmen und von seiner Freundschaft mit dem König sprechen.

Der König ist ihm alles. „Ja, reden wir von unsrem heiligen König und sonst nichts." Sankt Ludwig ist einzigartig, und Joinville ist es nicht weniger. Was aber soll man von diesem heiligen Königreich denken, in dem Joinville einem solchen König dient, und der König, ohne einen Anspruch zu erheben, einen solchen Mann zum Diener hat? Die Völker legen ihre Angelegenheiten in die Hände des Herrschers und erwarten sein Urteil. Er ist Gott so nah, daß er als die Gerechtigkeit selbst gilt.

So liebenswert Solon in seinen Versen und bei Herodot vor uns steht, erscheint er doch recht klein neben diesen beiden Christen ohne Makel. Er ist trocken und klar, er ist bewunderungswürdig in seinem Umriß wie die Felsen Attikas. Was er nicht hat, ist der tiefe Edelmut, die see-

lische Fülle, der geheime Quell unter der Oberfläche — wie sprudelt er aus Joinville und seinem König, wenn die eherne Tat ihre Herzen berührt, in denen die Frucht der menschlichen Güte reifte. Die Griechen sind ein wenig eng.

Der König und sein Ritter, sie verlassen einander nicht, soweit sie es können. Sie schlafen manchmal im selben Zimmer. Sie essen an demselben Tisch. Sie unterhalten sich ohne Zeugen. Nicht selten nimmt der König Joinville zur Seite und behält ihn bei sich, bis die Prinzen und die Großen des Rats den Saal verlassen haben. Sie sind ganz allein. Und Joinville, der prächtige Mann des Krieges, sitzt zu den Füßen des Königs. Sankt Ludwig freut sich, ihn da zu sehen. Und wie oft legt er ihm die Hände auf den Kopf, spricht ihm ins Ohr Ja, sie haben zusammen geweint.

Sie sagen Ihr zueinander. Ihr Ton ist ganz einfach, ganz rein, ihre edle Höflichkeit ohne Gespreiztheit und Hochmut. Man sieht sie lachen, den heiligen Ludwig mit dem abgezehrten und dem ach so weißen Gesicht, den breiten, hohen Joinville, berstend von Feuer und Blut, blondhaarig und rothäutig. In der Öffentlichkeit verstehen sie sich mit einem halben Wort und schon mit dem Blick, dem lachenden Auge. Es kommt vor, daß der König, der so gerecht und so streng ist, sich Joinvilles gegen seine Prälaten und seine großen Barone im Rat bedient. Er weiß, daß Joinville immer die gerechte Sache wählt und sich seiner Auffassung anschließen wird. Und bei Joinville findet er stets das, was er wünscht: den Rat des wahrhaftigen Mannes und den Instinkt einer Seele ohne Falsch und Fehl.

Sankt Ludwig immer mit seinem Gott, Joinville immer mit seinem König. Wie liebt er ihn und alles, was er tut, was er denkt, was er schweigt. Er ist der Freund, der

nichts von der Gegenwart des geliebten Gefährten verlieren will, er verläßt den heiligen Ludwig nicht, den die eignen Brüder ein wenig oft verlassen, denn sein Umgang war weder fröhlich noch leicht und anders, als ihr Sinn. Und allerdings, wenn man Würfel spielt, nimmt Sankt Ludwig die Spielbretter und wirft sie samt den Einsätzen ins Meer.

Der König, „eine Baumwollmütze auf dem Kopf", heißt Joinville an seiner Seite Platz nehmen, wie seinen eignen Sohn. Sie vergleichen den Stoff ihres Gewands; sie befühlen ihn, und sie stellen aufgeräumt Betrachtungen an über den Luxus und die Mode. Aus den Blicken und Worten, die der heilige Ludwig Joinville schenkt, spricht immer eine sanfte, ernste Hintergründigkeit, der unmerkliche Spott einer Mutter, die das breite Leben eines großen, sehr starken und recht lenksamen Sohnes betrachtet. Und aus dem Verhältnis Joinvilles zu seinem König das zärtliche Mitempfinden einer mächtigen Natur mit edler Schwäche; ein Lächeln macht den Respekt menschlicher.

Selbst in der Gefahr des Krieges, selbst in der Gefangenschaft, wenn es gilt, Lösegeld für den ganz nahen Tod zu zahlen, spielt Joinville manchmal mit dem König: er bekrittelt ihn sanft um des Vergnügens willen, Zeuge zu sein, wie das Majestätische und Heilige das Irdische abstreift und in seinem reinen Glanz dasteht. Hier oder dort: nie wechselt der Ton; dieselbe Einfachheit, derselbe Adel beschwingt die Worte. Seneschal, sagt der König zu Joinville. Und er antwortet: Sire, was nur bedeutet: Herr.

*

Im heiligen Ludwig empfängt der Stand eines Königs von Frankreich auf natürlichem Weg seine Heiligung. Die Gerechtigkeit des Königs war streng. Das Volk wird wie

eine Kirche verwaltet. Ein so großer Herr und ein so überzeugter Kriegsmann Joinville sein mag, er widersteht dem Einfluß des heiligen Fürsten nicht, und so fest er mit beiden Füßen in der Erde wurzeln mag, man spürt immer, daß er die Mahnung des Himmels vernahm. Er fastet, er betet, er hält die Übungen ein, er befolgt sie mit Strenge.

Man flucht viel in Frankreich — Sankt Ludwig überträgt seinen Abscheu vor dem Lästern auf ihn; in zweiundzwanzig Jahren hat Joinville Ludwig IX. nicht ein einziges Mal, weder bei Gott, noch bei seiner Mutter, noch bei seinen Heiligen fluchen gehört. Wer darum in Joinville selbst und in Blécourt flucht, bezahlt es sofort mit einem Schlag auf die Finger oder auch mit einem guten Hieb auf die Backe.

Joinville macht Gelübde in jeder Gefahr, auf den Knien plötzlich inmitten der Schlacht. Er erfüllt sie, die Füße nackt, über manche Meile. Er läßt in seiner Kapelle die Wunder malen, die er gesehen hat, und in die Kirchenfenster fassen, zu Blécourt. Der Christ trägt den ganzen Ritter, wie er das Königstum Ludwigs des Heiligen trägt. Sie dürfen einer so gut wie der andre der Arm der Kirche heißen. Die Gewißheit des Glaubens hat ihnen diesen geraden Lebenswillen verliehen; verleiht sie ihn nicht, so bewahrt sie ihn; sie bewahrt ihn vor jedem Sturz. Das religiöse Band sichert nicht weniger als das feudale die unvergleichliche Freundschaft Joinvilles mit seinem König.

Sie lieben sich zärtlich und über jede Abwesenheit hinaus. Aber die Stunde der Trennung ist da. Mit fünfzig Jahren, ein Sterbender fast, will Ludwig IX. zu einem zweiten Kreuzzug aufbrechen — ihm zu folgen weigert sich Joinville. Er entschuldigt sich nicht; und der König, mit nichten klagt er ihn an. Sankt Ludwig ruft ihn, dringt in ihn ein und überzeugt ihn nicht. „Seine Schwäche war

so groß, daß er es duldete, als ich ihn vom Hotel des Grafen von Auxterre, wo ich Abschied von ihm nahm, bis zu den Franziskanern auf meinen Armen trug."

Das ist der starke Joinville, er trägt seinen König auf den Armen. Er senkt auf das teure Gesicht, auf die geheiligte Gestalt senkt er trauernde Augen. Gegen seine Brust, Sitz der männlichen Freundschaft, preßt er den zermürbten Leib. Und seine große Seele gibt nicht nach.

Warum gürtet Ihr Euch nicht mit dem Kreuzschwert? Warum brecht Ihr nicht auf, Joinville? Er läßt seinen König ziehen, wohin ihn der Wille Gottes bestimmt; und er selbst, er bleibt, wo der Wille Gottes ihn zurückhält. Was sie den Willen Gottes nennen und wir die Schicksalsstimme, hat denselben tiefen Klang, der aus dem Gewissen kommt.

*

An einem schrecklichen Wintertag, im eignen Palast des heiligen Ludwig, zwei Schritt von der heiligen Kapelle, hat man den letzten Enkel des Königs geholt, um ihn zum gewaltsamen Tod zu führen. Man hat ihn auf einen schmutzigen Karren gestellt; man hat ihn den Staden entlang geschleppt, bis zum roten Platz, wo der Altar mit den zwei blutigen Armen steht; die Arme lassen die eiserne Hostie fallen, die Hostie ist als Messer geschnitten; und man hat ihm das Haupt abgeschlagen. Wenn Joinville dort zugegen gewesen wäre, der König hätte den Tod nicht erlitten und die Revolution hätte nicht werden können. Aber Joinville konnte dort nicht sein. Und was hätte er zu Versailles gemacht? Die Freundschaft Joinvilles ist mit dem heiligen Ludwig und nicht mit Ludwig XVI.

Fünfhundertzwanzig Jahre trennen den Tod der zwei Ludwige. Aber wo war die Eiche von Vincennes, fünfhundertundzwanzig Jahre nach dem Tod des heiligen Rich-

ters zu Tunis? Und alle andren Äste des Rittertums waren auch verfault.

Die Blüte Rittertum mußte im Lauf der Jahrhunderte ein Wunder leichter Eleganz und höflich glatter Eitelkeit erzeugen. Der Baron der französischen Krone, der Freund des Königs, mußte sich in den Prinzen des Hofs verwandeln; und der König selbst, statt der erste unter adligen Männern zu sein, ein Idol in einem Tempel dürrer Höflinge in der Kniebeuge werden. Die Ehre der Marquis, ihre Treue, ihr schönster Mut sogar haben nicht die Kraft der ersten Glaubenszeit.

Durch das, was war, kann das, was gewesen ist, nicht mehr es selber sein. Für eine Sache sterben, ist leichter, als an sie glauben. Die heiligen Ludwige und die Joinville formen einander; und die Zeit entformt sie beide. Joinville, plötzlich nach Versailles versetzt, wäre allein gestanden, von keinem begriffen. Hätte man Soufflot gewähren lassen, er hätte der Fassade von Notre-Dame einen Portikus und Säulen vorgesetzt.

Die Jahrhunderte wirken auf die Menschen wie die Jahrtausende auf die Formen der Natur. Das Delta des Nils hat keine Ähnlichkeit mit dem, was es gewesen ist: wo das Meer war, sind Ebenen, fruchtbare Schwellungen und Ernten. Der Pharao würde seinen Augen nicht trauen. Wie denn — Sankt Ludwig könnte in Aigues Mortes nicht zu See gehen. Der Schlamm der Zeit oder vielmehr ihr Rattenzahn feilt Städte und Seelen bis zur Unkenntlichkeit. Ein großer Herr in Versailles hat fast nichts mehr gemein mit jenem Joinville unter dem Zelt Ludwigs des Heiligen.

Und doch, ohne Joinville und Ludwig den Heiligen weder die Grazie der späteren Könige, noch die Eleganz und der überlegene Geist der Herzöge und Pairs. Die Ehre allein

bleibt: die Ehre, sie allein die immer lebendige Überlieferung. Eine Schönheit war, und es entsprang ihr eine neue Schönheit. Man muß den Vorteil benutzen, daß beide sich bewundern lassen, gleichgültig, welche man vorzieht.

*

Unterdessen fließt die Marne die breite Kette der blonden Hügel entlang und alle Gründe flüstern im zärtlichen Beben der Pappeln. Das lachende Tal gibt sich dem Glück seiner Reben hin: lockerer Boden im Wall der Felsen hat keine Kreide; und der schöne Stein wird Überfülle zu Chevillon, das Joinville gehörte. Die Kuppen und Wälder spiegeln sich im Fluß. Der Kanal breitet seinen Wasserspiegel aus, und die Blätter flüstern. Da lebte Joinville.

Lang nach dem Tod des Königs erblickte er Sankt Ludwig in seinen Träumen. Wunderbar heiteren Gesichts besuchte der König den guten Seneschal in seinem Schloß. Und selbst der König sagte ihm: „Ich bin nicht froh, so früh von hier zu scheiden." Weshalb Joinville ihm fromm in seiner Kapelle Heimat gibt und ihm einen Altar weiht. O alter Mann, ich kann ihn nicht, selbst in seinem Patriarchenalter, nah den Hundert, nicht als Leichnam außerhalb des Grabes sehen, wie die Greise sind, wenn der Hals nichts mehr als ein Bündel Sehnen, die Beine zwei Knochen in einem bleichen Sack flechtenüberzogener Haut und die Nägel der Füße runzliger und härter als das Horn der Ziegen sind. Aber er, Joinville, hat noch frische Augen, bis zu seinem letzten Morgen. Seine Lippen sind nicht vertrocknet: die Reinheit des Herzens glänzt ungebrochen darin und das Leben selbst, mit einem Wort.

So war sie, so ist sie auch immer, die große Menscheneiche, der Ritter der Champagne, der aufrechte Diener im heiligen Dienst — Joinville, ein Franzose.

II

JEAN-JACQUES

Alt vor der Zeit, düster und kindlich, mißtrauisch und leichtgläubig, Schmerzsucher vor allem — ich sehe ihn in seinem armenischen Gewand auf blühendem Weg am Eingang eines Dorfes.

Die Kinder machen sich über ihn lustig, und die Vorübergehenden zucken mit den Achseln. Er trägt den Kaftan und den schwarzen Rock mit dem Gürtel. Den runden, starken Schädel bedeckt die persische Derwischmütze; sie ist gefüttert und spitz und drückt noch die traurige Stirn unter den schwarzen Haaren, die hier und da silbergrau sind: so sieht das Gesicht eines schweigsamen Nekromanten aus. Er hat Perücke und Puder verschmäht. Er ist bizarr und furchtsam, eigensinnig und sanft.

Ich sehe seine braune Farbe, sein volles, pockennarbiges Gesicht, die von zahllosen Marschtagen gegerbte und von Sternennächten gefurchte Haut. Die großen schwarzen Augen liegen voll geheimen Feuers im Hinterhalt der runden Höhle, lebendig, brennend, rastlos beweglich und ewig unruhig wie die Augen des in seinem Lager überfallenen Tiers, die so fröhlich hätten blicken können.

Es ist ein Dunst von Urin, Sonden und der Prostata um ihn. Er hat den scharfen Geruch des Armen und des Apothekers; er duftet nach der Salbe des Bruders Quacksalber und Kirschstengeltee. Seine Hände sind die des Volkes, breit und gebräunt. Keine Eleganz, viel Gehenlassen, wenn er allein ist, und ein heftiger Rückzug, wenn sich jemand nähert. Er sieht ein wenig kurz aus. Der Rücken ist breit. Der Schritt zögernd, aber unermüdlich. Er kommt und geht, geschäftig und schwer, nervös und langsam. Dann

bleibt er stehen und verliert sich in einem tiefen Nachsinnen, aus dem er verstört emporzuckt — nach allen Seiten schmerzliche, rasche Blicke werfend.

Er hat die starke, helle Stimme der leidenschaftlichen Geschöpfe, die, ohne je alt zu sein, dem ungeheuren Alter des Mißgeschicks erliegen. Trotzdem hat keine Frau mehr von der Kindheit im Schluchzen.

Er weint Ströme, ohne Anstrengung. Er trinkt seine Tränen begierig. Er läßt sie fließen, bis ihr Salz ihm auf den Lippen brennt, daß er das Gesicht verzieht. Und seine Stimme singt noch mehr, wenn er, mit dem Blick gen Himmel, ein verzweifeltes Gebet spricht, denn er muß da oben Hilfe gegen das Schicksal und gegen die Menschen suchen. Schließlich bezwingt er sich und preßt, um seine Tränen zu trocknen, die Fäuste in die Augen. Er grollt mit sich selbst, verklagt sich bei Rousseau. Er rückt seine gefütterte Mütze zurecht, und ein sanfter Glanz verbreitet sich über sein ganzes Gesicht, als wolle er hundertmal wiederholen: „Und doch und doch" und: „Trotzdem".

Zuletzt lacht er treuherzig und besänftigt zieht seine Stimme die Worte ein wenig hin. Er hat den Akzent von Saint-Gervais, wo man weder Chinesisch noch Arabisch, sondern Französisch spricht, wie in Metz immerhin oder wie in Straßburg diejenigen, die es sprechen: in jedem Fall besser als zu Nîmes.

Dieser Mann ist Jean-Jacques, der volkstümliche Name sagt alles.

*

Als Kind kannte ich ganz alte Leute, in der Provinz, in Italien; andre wiederum, die in Rußland, Schweden, Griechenland, im Osten gereist waren. Mehr als Montaigne, mehr sogar als Molière waren für alle Rousseau und Voltaire Frankreich und Paris: die Vorstellung des

Kühnsten und des Menschlichsten, die Zuflucht vor aller Barbarei, die Hoffnung und das Vaterland für alle aus dem freien Leben verbannten Geister. Man mag darüber lachen; aber man weiß nicht, was man tut, wenn man es in Abrede stellt.

Große oder kleine Bibliotheken und solche von nur zweihundert Bänden — Voltaire und Rousseau bildeten den Grund. Drei Reihen Bücher nur, aber wahrlich in allen Ländern Sendboten des Geistes und das Licht Frankreichs. Man verstand Französisch, um sie zu lesen. Ja, die Menschen schieden und maßen sich danach, ob sie Rousseau über Voltaire oder Voltaire über Rousseau stellten. Man kann sie beide heute hassen, aber man muß sehr unklug sein, oder sehr ungerecht, um sie von Frankreich zu trennen.

*

Wir haben recht schwierige Zensoren. Sie erregen sich über die Tugend Rousseaus und verfluchen die Lüge seines Lebens, weil sie den Haß gegen seine Politik haben. Aber die Politik Rousseaus ist nur ein Roman, wie jede geschriebene Politik. Auf dem Papier sind die Gesellschaftsverfassungen Romane. Gute oder schlechte, je nachdem der Schriftsteller Talent hat oder nicht.

Wie auch der Verfasser heißen mag, man hat immer den Eindruck, Pécuchet sei Mitarbeiter. Das gilt sogar vom Herrn de Maistre. Und was Auguste Comte angeht, so sind ihrer drei beteiligt: Buvard ist im Bund. Sie haben sich zusammengetan im elften Jahr, die Sisyphusse des gesunden Verstands, um ihre Arbeit wieder zu beginnen, die in nichts besteht als Auszügen, Auszügen, Auszügen.

Von China bis Island und von Athen bis Paris hat sich der Geist immer im politischen Roman gefallen. Es steht jedem frei, sich lächerlich zu machen und Sokrates den

Verfall Athens, Rousseau die Revolution von 1789 zuzuschreiben. Als Sokrates predigte, zerriß ihn Aristophanes auf dem Theater vor allen Athenern. Während Rousseau die Verträge zwischen dem Menschen und der Natur aufsetzte, erklärte Montesquieu das Wesen der Gesetze, schmeichelte Voltaire den Gebräuchen, und stritten hundert andre über die Staatsform, in Frankreich und England, Fénelon, der Abbé von Saint-Pierre, der unbekannte Philosoph, und Turgot und Quesnoy, und der unverwüstliche Bossuet erst gestern.

Der springende Punkt wird immer sein, zu wissen, warum die Athener lieber dem Sokrates als dem Aristophanes folgen wollten und Plato nicht gefolgt sind. Warum Frankreich sich lieber von Jean-Jacques als von Montesquieu oder Boulainvilliers die Wege weisen ließ. Denn das hat es gewollt. Zum mindesten hat es nicht das Gegenteil gewollt.

Und wenn es sich, mit Herz und Kopf, in dem einen und nicht in dem andren wiedererkannt hat, so ist es durchaus lächerlich, ihm beweisen zu wollen, daß es nichts von ihm versteht und daß es sich in seinem Denken und Fühlen geirrt hat. Wahrlich, die Theorie ist hier nichts, und alles kommt auf die Tat an. Dieses ausgelaugte Gefasel ist eine blasse Wolke in der kalten Luft des Geschehens.

Man hat zuviel moralisiert und ist seiner Sache zu sicher gewesen. Die Theologen vom reinen und einen Dogma verlangen zu viel von denen, die nicht aus ihrem Dorf sind. Und vielleicht hätten diese unbestechlichen Köpfe gut getan, ein wenig von sich selbst das zu erlangen, was sie so streng von andren fordern. Nein, es bringt heute keinen Gewinn, der Schönheit Frankreichs als französischer Schriftsteller zu dienen, wenn man das Unglück hat, jenen Richtern

ohne Fehl nicht zu gefallen und ihren Ton nicht zu beherrschen. Einer, der wie eine Kirchenschlange, ich sage gar nicht erst wie Basilius durch die Nase spricht, findet Jüdisches bei Montaigne; und es fehlt nicht viel, daß er ihn nachträglich zum Scheiterhaufen verdammt. Mißachtung ist ein Scheiterhaufen.

Und für einen andren, das Vorbild aller Reinheit, das offenbar so unerfahren in allem menschlichen Jammer ist, daß er darüber noch mehr erstaunt als sich entrüstet, bezieht Rousseau seinen Wahnsinn aus Genf und von Calvin seine Laster und seinen Trug. Man müßte aber mit sich selber ins klare kommen und wissen, ob Calvin ein Petronius der Hölle, ein Lustknabe, eine heimliche Kurtisane, ein Helfershelfer der Moral oder ein Held aller Sünden ist.

•

Jean-Jacques lügt nicht. Selbst in der Lüge will er die Wahrheit sagen; ihr gibt er den Vorzug, sie sucht er voll Wildheit. Er glaubt an die Wahrheit; wie ein Kind: an seine Wahrheit, nicht die eurige. Und ich werde die beider Wahrheiten nicht miteinander vergleichen, nicht einmal um lachen zu können.

Ich gehe genau so weit zu sagen: selbst wenn er lügt, gilt es ihm, der Wahrheit zu dienen. Ihr fast alle, selbst wenn ihr Wahres sagt, dient eurer Lüge, dem verneinenden Prinzip, das in euch ist, und das ihr so mitleidlos auf die andren anwendet. Die Lüge, meine liebe Herren, heißt: nicht sein. Er ist, dieser Rousseau, dieser niedere Mensch, dieser Jean-Jacques, Johannes Jakob — Johannes wie der Jünger und Jakob wie der arme Jakob aus den Bauernkriegen. Er ist. Und ihr nicht. Nie werdet ihr sein, nie waret ihr.

Er lebt es, das Dasein des herumziehenden Arbeiters,

des Landstreichers, des rechtlosen Zugewanderten. Er hat ein großes Wort zu sagen, das ein Volk von ihm verlangt, da ein Volk ihm gehört. Er hat ein Geheimnis mitzuteilen, das euch vernichten und zu Boden strecken wird, mit eurer angeblichen Ordnung und eurem ungerührten Stolz. Als ob eine Viertageordnung, die schon riecht, *jam foetet*, sich der Unordnung des ewig sprudelnden Lebens gleichsetzen könnte, oder selbst dem Chaos, das gut und frisch riecht, nach Wurzeln, Grün und Wald.

Ich ziehe die Ungerechtigkeit der Unordnung vor. Aber ich liebe noch mehr als die Ungerechtigkeit den Tod. Und es wird immer die Frage sein, ob die schlimmste Unordnung nicht in der Ungerechtigkeit ist.

*

Die „Bekenntnisse" sind eines der größten Bücher, die es in der Kunst aller Zeiten gibt. Und vielleicht sind in der Tat die zwei erstaunlichsten und reichsten Bücher, die jemals von Menschen kamen und das Wissen um den Menschen vermitteln, die „Versuche" Montaignes und die „Bekenntnisse".

In den „Versuchen" ist das Leben selbst Intelligenz geworden.

In den „Bekenntnissen" ist das Denken selbst Gefühl geworden.

Die „Versuche" stammen fast in allem von einem Alten der Neuzeit. Die „Bekenntnisse" stammen von einem Menschen der Neuzeit, der Christ bis in die Utopie und den sozialen Traum nach antiker Weise ist.

Aber hier und dort entblößen sich zwei Menschen und setzen ihre ganze Kraft daran, uns zu zeigen, nackt und ohne Haut, was ein Geist, was das Herz eines Menschen ist.

Das Genie des einen besteht darin, sich ohne Ermüdung zu empfinden, und das Genie des andren, sich zu kennen.

Rousseau kennt sich schlecht; aber er empfindet sich als Mensch in einem Maße, daß er sich unter unsren Augen erschafft. Montaigne kennt sich so gut, daß er sich nie in dem täuscht, was er uns gibt, und daß er uns lehrt, in ihm, dem einzelnen, das Wesentliche unsrer Person zu erfassen.

Je mehr Jean-Jacques sich verirrt, um so mehr liefert er sich aus. Je mehr Montaigne sich darlegt, desto weniger verrät er sich. Die Wahrheit Montaignes bestärkt uns im Denken und im Willen, uns nicht anführen zu lassen, sogar da noch, wo es uns gefällt, angeführt zu werden. Und alle Mißgriffe Rousseaus überreden uns, das Leben zu wollen.

Die Schönheit Montaignes ist diejenige des Diamanten und seiner tausend Lichter, die zu einem einzigen klaren Glanz zusammenkommen. Die Schönheit Rousseaus ist diejenige der blutenden Kreatur, die wie die Erde ganz dem Pflug geöffnet ist und in ihren Wurzeln bloßliegt — die Kreatur mit ihren Säften, Leiden, Exkrementen gar und der schmerzlichen Schamlosigkeit des dargebrachten Opfers: sie selbst hat sich ans Kreuz genagelt.

Er ist ein Mensch, der nichts mit den Augen eines Gelehrten sieht; darum sieht er alles mit den Augen eines Dichters und Musikers. Er ist voll Empfindung, voll neuer Erregung, voll geheimer Stimmen und Landschaften. Seine Seele ist ein ursprünglicher Quell, der dem Feld des Leides entspringt.

Chateaubriand, der ihm soviel schuldet, stellt nur sich in seinen bewunderungswürdigen „Erinnerungen" dar. Aber in den „Bekenntnissen" Rousseaus wird von allen Menschen in Leid gehandelt. Und selbst diejenigen, die

ihn jetzt verleumden, diejenigen auch, die ihn mißachten, sie haben alle Rousseau in sich, sobald ihre Dürre sich betaut, und wenn ihr Herz sich entspannt, folgen sie alle ihm.

*

Oft stößt er mich ab und immer beklage ich ihn. Ich finde ihn lächerlich und noch mehr rührend. Ich möchte ihm zu Hilfe kommen und weiß die Hilfe nutzlos, Leben muß vorübergehen. O die Qual eines ungeheuren Lebens! Reißender Strom, worin der reinste Kristall und der Tropfen aus himmlischem Wasser sich mit dem Schmutz vermischt, die Verunreinigung der Ufer den heißesten Tränen widersteht, der Purpur des Blutes sich im Schlamm verliert, statt ihn zu waschen! Und doch, der Schmutz ist nicht unedel, der Schlamm ist fruchtbar, und der Landmann weiß es, der im fetten Boden die Würmer nicht tötet, denn auch sie sind Arbeiter wie er und Nährer.

Er ist unerträglich. Seine Schamlosigkeit beleidigt mich, aber weit weniger durch die Einzelheiten, die sie gibt, als durch die Art, wie er sie entwickelt. Und wo er niedrig ist, da hebt die Größe des Bekenntnisses die Niedrigkeit auf. Er wagt es, euch, böse wie ihr seid, seinen Aussatz und seine Verwesung zu zeigen. Und während ihr seine Wunden zählt und euch die Nase zuhaltet, gebt ihr euch den Anschein, als sähet ihr nicht eure eignen.

Er verdient, daß man ihn liebt; und man fühlt ihn nie so stark, wie in dem Augenblick, wo man ihn zurückstößt. Es steht ein Mensch dahinter.

Ein Mensch, und nicht nur ein Kranker, ein armer Siecher, ein Unglücklicher im Delirium, ein Sträfling im Jammer, sondern ein Mensch, großes Herz, Kraftspender fürs Leben; ein Geschöpf, das sich gibt und das nimmt

und hundertfach zurückzahlt; eine Natur, eine Leidenschaft, eine Persönlichkeit; ein Sohn vom Weib, für den der Himmel und die Gewässer eine Sprache haben; für den alles wirklich ist, die Pflanzen und die Tiere, die Männer und die Frauen; und der, wenn er alles leben sieht, an diesem ganzen Leben teil hat.

Die Macht Jean-Jacques über seine Zeit kommt von da: er brachte Botschaft vom Leben einer im Künstlichen erstarrten Welt. Wo das Leben erscheint, als Morgensonne aufgeht, verlöschen die kalten Vernunftgründe. Man wird nicht heiß mit dem Plan eines Waldes im Kopf, und wäre es der gepflegteste Wald der Welt, in dem nicht ein Reisighaufen fehlt.

Das Leben ist der Grund der Gründe. Es ist in ihm eine Überzeugungskraft, der keine andre gleichkommt. Diese Kraft Rousseaus ist wie diejenige Beethovens, eine Liebe, die sich ergießt.

Er ist nicht der Mensch seiner Bücher, sagen sie. Was wissen sie davon? Und wenn, im Gegenteil, der Mensch des Lebens nicht der schlechte Ersatz des Dichters wäre? Der Unterschied zeigt sich bald in dem einen, bald in dem andren Sinn. Es gibt Menschen, die von ihren Büchern Lügen gestraft werden, und andre, die ihre Bücher Lügen strafen.

Für uns, die mit den unsterblichen Büchern und nicht mit den gestorbenen Menschen leben, sind die Bücher wahr, wenn sie uns zwingen, an sie zu glauben. Nur wir sind nötig, um festzustellen, ob sie uns belogen haben. Ich spüre bei Chateaubriand die ewige Täuschung, zu der er uns überreden will und zu der er sich überredet hat. Chateaubriand tanzt auf seinem Felsen umsonst den Schritt des Erhabenen und der Majestät. Jean-Jacques ist auf seinem gewundenen Pfad und in seinen Steinbrüchen

den Menschen unendlich näher. Wer am meisten Mensch ist, ist am sichersten, zu herrschen. Er ist auch der wahrste.

Beethoven ist gänzlich in dem, was er sein will. Die Quartette, Symphonien und Sonaten, unvergleichliche Versenkungen, wunderbare Kämpfe und Siege, Ausschüttungen von Liebe und von Licht — sie sind Beethoven und nicht der lärmende, eigensinnige Kleinbürger mit der knorrigen Laune, den heftigen Stimmungen, der vernachlässigte und fast schmutzige Mensch, der lächerliche Liebhaber, den die Frauen verschmähen.

Ganz ebenso Rousseau. Er ist wahrlich viel mehr das, was er sein will, als das, was er ist. Der ursprüngliche Mensch in ihm ist nicht das lasterhafte Kind, noch der betrügerische Lakai, noch der ausgehaltene Liebhaber alter Witwen, noch irgend etwas Niedriges; sondern es behauptet sich sogar im Greis noch ein einfaches Kind mit dem Flaum der Unschuld, ein Geschöpf voll Glauben und Güte, eine nach Vereinigung dürstende Seele, die nicht atmen kann, ohne an die Güte der Menschen zu glauben.

Den Grund zu seiner qualvollen Selbstzerfleischung muß man in seiner fanatischen Wahrheitsliebe suchen. Rousseau ist niemals imstand, seine Erfahrungen mit dem Schwung und den Gewißheiten seines inneren Lebens in Einklang zu bringen. Auf die Dauer verwirrt diese Unvereinbarkeit sein Urteil.

Die Prozessierung Rousseaus ist dieselbe, durch die man sich an allen großen Dichtern gerächt hat, oder nahezu allen. Noch mehr, an allem Idealen. Beethoven ist nicht das enge Dasein in einer Wiener Kammer ohne Licht vom Wunder der Welt.

Man wird mir Jean-Jacques nicht besudeln; denn ihm

selbst gelingt es nicht, sich zu besudeln, allem zum Trotz. Je gröber er sich beschmutzt, desto tiefer stöhnt er nach Reinheit. Sein Atem ist heilsam. Je enttäuschter, je gedrückter er ist, desto mehr keucht er nach Freiheit, träumt von würdigem Leben. Wo ist das Ideal, das sich nicht von Träumen nährt? Welcher Idealist wird davon gesättigt? Und wem fällt es ein, es sei denn in der Politik, dem Künstler seine Träume vorzuwerfen? Ordnung und würdiges Leben sollen nach Rousseaus Willen überall herrschen, klagt er sich doch an, sie zu übertreten. Er denkt an das Volk in der Gesellschaft der Großen. Hat er sie getötet oder waren sie nicht schon ein wenig tot, sie, die nicht einmal ihren Kopf zu retten verstanden?

Ja, er ist das, was er sein will; und er will er selbst sein. Es gibt kein andres Recht, das so tief mit der Pflicht verwachsen ist. Ein großer Mann — ich will unendlich weniger empfindlich für die unsauberen Handlungen seines Lebens, als für seinen ewigen Hunger nach Selbstvollendung sein. Man zahlt es teuer, das verhängnisvolle Recht, man selbst zu sein.

*

Man vergleicht ihn mit Chateaubriand; aber man muß Chateaubriand mit Jean-Jacques vergleichen. Gemeinsam ist ihnen, daß von allem, was sie hervorgebracht haben, ein einziges Buch bleibt. Und dieses Buch ist der Mensch selbst, jeder von seiner eigenen Hand erschaffen.

Aber ich zweifle, ob Chateaubriand ohne Jean-Jacques je das geworden wäre, was er ist. Er würde nicht die „Erinnerungen von Jenseits des Grabs" geschrieben haben, wenn er nicht die „Bekenntnisse" gelesen hätte, damals als sie erschienen. Die Nachahmung tritt überall zutage, selbst da noch, wo sie Gegensätzlichkeit zu sein scheint.

Alles ist einfältig bei Jean-Jacques; alles ist abgekartet bei Chateaubriand. Dieser malt sich nach einem Vorbild, das er vergessen machen will; der andre erfindet.

Chateaubriand ist der Bruder Jean-Jacques, als wenn die große Dame, seine Mutter, von dem Musikervagabund, der auf seine Weise ein berauschter Troubadour heißen darf, vergewaltigt worden wäre, an einem Abend der Gewitter und der blutroten Dämmerung, am Rand des düsteren Teichs und unter einer Decke erschauernder Eichen. Wer spricht vom Lakai? Hier ist die Ehre für sie, und es ist nicht gesagt, daß die Lust für ihn war.

Der ungeheure Unterschied von Chateaubriand zu Jean-Jacques ist genau die Liebe. Und die Liebe ist der positive Wert vor allen Werten. Chateaubriand ist ganz Verneinung.

Chateaubriand ist ein Rousseau, der Nein sagt: weil in allem, Welt, Stadt, Vergangenheit, Gegenwart, Politik und Natur, er nur sich sieht, nur sich liebt. Chateaubriand rückt seine Person zurecht, er trägt eine Maske und legt sie nie ab, unaufhörlich glättet und putzt er daran; sein ganzes Leben lang spielt er die Rolle, die ihn die seiner würdigste scheint, er spielt sie für die Nachwelt.

Jean-Jacques ist nackt. Je mehr er sich schmückt, um so ungeschickter stellt er es an. Seine Anmaßungen noch verraten, wie nackt er ist. Er läßt sich nie so sehr im Stich, als wenn er allen Menschen den Rücken kehrt. Er liebkost sie, indem er sie verflucht. Je mehr er sich über sie erhebt, desto tiefer erniedrigt er sich weinend. Er verabscheut sich in dem Maß, wie er sich rühmt. Weil er nicht müde wird, sich auszubreiten, glaubt man, er spreize sich mit seinen Tugenden; aber genau dann klagt er sich immer aller Sünden und aller Verbrechen an.

Kurz, er gibt den andren nur darum Unrecht, um dar-

über weinen zu können, daß er Recht hat; und die Stimme, die er schmähend gegen alle Menschen erhebt, ist die leidenschaftliche Stimme, die sie um Verzeihung anfleht.

*

Rousseau war der erste Dichter, der in die französische Literatur die Geistesverfassung und die Empfindungen eines Musikers trug.

Er war für diese Musik geboren und nicht für die Vogelorgel, die er anfangs in der Komischen Oper hören ließ. Ein Neuerer dadurch und von äußerster Folgerichtigkeit. Mit der Musik hielten die Träumerei, die Natur, das verliebte Geschenk seiner selbst ihren Einzug in die Kunst des Schreibens und sind nicht mehr daraus gewichen. Sie brachten mit: eine gewisse Sehnsüchtigkeit, ein Bedürfnis nach Mitteilung und Erguß, eine sanfte Glut, eine Nachdenklichkeit, die nach liebkosender Zustimmung sich sehnt und ruft, eine Art Aufforderung, die Ideen von zitternden Lippen zu pflücken; eine Traurigkeit und eine Freude, die gleichmäßig in sinnliche Erregung getaucht sind; ein sanftes Geständnis des Fleischlichen, als wenn Herz und Geist nicht länger mehr getrennt sein könnten.

*

Und nun, was ist diese Natur, die er unaufhörlich ruft und so verliebt? Am häufigsten, und in aller Unbeflecktheit, das Land als Gegensatz zur Stadt. Die Natur, das ist das Leben vermindert um das Bewußtsein: das Leben vermindert um den Menschen, da der Mensch das Bewußtsein ist. Für Rousseau ist der Mensch vor allem das gesellschaftliche Bewußtsein. Man möchte sagen, in seinem Ohr sei der Mensch ein Gesetzestext, und die

Natur ein Gesang. Er träumt davon, daß der Mensch singt und seine Stelle ein Chor einnimmt.

Die Musiker erscheinen den Schriftstellern, die gehässige und politische Philosophen sind, immer entweder als Wahnsinnige oder als Weiber.

Da in den Augen Jean-Jacques' die Natur vor allem das Land ist, so liebt er im Volk die Bauern und die kleinen Leute des Dorfes. Wie kommt es, daß dieser Einsiedler immer sein Vertrauen auf die Versammlungen der Menschen setzt? Die Volksfeste erscheinen ihm als die einzigen Feste. Er denkt darüber wie das Volk, das keine Freuden außer den gemeinsamen hat. Tugend ist alles in allem nichts als die Einfachheit der Sitten. Und in zärtlicher Zwangsvorstellung ersinnt Jean-Jacques liebreiche und brüderliche Sitten.

Rousseau ist ein Prophet. Er spricht natürlich für die Armen wider die Reichen, für die Kleinen wider die Großen. Er hat sich am Evangelium genährt. Mag Voltaire darüber spotten.

Er hat sehr gut gesehen, daß Liebe und Freude die beiden Grundgedanken jedes Volksfestes heißen dürfen. Die Liebe äußert sich derb, aber ungeschminkt und ist mehr ehrlich als plump, und er vergleicht sie nun mit den Intrigen der Großen. In den Salons ist die Liebe nur ein Zeitvertreib, und die Hinterhältigkeit eine Figur des Tanzes. Das Vergnügen ist ihr einziger Grund, und vielleicht ist es wahr, daß das Vergnügen der Liebe so fern steht wie das Duell dem heroischen Leben.

Das Leben und die Liebe genießen, ohne jemand zu schaden, das ist die Vorstellung, die Jean-Jacques mit den volkstümlichen Begriffen Tugend und Güte verbindet. Er will entschlossen, daß der Mensch gut sei. Er will, er weiß, daß die Natur gut ist. Und er preist sie für ihre

Einfachheit. Er glaubt also ans Volk. Das Volk ist die Form, in die sich sein Gedanke vom brüderlichen Leben ergießt.

Er ist nicht in allen seinen Trieben Mann des Volkes. Oft steht er dem Volk fern und verbirgt wie jeder Künstler aristokratische Neigungen. Therese ist seine Krankenpflegerin; aber alle Frauen, in die sich zu verlieben er versucht war, gehören der Gesellschaft an, und er verläßt seine Einsamkeit nur, um Umgang mit großen Damen zu pflegen. Auch darin gleicht er Beethoven mehr als irgendein andrer.

Ungeachtet seiner Liebe zur Einfachheit sind also nicht alle seine Regungen volkstümlich. Aber seine Träume suchen das Volk: denn er träumt von der Einigkeit aller Menschen. Dieser Menschenfeind, dieser Werwolf, dieser dem Leid ausgelieferte Weltflüchtige glaubt im Grund an das gütige Leben. Die Leute seines Jahrhunderts glaubten nur an das Vergnügen und an die Langeweile.

Er verbirgt sich vor den Menschen, um nicht über sie zu Gericht sitzen zu müssen. Er flieht sie, um sie nicht hassen zu müssen. Alles, was er an Schlechtigkeit in sich hat, ist in ihnen und kommt von ihnen. In ihm dagegen ist alles, was er ihnen an Güte zuschreibt. Wären sie alle wie er, dann wäre das Leben ebenso gut, wie die Natur schön ist. Sie könnten wie er sein, und sie wollen es nicht. Das ist der Ursprung seiner Verzweiflung, das der Anlaß seines Auftretens als Prophet, als schmerzerfüllter und hoffender Prophet. Seid endlich, was ihr sein müßtet. Kehrt zur Natur zurück. Lernt von ihr die Würdigkeit des Lebens wieder, die ihr vergessen habt. Seid Brüder, o ihr Söhne derselben Mutter.

Derart beschaffen ist sein Glaube, der so brennend und so ähnlich in Beethoven und Tolstoi wiederkehrt. Man

kann ihn verspotten. Aber es handelt sich um ein Wort, das niemals in die Ohren der Menschen dringt, ohne sie zu bewegen und das Herz umzudrehen. Wenn es leidenschaftlich schwingt, beschwingt es die, die es vernehmen. Die Großen des achtzehnten Jahrhunderts und die Philosophen sogar haben es voll Entzücken gehört.

Die Menschen lieben ihr Herz: sie genießen die Freude, es zurückzuerhalten, sie segnen den, der es ihnen bewegt. Sie haben geurteilt, daß dieser Kranke gesund war, und daß in diesem Wahnsinnigen mehr Verstand als in den Verständigten war. Jean-Jacques reizt ihren Hunger nach Leidenschaft und Hoffnung: nach ihnen selbst also, nach dem Starken des Lebens, das immer einen Glauben verlangt — den Glauben an sich, an andre, gleichgültig an was, aber wenigstens an etwas.

In allem ein neuer Mensch, ist Jean-Jacques Blut vom ältesten französischen Blut. Die unwiderstehliche Neuheit besteht in der Wiedererweckung eines verstummten Gefühls, das seit länger als hundert Jahren in Dornröschens Schloß geschlummert hatte. Rousseau kommt aus der altertümlichen Provinz, als wenn Paris, das Leben am Hof und der große orientalische König nicht den Sitten eine Form gegeben hätten, in der die ursprüngliche Kraft der Nation vergewaltigt, wenn nicht gebrochen worden war.

Rousseau, Prophet des Westens bei den Satrapen, ist der einzige christliche Künstler seines Jahrhunderts. Erkennet darin seine Macht. Er gehört zu keiner Kirche, er gehört allen an. Er ist religiös. Er hat jene Kraft, die Menschenbande um Menschen schlingt. Religion ist die erste Form der Kultur, sie umfaßt alle, auch die unkultivierten Völker. Denn Religion ist der universale Gottesdienst der Liebe.

Man muß wohl zugeben, daß Frankreich nur darum so

menschlich ist, weil es so religiös gewesen ist. Das Buch Joinvilles ist ohnegleichen, etwas Ewiges und Junges, etwas Wahres und Ideales, etwas in der Mitte zwischen dem Evangelium, Herodot und den „Bekenntnissen" selber. Der christliche Geist hat Europa geformt. Und wenn Europa trotz allem dort, wo es wirklich europäisch heißen darf, französisch ist, so liegt der Grund darin, daß Frankreich sehr christlich war.

Es ist es noch und genau im Sinne Rousseaus. Römisch in ihren Vorstellungen vom Recht, ist die französische Revolution christlich in ihrem volkstümlichen Grund. Blut und Metzeleien sind vom Teufel, wenn man will. Die christliche Betonung erklärt die Macht Jean-Jacques und den ungeheuren Widerhall, den sein Wort in Europa fand: dieser Franzose aus Genf redet christlich.

*

„Der ehemalige kleine Freund der feisten Warrens, der Liebhaber Thereses, der seine fünf wahrscheinlichen Kindsmorde vergaß, würde dem Weltall, vom Fuß der Kanzel Calvins, Moral lehren."

Eine Ungerechtigkeit, die Abscheu verursacht, mörderische Zeilen.

Alles läßt vermuten, daß die Kinder nicht von ihm waren. Waren sie von ihm, er hat sie nicht getötet. Dafür spricht Pascal irgendwo von denen, die mit Bewußtsein und Gewissen töten, weil ihr Entschluß im Sinn der Theologen die Wahrscheinlichkeit für sich hat. Nicht jeder kann seine Bastarde mit Herzogtümern und Pairschaften ausstatten, noch sie erziehen, um unter den Augen Bossuets Prinzen von Geblüt daraus zu machen. Ich habe Saint-Simon für mich.

Die feiste Warrens war erst dreiunddreißig Jahre alt, als der kleine Rousseau mit zweiundzwanzig Jahren ihr Liebhaber wurde. Gebe der Himmel, daß kein junger Mensch auf schmutzigere Weise seine Unschuld verloren hat. Und Gott mag wissen, ob kein Schriftsteller jemals von einer älteren Frau ernährt worden ist. Der König, der große König mußte, als es galt, ihn gelenker zu machen, sich zu einer Art Erzieherin oder Amme legen, die auf die vierzig ging. Und das Schauspiel, das dieser gesamte Hof bietet, der die Beischläferei belauert, der nur an die Beischläferei denkt, der von der Beischläferei ißt und trinkt und Reihe hinter den Türen bildet! Welch eine Festbeleuchtung durch diese schönen Seelen, wahre Talgkerzen! Ein ehrenvolles Schauspiel in der Tat, das in den Kot gezerrte Schäferleben! Ein andrer König, der Vielgeliebte, wurde eingeweiht — muß ich sagen von wem? Die Scham verbietet es mir.

Genf, immer Genf! Calvin, immer Calvin! Und Rousseau muß für Calvin büßen und Calvin für Rousseau. Aber Calvin war vor allem nicht aus Genf, sondern aus Noyon in Frankreich und ein so guter Franzose, wie man es nur sein kann. Noyon liegt sogar mehr in Frankreich als Paris. Es ist die Bannmeile der Seineinsel, eine Scheuer im großen Speicher, ein Ring im doppelten Gürtel, der durch Beauvais und Chartres, durch Château Thierry und Soissons geht. Die großen Ackergüter liegen da und die merovingischen Pachthöfe.

Es ist das Land des großen Ferré, der in seinen gallischen Herkulesarmen so viele Goddons zermalmt hat. Es ist die Heimat La Fontaines und Racines, wozu es verschweigen? Und man behauptete früher, Karl der Große stamme aus Noyon.

Und schließlich erblickt man in Noyon die Mutter-

kathedrale aller Kirchen, eine Dame im Feld, die Notre-Dame und dreißig Königinnen zu Töchtern gehabt hat.

Ich darf also, im Vorübergehen, zwei Worte über Calvin sagen. Er ist nicht die Weide, auf der ich mich in Sommernächten zu meiner Lust und Ergötzung ergehe. Aber sind zufällig Descartes oder Malebranche, Pascal und Bossuet in Kalbsleder gebunden, um uns lachen zu machen? Oder der heilige Thomas, oder der heilige Bernhard? Oder Aristoteles? Sind das Schalksnarren, die ehrlos werden, wenn sie nicht Schalkspossen treiben?

Zwei oder drei Jahrhunderte früher hätte Calvin einen Suger, einen großen Bischof, vielleicht einen Heiligen erzogen. Ein starker Charakter französischer Rasse, unversöhnlicher Logiker und Genie der Tat, ist er das furchtgebietende Urbild des Theologen, der die Macht hat und für die Herrschaft lebt. Diejenigen, die ihn angreifen, müßten vor ihm knien: Calvin ist die verkörperte Staatsvernunft, und er hätte Jean-Jacques verbrennen lassen.

Was noch? Jean-Jacques zahlt nicht immer seine Miete, diese Sorge überläßt er manchmal seinen Freunden. Er lebt ein wenig von Almosen, und er hat oft bei den anderen gelebt. Er besitzt nie einen Pfennig. Er versteht sich nicht darauf, aus irgend etwas Geld zu machen. Und Herr von Voltaire zieht aus seinen Büchern hunderttausend Franken Einkommen. Freund Jean-Jacques, du bist ein Schriftsteller im Nebenamt, du schädigst das Handwerk, du bist ein schamloser Spielverderber. Du hast keine Ehre. Ehre, hörst du, ist nur beim Anwärter auf die Pension aus der Schatulle, oder auf die dicke Mitgift oder auf die Erbschaft. Und es gehört sich, zuerst von Geburt zu sein, bevor man zu denken und schreiben wagt. Lerne die guten Manieren, die ehrenwerte Habsucht und die harmlose Intrige. Und erfahre schließlich, aus dem Ge-

ständnis der Schriftsteller selbst, daß der würdigste Vermögenszuwachs von der Heirat kommt oder vom Kriechen. Krieche oder verheirate dich.

*

Wohlan, glauben wir an diejenigen, die Rousseau verleumden, und nehmen wir ihn mit seinem Verbrechen. Ich nehme ihn mit seinen Sünden und lasse ihn euch mit seinen Tugenden.

Er verachtet das Geld. Er tut nichts aus Eigennutz. Er ist arm und sanftmütig, mäßig und geduldig. Er arbeitet, der Alte. Er erledigt alles, was er unternimmt, so gut er kann. Er pflegt seine Handschrift; er schreibt Noten ab, die Seite für zehn Sou, und seine Abschriften sind wie gestochen; er lächelt seinen geschwungenen Bogen und seinen spitzen Hacken zu, ganz kindlich. Dieser Kranke verdient sich sein Brot.

Je mehr er leidet, desto nachsichtiger wird er. Je mehr er sich von den Verschwörungen seiner Feinde verfolgt glaubt, desto resignierter wird er. Ohne Zweifel dachten sie nicht daran, sich zu verschwören; aber sie liebten ihn wenig: die unter Freunden eigentümliche Art der Verschwörung.

Er tut Gutes, weit über seine Mittel hinaus. Er ist Almosenverwalter seines Herzens und seiner Tränen so gut wie seiner Börse. Er ist höflich mit aller Welt. Er erzürnt sich nicht mehr. Er beneidet nichts. Jetzt erst nennt man ihn allgemein verrückt. Er hat keine Galle. Er ist reich an guten Träumen ohne Bitternis. Seit fünfzig Jahren lebt er so rein wie eine Nonne, so einfach wie ein Mönch. Er ißt nur Gemüse. Er trinkt kaum etwas andres als Wasser und Milch. Er tut nichts Schlimmes an und tötet nicht. Er hat ein Herz für die Blätter der Bäume und

die Tiere. Er liebt das Gebet. Er betet mit einer ganzen großen Einfachheit.

Armer Jean-Jacques! Wo ist deine junge Fröhlichkeit und die runden Backen, geschwellt in glücklicher Eitelkeit? Armer Rousseau! Elend auf Grund von Größe! Kindisches Wesen voller Säfte! Heilige Ungeschicklichkeit! Schamloser Mensch mit der Sehnsucht nach einer unmöglichen Scham!

Aus männlicher Eigenliebe und wie man den Mantel eines Lasters umhängt, um eine geheime Wunde zu verbergen, hat er sich Kinder gegeben, die er nicht gehabt hat. Von allem entblößt, hat er sie in die Krippe legen lassen, nachts, wenn die Waisen blöken. Aber er will es sich nicht verzeihen; er will sich dafür rühmen und tadeln zu gleicher Zeit.

Er trotzt, weil er unter den Vorwürfen, die er sich macht, leidet; und er sucht die Geringschätzung der andren, um sich vor seiner eignen und der Verdammung zu befreien, die er auf sich trägt. Er liebt es, wenn man ihn verdammt, weil er sich dann freisprechen darf. Tut man ihm seinen Willen und beschimpft ihn oder bewirft ihn mit Schmutz, dann kehrt er zu sich selbst zurück und wärmt sich an der Glut seiner inneren Klarheit. Denn, sie mögen es anstellen, wie sie wollen: Jean-Jacques weiß wohl, daß er mehr wert ist als sie. Und sie wissen es auch. Er ruft den Himmel als Zeugen an — er könnte sie selbst als Zeugen anrufen. Man vergleicht nicht ein Herz von so unzerstörbarer Faser mit dieser gezupften Leinwand. Menschen? Fast sind sie tot, fast leben sie, sie sind nur Bruchstücke.

Und er leidet so entsetzlich, daß er sich tötet.

Sie wissen kaum etwas von dem Heldentum, das im großen Leiden liegen kann. Sie achten nur auf die Schwächen des Dulders.

Man bietet sich manchmal Schmerzen an, die anzunehmen man sich weigert: als wenn ein unsterblicher Wille uns auferlegte, wogegen unser ganzes Fleisch in seiner Sterblichkeit sich auflehnt. Es ist schon viel, uns nicht dem zu entziehen, was uns zerreißt. Was aber? Man entgleitet nicht sich selbst.

Es ist nicht jedermann gegeben, es ist nicht allen erlaubt, in großem Maß zu leiden. Es gibt mehr Ungleichheit im Schmerz der Menschen als in allen ihren Freuden. Ein großes Erdulden, das fruchtbar ist, müßte ewiges Anrecht auf Achtung verleihen.

Jean-Jacques widerspricht sich, wie alle, die von der Leidenschaft geführt und vom Leiden zur Maßlosigkeit hingerissen werden. Die Götter selbst verleugnen sich wenigstens einmal, wenn sie dem Tod ins Auge blicken.

Glücklich diejenigen, die ihre Handlungen und Lehren in Einklang gebracht haben. Aber es ist kein Verdienst, in meinen Augen nicht. Glücklich diejenigen, die sich nicht widersprechen: behagliche Lebensumstände haben sie nicht gezwungen, sich zu widersprechen. Bewundre ihr Glück, bete ihren Erfolg an, wer sie darum beneidet: aber man mache ihnen keine Tugend daraus und kein so schönes Verdienst.

Ein armer kleiner Knabe mit lebhaftem Auge, ein Straßenjunge, der in den Genfer Gassen seine Streiche spielt, entwickelt Fiber um Fiber auf der Spule eines halben Jahrhunderts Leiden sein großes Herz, das Herz der „Bekenntnisse" — das zu bewundern ist angebracht, statt daß man den kleinen Jungen für das gestohlene

Seidenband und den Mann für die Kinder Thereses tadelt. Edelmütiger Jean-Jacques, der, er allein, seine Feinde mit den schlimmsten Waffen versehen hat, die sie nun gegen seine Brust wenden, um ihn zu ermorden.

In allem schwach, ist er ein Held des Erduldens. Alle Gifte des Lebens haben ihn nicht vergiften können. Er leidet mit seinem ganzen Herzen. Er liebt, er haßt nicht. Und er hat Genie. Für mich ist das genug.

Fast sind sie tot, fast leben sie, sagte ich: die meisten sind nicht mehr, je nach der Seite, von der man sie betrachtet. Er aber, Jean-Jacques, er hat gelebt und er lebt, mit seinen Fehlern und seinem Taumel, mit seiner Güte und seiner Magie, ein Unsterblicher. Er hat soviel gelitten, daß die Rechnung beglichen ist. Sie sind da, seine „Bekenntnisse", und noch dem Schlamm entlocken sie ein Licht; sie atmen die Luft der Gesundheit aus, ungeachtet sie die Abscheulichkeit der Krankheit umschließen, und sind voll Unschuld, den schmutzigsten Sünden zum Trotz. Er hatte Recht, Jean-Jacques, als er sich entsühnt fühlte. Nur eines ist unverzeihlich: trocknen Herzens Zeuge solcher Tränen zu sein.

Wie ein ewiger Gesang ist sein Schmerz, wie eine ewige Melodie sein Traum in die Natur übergetreten. Durch die Tränen erblickt die Verzweiflung ein Hoffen, das nur durch die Güte erfüllt werden kann. Weniger rein in seinem Tun, aber nicht in seinen Absichten vielleicht; schwächer, kränker und unglücklicher auch; viel weniger heroisch, aber nicht weniger neu, nicht weniger brennend, nicht weniger aufrichtig, und gleichermaßen menschlich ist Rousseau Beethoven in Paris.

III

SUETON

Dieser Sueton! Wie er mich ruft, aus der fernsten Zeit meines Lebens, an die ich mich erinnern kann, und wie es mir scheint, als sei er noch nie von irgend jemand gesehen oder auch nur geahnt worden! Ich lache vor Vergnügen, wenn ich mir Sueton vorstelle, wie er sein berühmtes Buch schrieb. Ein ehrenwerter Beamter der Kanzlei, ein gewissenhafter Angestellter des Staats, dessen Vorschriften er treu befolgt, wohlangesehen in allen Bureaus — gewiß entwirft er seine Briefe mit großer Sorgfalt und malt mit noch größerer die Anfangsbuchstaben — der allgemeinen Überzeugung nach auch noch zu Hause damit beschäftigt, Register zu führen und Vorlagen abzuschreiben: und er hält für die Ewigkeit das Bild des Kaiserreiches fest. Er zeichnet die Kaiser, man wird sie nie mehr ohne ihn sehen können.

Daran erkennt man den Geist und darf ihn bewundern: er stillt seinen Hunger nach Eroberung und befriedigt jenes Bedürfnis nach dem inneren Lachen, das seine Rache ist. Denn der Geist hat große und gründliche Rache zu nehmen. Woran? An allem: am Geschehen, an der Gewalt, an der Roheit, an den Menschen und schließlich an sich selbst.

Ein kalter Kopf, der sich für die Staatsangelegenheiten nicht zu interessieren scheint; ein gesetztes Temperament; Graukopf mit fleischigen und genießerischen Wangen; der Blick von genialer Klarheit; bestimmte, genaue Gewohnheiten; eine vielleicht leidenschaftliche, vielleicht ironische Seele, die aber Gefallen daran findet, ihre Leidenschaft zu verheimlichen und die Ironie bis zu einem Grad zu verbergen, daß sie fast unmerklich wird: in jedem Fall ein

neugieriger Geist, dem Neugierde in mehr als einem Sinn Leidenschaft ist; vor allem ist er Jäger, der die Fährte des Geheimen nicht aufgibt, da er die Witterung dafür hat; immer auf der Suche nach dem Menschen in seiner Nacktheit — er will ihn in seinen tiefsten Begierden überraschen, und in seinem nächtlichen Treiben.

Er ist Mitwisser der Geheimnisse der Großen, und niemand ahnt es. Er ist klug und vorsichtig mit den Fürsten. Niemand mißtraut seiner Anhänglichkeit noch seiner Gewissenhaftigkeit. Er trotzt nicht und kriecht auch nicht. Vielleicht flößt die Sorgfalt, die er an sein Amt wendet, so viel Vertrauen ein; ohne weichlich zu sein, ist er doch so eifrig, daß er die gute Meinung, die man von ihm hat, verdient.

Er hat gedient, er war Hauptmann. Er kennt sein Soldatenhandwerk wie ein andrer. Er hat etwas vom Reich gesehen. Er verwaltet mit Rechtlichkeit. Wenn Plinius mit Trajan von Sueton spricht, nennt er ihn einen sehr anständigen Menschen.

Als gewissenhafter Beamter hat er kein Vermögen gemacht. Im übrigen besitzt er etwas und kann, da er im Sommer auf seinem Landgut lebt, im Winter in Rom leben. Seine Lebensverhältnisse sind die gewöhnlichen. Seinem Auftreten und Gehaben nach ist er ein vornehmer Mann, wie es viele gibt. Sehr gebildet und im Ruf der Bildung, daher er nicht verschweigt, daß ihn allerlei Züge reizen, aus denen sich die Dinge zusammensetzen; kurz ein Mann mit gelehrten Neigungen; er schreibt, man weiß es; er kramt in Papieren, und die besten Schriftsteller der Zeit schätzen ihn, ohne genau angeben zu können, weshalb. Er veröffentlicht wenig oder nichts. Man möchte vermuten, daß der zweite Plinius ihn fürchtet, und es scheint mir in der Tat, daß die Schriftsteller der Zeit Sueton

gegenüber etwas wie Ratlosigkeit empfanden, eine Mischung aus Hochachtung und Argwohn.

Der Mann, der wie alle Welt lebt, schweigsam, ohne Aufsehen und sogar ein wenig unscheinbar, besitzt, kein Zweifel, einen durchdringenden Blick und lange Lider. Er hat eine Art, die Augen zu senken, die dir unter die Haut schaut; du gehst auf der Straße vorüber, und schon hat er dich durchsucht — du kannst sicher sein, daß er dir weiter als bis zur Wendung der Schulter oder gar des Weges folgt. Wenn er am selben Tisch sitzt, entkleidet er den, der mit ihm Gast ist, und was diejenigen betrifft, mit denen er vertraulich zusammenkommt, so plündert er sie bis auf die Knochensubstanz; schweigsam.

Es wäre unmöglich, sich vor ihm zu hüten. Aber unter den schweren Lidern, da bringt der klare, ohne Besinnen zugreifende Blick wie ein gut hingeworfener und gut gekrümmter Angelhaken den seltenen Fisch, das Geheimnis, in Sicherheit — für ihn gibt es nicht den Schutz der toten Blätter und des Schilfs, des trüben Wassers oder der schlammigen Pfütze.

*

Nun war Sueton der Sekretär Hadrians, des großen Kaisers aus dem zweiten Jahrhundert gewesen. Chef der Sekretäre, nicht etwa nur einer unter mehreren Schreibern. Er hat viel im Palast gelebt. Schweigsam, immer schweigsam, wie es der Feder des Kaisers zukommt. Mehr als vertraut mit der kaiserlichen Wohnung, das Ohr in der Wand und der Spiegel im Kabinett. Man hofft vielleicht, daß der Spiegel zwar die Bilder wirft, aber nicht zurückbehält, oder auch man kümmert sich nicht weiter um diese Frage. Hier liegt das Ohr auf der Lauer und sammelt alle vernommenen Worte; Nase und Auge sind geöffnet,

ein unbekannter Mitschuldiger notiert die Gerüche, die Bewegungen und alle Mienen noch.

Mitschuldiger sein! Ich stelle mir die Lustempfindungen dieses Sekretärs ohne Worte vor. Immer kalt, immer stumm, mit geschlossenen Lippen, der Mann, den ein Fürst wie Hadrian braucht; nicht der Vertraute seines Herren, aber im Einklang mit seinem bestimmten Willen. Sueton füllt das Amt aus, das ihm übertragen ist, und der Kaiser verlangt nicht mehr.

Eifer und ein Einschlag von Freundschaft wären dem großen Fürsten, der zugleich voller Tatkraft und träge ist, unangenehm. Hadrian: ein eifrigerer Reisender und neugieriger als ein andrer; vollkommener Spötter und überlegen durch Verachtung, tiefer Egoist; von wählerischstem Geschmack; von zähem und vermögendem Willen; vertraulich ohne Wärme und abstandhaltend ohne Hochmut, derart daß er gar keinen Anhalt gibt, um den Abstand zu messen; raffiniert und wenig empfänglich ist er der Mann, den Unschuld in jeder Form gleichgültig läßt, er, der zu einem Viertel Julius Cäsar ist, der große Hadrian, der bürgerliche Kaiser, der Städte baut und sie verwaltet; der ausgereifte Skeptiker, auch noch in der Verderbnis; der Herr, der an nichts in der Welt und im Leben glaubt, wenn nicht an sich selbst und an seine Vergnügungen, deren erste ohne Zweifel darin besteht, die Macht auszuüben, um die Zeit zu töten; eine Mischung aus Leo X. und Talleyrand, dem großen Friedrich und Mazarin; aber das Ergebnis ist unvergleichbar mit den Teilen der Zusammensetzung, und die moderne Welt hat noch nicht ihren Hadrian gehabt.

*

Sueton im Palatin — man hat eine Vorstellung von seiner stummen Lust. Sichern Schritts und ohne Hast geht er durch

die Gänge! Man hört ihn nicht, und er gleitet doch nicht über die Platten. Zwischen den Erlassen und Briefen, die er entwirft, stellt er dem Drachen nach, der in der Hölle des Gewissens, auf das Jüngste Gericht des Herzens lauert.

Er besucht die Zimmer, die von unerhörten Worten, rasenden Schreien widergehallt haben; das Röcheln der Lust und das Stöhnen des Todes hängen noch darin wie sterbende Ringeltauben im Käfig; er stellt sich vor, was in hundert Jahren geschah. Er lauscht auf das Echo, befühlt die Wände, zieht den Geruch der Stoffe ein. Auf den Stufen sucht er nach einem gewissen Blutflecken, auf dem Säulenfuß nach einem gewissen Spritzer und die Stelle, wo in einem fürchterlichen Kampf das Stück Marmor abgeschlagen wurde. Über die Mauern, die alle Tragödien und die finsteren Grotesken des Schicksals aushauchen, streichen seine Finger, als müßten sie sich mit verruchtem Schweiß und tödlichen Niederschlägen bedecken. Und das kostbare Gift füllt er in seine Phiolen.

Nichts überrascht ihn und er trägt unter seiner Toga den Geruch des Tiberius in Capri und das Mörderlachen des Caligula. Morgen wird er diese Fläschchen in seinem Schrank ordnen, und jedes Gefäß enthält viel mehr als den Homunculus des Magiers: einen Cäsar von Fuß zu Kopf, ein Ungeheuer der Menschheit oder ein Wunder.

Er weiß in verbotene Räume einzudringen. Er versteht die Kunst, die Münder zum Reden zu bringen, die von der Bosheit zermürbten Eunuchen, die alten Sklaven und die alten traurigen Weiber. Für ihn gibt es kein Grauen mehr, keine Scham, kein Entsetzen: die Neugierde ist stärker als das alles.

Und nach zweitausend Jahren leistet ihm die unsrige Gefolge. Dieselbe Gier, zu erfahren, packt uns. Ich will

keine Wahl treffen unter den Diamanten, den blutigen Rubinen und unglückbringenden Opalen in diesem Schatz: vor die Wahl gestellt, ein Kapitel über Caligula oder eine Seite Julius Cäsars zu verlieren, empfände ich den gleichen Schmerz. Aber wir werden nichts verlieren, sage ich euch.

Gaius Suetonius Tranquillus verläßt, wenn er mit dem Kaiser gearbeitet hat, das Kabinett allabendlich zur gleichen Stunde, ruhig, ernst, undurchdringlich. Im gleichen Schritt, mit derselben bestimmten Miene, begibt er sich auf die Post und übermittelt die Anordnungen, auf die man wartet. Er vertraut den Eilboten die Depeschen an, die er soeben verfaßt hat, sie betreffen die Steuerauflage einer Provinz, die Bewegungen einer Legion oder auch nur den Ankauf einer Statue, die Nachforschungen nach einer seltenen Handschrift. Und man denkt, er habe sein Tagewerk beendet. Es beginnt im Gegenteil erst.

*

Das Kaiserreich ist fruchtbar an Charakteren, es bringt sie in Fülle hervor. Die Kaiser gehören zu den menschlichsten Erscheinungen, ob man nun Ungeheuer oder Helden aus ihnen macht. Man würde die Menschheit ungenau kennen, wenn man diese Männer nicht hätte über die Welt herrschen sehen; und man wüßte nicht, wessen sie alle fähig sind — was sie, die Fürsten, zu sein, zu tun und zu wagen sich unterstehen, und was die Menschen hinnehmen und ertragen.

Ohne den kleinen Bureaubeamten Sueton, ohne diesen würdigen grauen Mann hätte man eine merkwürdige Vorstellung von jenen prunkvollen Machthabern, die die Welt so gut beherrscht haben, daß die Welt noch ihrem Befehl gehorcht, und die den Pöbel so stark verachtet haben, daß die Verachtung den meisten für immer einge-

boren ist. Aber es gab in Rom an der Hüfte des Esquilin ein bescheidenes Haus, in dem ein braver Staatsangestellter mit dem Kiel in der Hand für die Jahrhunderte alle diese fürchterlichen Begebenheiten und grausamen Gestalten nachzeichnete.

Ich werde Suetons so wenig müde wie Plutarchs. Trotz seiner Parteinahme ist Plutarch die schönere Seele. Aber Sueton hat mehr Strich und Kraft. Er ist nicht moralisch. Er ist nicht ironisch. Er ist nicht Anwalt. Er ist unbewegt. Er berichtet. Er spiegelt. Er zeichnet nach der Natur.

Suetons Mut besteht nicht darin, den Cäsaren zur Zeit der Antonine die Stirn zu bieten, noch zum Vorteil eines herrschenden Hauses ein totes Haus zu verurteilen. Es handelt sich nicht einmal so sehr darum, die Triebfedern der Allmacht oder die Wirkungen der Souveränität bloßzulegen, wenn auch jedermann sie verschweigt, sondern um den Mut, diese Dinge zu sehen.

Sueton ist einer der allein dastehenden Menschen, die verwegen genug sind, um nach dem lebenden Modell zu malen. Er wagt es, die Natur zu betrachten; er ist fähig, er hat die Stirn, sie zu sehen. Wie viele Künstler, wie viele Dichter haben diesen Mut? Hunderttausend beredsame Münder und nicht ein starker Blick.

Was aber weiß ich schließlich vom Mut Suetons? Um Richter über den Mut eines Menschen zu sein, muß man seine ganze Gefährdung kennen. Der Mut Suetons scheint beispiellos: er ist ganz und gar nicht rednerisch. Und er ist nicht Moralist genug, um Zyniker zu sein. Dieser Mut ist ein Mut des Auges und des Geistes. Er sagt, was Tacitus nicht zu sagen wagt. Weit weniger Maler als Tacitus ist er, vielleicht, wählerischer. Ich werde nie

glauben, daß Sueton so verwegene, so seltene, so starke Züge zieht, ohne zu wissen, was er tut.

*

Worin Sueton unvergleichlich ist.

Der Tod Neros: in zwei Kapiteln das Erhabenste von falscher Erhabenheit. Es gibt keine erstaunlichere Komödie: wie jede gute Komödie schließt sie mit einer Heirat: der Fürst der Komödianten verheiratet sich mit dem Tod; und die Hochzeitsfeier ist dieser beiden Gatten würdig.

Alle Schauspieler der Erde sind da, unsterblich: die schweren, die großen ersten Rollen noch mehr als die andren: die Komödianten des Glaubens, der Genialität, der Kunst, der hohen Politik: alle Falschmünzer, die nicht zu sein wagen, was sie sind, diejenigen, in denen die Natur eine Fälschung von Geburt an begangen und höhnisch ihre eigene Unterschrift nachgemacht hat; diejenigen, die ihren letzten Seufzer in einem Spiegel üben, und alle diejenigen, die das *Qualis artifex pereo* singen möchten — welcher Künstler stirbt in mir! Seit diesem Kapitel und seit diesem Wort ist der Name Künstler die Scheidemünze mit dem Bild des Schauspielers. Fast alle Souveräne könnten sich mit diesem Lorbeer kränzen, darum die Inschrift: Welchen Fürsten werdet Ihr verlieren!

Die sechs letzten Kapitel über Vitellius: dieser Schilderung der trockenen und mit aller Welt gutstehenden Schimpflichkeit kommt keine ähnliche gleich. Der Schuft als Biedermann ist mehr Schuft als jeder andre.

Tiberius: unvergeßliche Zeichnung[1]). Die Ironie der Tiger ist darin, sie miaut und spinnt. Und diese langsamen Kinnbacken, die aus dem zermalmten Opfer noch die köstlichen Säfte aussaugen.

[1]) Vor allem das 68. Kapitel.

Domitian, der zu den Senatoren sagt: „Mein Charakter und mein Gesicht haben Euch bis jetzt gefallen[1]).“ Die Schlaflosigkeis Domitians, der allein an einem geheimen Ort auf und ab geht, bis der Schlaf kommt, macht mich mit den Zähnen grinsen. Und dieser geschlossene Raum, dieser scheußliche Ort der Kotkrüge, worin ein dreißigjähriger Kaiser die Zeit verbringt, indem er Fliegen tötet. Und so viele andre unnachahmliche Züge, an denen man die erfinderische Kraft des Lebens ablesen kann, und in den entsetzlichen Worten des Caligula oder Tiberius geht die Verspottung der Menschen weiter, als — vielleicht — je der Respekt ging. Sie erhebt sich bis zu dem großartigen Seufzer Cäsars, den mit geekelter Miene Jupiter hätte ausstoßen können: „Ich bin der müde Tierbändiger dieses Reiches.“ Bei Sueton fühlt man die Größe Cäsars und die abscheuliche Schlechtigkeit des Augustus, dieses Robespierre unter den Herrschern der Welt.

*

Mehr als Tallemant und weniger als Saint-Simon, aber immer er selbst, der Mann mit dem aufmerksamen Zug, dem vom Lid verdeckten Auge und dem ruhigen Ton, ist Sueton tragisch, so wie ein andrer Tallemant gewesen wäre, wenn es einen im sechszehnten Jahrhundert[2]) gegeben hätte: mit dem Spürsinn und dem unersättlichen Hunger nach den Worten, die den letzten Aufschluß geben, und den atemraubenden Taten. Dieser Geschmack ist königlich.

Sueton hat nicht den Geist, der zu lachen versteht. Er ist der unbewegteste der Zeugen, dem Anschein nach der

[1]) 18. Kapitel.

[2]) Tallemant de Réaux, Verfasser von „Historiettes“, lebte im 17. Jahrhundert. A. d. Ü.

kälteste. Er erzählt die Vorfälle der Macht, wie Hippokrates diejenigen der Pest. Das Rom der Cäsaren atmet eine ungeheure Kraft, und eine ungeheure Verachtung des Menschen. Die Anekdoten der Selbstherrscher sind sein sinnlicher Atem. Ausschreitung und Herausforderung auf jedem Gebiet ist das gewöhnliche Maß im kaiserlichen Rom.

Es ist nicht wahr, daß Sueton unglaubwürdig oder verdächtig sei. Durch Sueton gewinnt man eine Norm, an der jede Geschichtschreibung zu messen ist. Dieser Mann sieht und hat gesehen. Er lehrt darum sehen. Er hat viel mehr Zuspitzung als Plutarch. Er hat das Bedürfnis nach Genauigkeit: in ihrem Dienst verfolgt er jede Spur, bis in das Geheimnis der Leidenschaften. Es steht fest, daß er die Archive, die Häuser und die Tatorte durchstöbert. Er macht seine Notizen. Er ist Jäger auf Mysterien. Er unterrichtet sich und trifft seine Entscheidung. Die Anlage seiner „Lebensbeschreibungen" erscheint mir gründlich. Der jüngere Plinius bleibt mit aller Eleganz des berühmten Anwalts zurück hinter diesem begierigen Geist, der seinen Stoff so sehr aus dem Leben und so wenig aus den Büchern zieht.

Sueton ist der erste und größte der bewunderungswürdigen italienischen Chronisten. Er ist der Villani des Kaiserreiches. Er hat im besten Augenblick gelebt. Sein Stil ist derjenige der großen Chronik. Er ist nervig und kurz, scharf und ein wenig steif, weniger geschmeidig als schneidend: vor allem bewegt. Vor den Florentinern hat er den Vorteil des Lateins, das immer energischer ist. Und schließlich, was eine Tugend der seltensten Art ist, er ändert seine Farben mit den Persönlichkeiten.

*

Ich werde ihm einen noch höheren Platz anweisen: er hat das geschichtliche Porträt erfunden, und das ist nach meiner Auffassung ein schönerer Ruhmestitel, als das beredetste Geschichtswerk geschrieben zu haben. Alles in allem interessiert uns das Leben der Menschen weit mehr als das der Staaten; zumal derjenigen Menschen, die über die andren Menschen geherrscht haben, mit welchem Rechtsanspruch auch immer. Denn es kann gelingen, einen Menschen zu schildern; das Leben der Staaten dagegen schildert man nicht und erzählt es nicht: die Politik oder eine falsche Wissenschaft, meistens beide zusammen, nehmen darin den Platz ein, den die Kunst verliert.

Die Geschichtschreiber sind uns viel weniger wertvoll als die Porträtmaler: schlecht oder recht dauern die Staaten und die Welt, die Menschen gehen von dannen. Der gute Maler liefert die große Geschichte, die auch der Meisterroman ist: er beschwört ein Menschenleben, er erweckt es zur Auferstehung. Die guten Porträts oder die guten Lebensbeschreibungen sind die beste Geschichte.

Man muß Menschen darstellen. Der Rest berührt uns kaum: weil wir nicht daran glauben. Geschichte darf nicht gemacht werden, weil sie nie gemacht werden kann. Ein wenig weiß man das, wenn man in erregten Zeiten gelebt hat und Zeuge war, nicht nur wie Geschichte gemacht wird, sondern auch derer, die sie machen.

Ich weiß zehn Historiker, vom großen Kaliber, wie Joinville sagt: in einem Zwischenraum von zehn Jahren, aber mit derselben Wissenschaft und derselben unerschütterlichen Sicherheit, hätten sie dieselbe Geschichte in zwei gänzlich verschiedenen Auslegungen dargestellt: Grunds genug, um die eine über die andre triumphieren zu lassen. Das ist das Sinai, von dem sie den Völkern

ihr *Nunc erudimini* zuschleudern. Herr Taine würde auf die Republik geschlossen haben, wenn er sich vor Sedan an seine Geschichte gemacht hätte. Er hat seine „Ursprünge" nur aus Abscheu vor der Kommune geschrieben. Was für eine Wissenschaft ist das? Alle Historiker zusammen vergißt man jede zwanzig Jahre, die einen auf Kosten der andren. Sueton dauert, und Saint-Simon dauert. Was gäbe man nicht, nur in jedem Jahrhundert einen Sueton zu haben, und einen Saint-Simon durch die Zeiten hindurch? Man gäbe dafür alle Historiker und alle Geschichte.

Vor Sueton beschäftigt man sich mit den großen Männern nicht auf Grund ihres tatsächlichen Lebens noch auf Grund ihrer Persönlichkeit, sondern nach der Idee, die man ihrem Tun unterlegen kann, und nach der Moral, die man daraus zieht.

Ohne auf Psychologie bedacht zu sein, ist Sueton auf seine Weise Liebhaber von Seelenzuständen. Sein Sinn für Charaktere ist so stark, daß ihm das trockene Modell nicht genügt. Er vergißt nie, die Verwandtschaft dessen heranzuziehen, den er zeichnet. Er beobachtet seine Gewohnheiten, und seine Laster; die sinnliche Persönlichkeit reizt ihn nicht weniger als ihre öffentliche Rolle. Sueton zeichnet einen Mann in seinen Merkmalen und seinen eigentümlichen Neigungen, in dem, was er tut, was er zeigt und was er verbirgt. Er schweigt nur über das, was er nicht weiß. Er zieht dem Fürsten das Hemd vom Leib und tastet ihn ab, den Sitz der Grausamkeit, des Jammers und der unnahbaren Majestät. Er vermerkt seine Schönheiten und notiert seine Fehler; er prüft die Muskeln und beschreibt die Geschwüre. Er lockt die verräterischen Worte mit dem Hechthaken des Instinkts, er

pflückt sie jenen schrecklichen Possenreißern vom Mund· Fast alle Herrscher sind Possenreißer, im weltlichen Sinn, und ich habe immer gedacht, daß die Könige die Narren und die Triboulet Götter sind. Deshalb hat jeder Gott seine Dynastie, die er beschützt.

Das Jagdgebiet dieses großen Fallenstellers ist, wie nur gerecht, die Welt der Mächtigen und derer, die, sei es durch Rang, sei es durch Begabung, nahezu einmalig sind. Er hat von Vulkan einen unwiderstehlichen Haken empfangen, der alle Geheimnisse der Hochmögenden an sich zieht, die prächtigen Lumpen wendet und das Futter aus Seide und Samt von dem aus Fleisch und lebender Haut trennt.

Er gibt nicht Ruhe, bis er die Lüge des Schlafzimmers, das Opiat der Bettgenossenschaft nachgewiesen hat. Denn das Schlafgemach jedes Menschen und sein Bett haben eine Decke, die aus Verlogenheit gewoben ist, und hüten eine Wahrheit, die von der Scham verteidigt und vom eigenen Bewußtsein nicht eingestanden wird. Er, Sueton, gleitet hinter die Tapeten und hebt die Gardinen — er öffnet die Bettücher selbst. Er hört die Stille, und noch von den erkalteten Kopfkissen kommt ihm ein Echo dessen, was geflüstert wurde. Er sticht in die Üppigkeit der Matratzen und zieht einen Flocken Wolle oder sonst einen versteckten Lappen hervor, der noch den Abdruck der Schläfer, noch ihren Geruch verrät. Niemand ahnt es, er aber ist da, im Dunkel der Ecke, und belauscht die Seufzer der Wollust, die Zugeständnisse des Fiebers oder Halbschlafs, die Runzeln der Leidenschaft, die die Maske fallen ließ, und die Verzerrungen des Hasses.

Gefälligkeit ist ihm fremd, selbst dem gegenüber, was ihm gefällt; und ich denke, auch Empörung. Einzigartiger Mann durch die gierige Gegenwart des Blicks und die Ausschaltung seiner Person.

Er ist tatsächlich der Maler, der nichts als Zeuge sein will und keine Partei ergreift. Also ist er der, der keine Furcht hat, zu sehen. Suetonius mit dem treffenden Beinamen Tranquillus, er ist der weite, ruhige Spiegel, der ohne Hauch und Falte alles zurückwirft, was war: die Feuerbrünste Roms, das Sodom aus Marmor und das Gomorrha des Palatins, die stinkenden Löcher des Pöbels und die feigen Akademien des Senats, die gewalttätigsten Dramen und die blutrünstigsten Possenspiele, die die Welt gesehen hat — alles ist darin, die Masken der Schauspieler, der Klang ihrer Stimme, die Schminke der Gesichter, die Stichworte der Tat und die Farben der Ereignisse.

IV

ÜBER VERONESE

Ich rufe mir den Tag in Verona zurück, den erstickenden, in Bleifarbe getauchten, der im vorrückenden Abend die schönste Purpurstunde schenkte, in den Lerchengärten des Palazzo Giusti, als die sinkende Sonne sich wie ein Meer ergoß.

Ich irrte durch die schläfrige Leere des Palazzo Pompei alla Vittoria. Da befindet sich das Museum. Es ist ein Gefängnis mit einer Säulenordnung in der Art des San Micheli, der Ingenieur und Architekt, der erste Römer seiner Zeit war. Und es scheint mir, daß die Senatoren der Republik zwischen Sulla und Cato von Utica Fassaden in diesem gründlichen, schweren, unzerstörbaren Geschmack geliebt hätten. Aber die Fenster in Form von Triumphbogen und die Mauern sind zu militärisch für Kunstwerke: die Kunst ist da im Karzer.

Die Langeweile von Museen, in denen man nichts findet, gleicht dem Beginn einer Krankheit: zumal bei einer trockenen Höllenhitze wie an diesem Tag. Die Luft war aus Watte. Die Steine und die Ziegel der Stadt schienen im Fieber zu brennen, fast hätte ich gesagt, sich im Fieber zu wälzen.

Umsonst verhieß ich mir, die köstliche Loggia Fra Giocondos und die Gärten Julias wiederzusehen oder eines der gotischen Häuser, etwa den kleinen Palazzo der Bank, wo ein einziges wunderbar aus dem zarten Gesicht der Fassade schauendes Fenster alle vereinigten Glanzstücke der klassischen Renaissance aufwiegt. Nichts ergriff mich in diesen Sälen voll gleichmäßiger, harter Klarheit; der Geruch des ungestümen Fleisches lastete darauf und gab düstere Vorstellungen. Die Langeweile im Museum ist

tödlicher als anderswo, sie erschöpft das Herz. Sie läßt mich die gehässige Trockenheit kennen lernen, das Klima der Schlechtigkeit.

Wenn nichts den Augen gefällt, sind die Kunstwerke, vor denen man gleichgültig bleibt, finster wie eine politische Lüge. Sie warten auf das Leben, das man ihnen verweigert, und sie geben uns nichts, weil man ihnen nichts leiht. Man schleppt sich von einem Schritt zum andren, ein lässiger Henker; und man möchte mit einem Gähnen die fremde Stadt ungeschehen machen, in der man sich zufällig fühlt, in der alles uns fremd bleibt, da man nicht in ihr liebt.

In diesem Zustand ist es mit den Werken und der Kunst wie mit einer verbrauchten Liebe: der Überdruß ist der letzte Mantel, den die Gereiztheit erträgt, und wenn der düstere Samt mit den schweren Falten plötzlich fiele, welch grausame Nacktheit! Der Überdruß und die noch schwerere Anstrengung, ein Bedürfnis zu heucheln, das man verloren hat.

Nichts in diesem Museum! Die Enttäuschung schnitt mir die Kniekehlen durch. Nichts von dem herben Pisanello, den nervigen und scharfen Veronesen, der vielleicht von verbannten Florentiner Flüchtlingen stammte, dem Halbmachiavell der Malerei, dessen Zeichnungen der Japaner würdig sind. Ein Kruzifix von Jakob Bellini schrie um Erbarmen, drei- und viermal von den Schurken verleugnet, die es nach ihrem Belieben übermalt haben.

Ich ersticke, wenn meine Seele enttäuscht ist. Ich schlug den Rückweg ein, bereit mich in das Dampfbad des Etschquais zurückzubegeben, wo der Himmel aus grauer Wolle war, hier und da von schwerflüssigen Quecksilberstreifen unterbrochen. Aber plötzlich hielt ein Bild mich an gleich einer Melodie. Ein Freskogemälde, gebe ich es Paul Vero-

nese zurück, den Gelehrten zum Trotz, die es ihm genommen haben, wie es ihre Art ist, um glauben zu machen, sie hätten das Recht dazu oder sie dienten irgend einer Sache. Und wie am Rand eines verzauberten Wassers empfand ich einen Reiz und blieb.

*

O du großer und elender Veronese: ein solches Talent und so wenig Seele! Welch ein Maler, wenn er nur ein wenig mehr Mensch war und sich um das kümmerte, was er malte. Nie fühle ich mich weniger vom Süden als mit ihm, wie nie weniger vom Norden als mit Rubens.

Hier, hier sieht man, daß es eine Gabe gibt, die allen Gaben überlegen ist, und daß der Maler allein nicht den großen Künstler macht: der Dichter muß dazu kommen. Keiner malt wie dieser Mann da. Es gibt keine Schwierigkeit für ihn, kein Hindernis. Nichts hält ihn zurück: er ist bereit, eine Mauer von hundert Metern zu bemalen, und ein Portrait, eine ganze Kirche und ein Badezimmer, eine Schlacht und ein Blumengefäß. Er ist allen Unternehmeraufträgen gewachsen. Aber er kann auch wie ein Wunder malen, was nicht der Mühe wert ist, gesehen zu werden.

Alles ist ihm Schein, und er geht nie weiter als bis zum Schein. Er wirft sich stürmisch in alles hinein. Prunk und Pracht sind sein Reich. Alles in allem gesehen kennt er nur Feste, und sogar weniger: Schauspiele. Wie wenig fruchtbar ist doch die Freude! Und wie klein ist sein weites Gebiet: bedeckte er die ganze Oberfläche der Erde, wäre es nur eine Haut — die Oberfläche verträgt nur die leichteste Bestellung. Und außerdem besitzt Veronese nicht so viel Freude, wie man denkt: alle seine Feste sind öffentlich. Und was ist eine Freude, die sich nicht verbirgt, nicht den Schatten sucht? Sie kommt weder vom Herzen

noch vom Geist, sie, die Freude ohne Verschwiegenheit.

Veronese schleudert auf die Mauern die Herden seiner Patrizier: denn ein Haufe von Prinzen ist immer eine Herde. Sie sind alle von Brokart, wie alle diese Frauen zu fleischlich und zu fett sind. Prinzen in Üppigkeit unterscheiden sich nicht vom Volk.

Das Martyrium des heiligen Georg in San Giorgio in Braida ist ein höherer Rubens, elegant, leicht, von wunderbarer Unbeschwertheit, von einem glücklichen, sieghaften Rhythmus. Aber Sankt Georg in Verzückung ist ein gespreizter Tenor, fett und weich, er hat sogar viele Haare verloren. Der Ort des Martyriums wird von Pferden eingefaßt, die trefflich für einen Triumphbogen passen. Im Hintergrund Paläste, Statuen, Türme, Balkone, Marmorterrassen. Wo also ist man, wenn man überhaupt irgendwo ist?

Eine zweite Szene spielt sich in den Wolken ab, über der ersten: ein ganzes Volk von fetten Göttern und wohlgenährten Heiligen breitet sich in allen Posen aus. Eine prächtige Frau sitzt auf der Wolke: sie gibt dem Licht ihren Perlmutternacken und ihre runden Schultern preis, so wie Veronese immer seine jungen Frauen zeigt. Sie hält einen Engel unter jedem Arm: wirklich, ob sie nun Frau oder Göttin sei, sie ist zu stark, um so Gewichte zu stemmen. Sie wendet sich mit ihnen nach den Füßen Gottvaters, der einem Senatsfürsten gleicht. Er wird von drei oder vier andren schönen Frauen umringt. Zwischen den zwei Gruppen fliegt ein Engel mit beiden Füßen, in der einen Hand eine Palme, in der andren eine Krone, und die Flügel ausgebreitet schlägt er das Rad. Er ist Theatermaschine in einem Grad, daß man nichts mehr glaubt, wenn man ihn gesehen hat, und er verdirbt zu-

letzt alles. Selbst im Theater muß man das Theater vergessen. Wieder einmal tötet die Ausstattung das Drama.

Ich fange nichts mit einem so berühmten Gemälde an und nichts mit einem solchen Maler: er reißt mich nicht zu mir selbst hin. Rubens schließlich ist im Vergleich zu Veronese, was Lebrun im Vergleich zu Rubens ist. Veronese ist ein Rubens, der Geschmack hat, und unter den Beredten ist nicht einer der Größten von seinem Wuchs. Wenn man aber die Beredsamkeit haßt und sich nichts aus Rednern macht? Der König der Ausstattung ist der König der Maler, die nicht denken. Man muß zugeben, daß für einen Maler die Natur tief sehen denken heißt. Eine gewisse Tiefe ist notwendig. Ein Portrait des Velasquez ist voll Denkarbeit, der Überschwang der Empfindung ist Denken, und da wo das Leben intensiv ist, wo es durch das Mittel der Farbe ausbricht, würde ich sagen, die Natur denkt.

Wenn man Glück hat und Veronese nimmt, wie er ist, als einen Festtag, dann ist er ein wunderbarer Ballettmeister in einem Theaterolymp, und man wohnt mit ihm der Silberhochzeit des Dogen mit der Adria bei. Immerhin will ich den Schatten Watteaus die Reise nach Verona machen lassen, damit er am bewundernswürdigen „Konzert" des Museums teilnehmen kann. Diese Freske hat ihre erste Frische nicht bewahrt, kein Zweifel, auch nicht die Glut und den Schwung ihrer Töne; aber sie ist, einzigartig bei Veronese, das Werk eines Dichters: die Freude der Prinzen und der Luxus und der Feentraum vom glücklichen Leben singt darin.

*

Ein Park in einer heiteren Gegend.
Ein Dickicht von üppigen Bäumen, immergrünen und

andren Eichen, bietet eine Zuflucht vor dem Wind und ist der tiefe Vorhang, der eine der Stille geweihte Wiese von der Welt trennt. Auf beiden Seiten steigt weithingebreitetes Land sanft zum fernen Horizont hinab, wo ein See sich ahnen läßt, an einem fast unmerklichen Glanz verstummten Wassers. Noch weiter bewaldete Höhen, vom Frieden bewohnte Flanken geheimnisvoller Hügel. Es ist vielleicht Sommer, vielleicht auch Herbst. Und hier ist die Natur der Kunst unterworfen.

Neun Frauen scharen sich auf der dunklen Wiese, alle jung, alle groß, stolz, liebenswert und edel, alle weiblich. Noch die feinsten unter ihnen sind kräftig. Gesund wie eine Rasse ohne Sünde und Sterblichkeit; still, wie nie Frauen waren.

Weder sie noch ihre Mütter haben je das Gesetz der Arbeit und der Notdurft gekannt. Sie sind in den Palästen geboren, sind in Gärten großgeworden, deren Ordnung von weisen Architekten ersonnen wurde. Auf den Terrassen der immergrünen Bäume sind ihre Augen nie vom Winter getrübt worden — vom ersten Tag an offenbarte sich ihnen nur die erhabene Einfachheit der großen Linien, und um ihren Geschmack zu bilden, zog man die Blumen der Beete unten noch in Figuren.

Ihrer aller Frisuren sind sorgfältig gepflegt, gemäß ihrem Rang, der zu den höchsten zählt. Gold und Perlen durchziehn die eingerollten Flechten. Sie sind alle blond, und nicht eine hat aufgelöste Haare. Die Arme sind nackt, ausgenommen eine oder zwei. Die meisten sind auch nackt unter weiten geöffneten Mänteln, die die Brust sehen lassen und sich über dem Bauch schließen, dort wo alle Wölbungen des bebenden Fleisches zusammentreffen und alle Wellen des Tals auslaufen. Die Nackteste singt mit gesenktem Haupt und an ihrem Handgelenk glänzt ein

Armband aus kostbaren Steinen. Ihre gespannten Brüste empfangen die Liebkosung ihres Atems.

Keine Verzückung, kein Rausch. Nur unbefangener Genuß belebt die schönen Leiber. Die Wollust, in sich selbst zu ruhen, wenn man jung und Frau, und schön und vornehm ist. Die Kehle schwillt den Schönen, sie wollen sich selbst singen. (Und hinter der Leinwand unterscheide ich die Wollust, sie zu malen und sie so zu besitzen, wie sie der Künstler allein besitzt.)

Von den drei Verführerischsten sitzt die eine im Hintergrund und zupft die Baßlaute. Neben ihr steht die Schönste und singt, indem sie die Worte aus einem Buch abliest, das sie auf ihren schönen ambrafarbenen Bauch stützt. Sie ist lang, fein, ihre zarten runden Brüste haben die Schwellung der Schale und die weiche Festigkeit der Frucht.

Die Reizendste spielt auf einer Viole, die auf ihren Knien ruht; sie sitzt im Vordergrund und das Kleid aus golddurchwirkter Seide umschließt ihren Körper enger als die andren gewohnt sind. Sie kehrt den Rücken zu, aber ihr entzückendes Gesicht ist mit einem unmerklichen Lächeln im Profil gegenwärtig; und wem lächelt sie zu, diese Venezianerin aus Athen und Paris? Sie hat die zartesten und die edelsten Züge, die wundervolle Linie eines langen Kelches, die Haltung einer Anemone und keuschen Lilie. Und ihr Fleisch ist dasjenige, das man begehrt, weil es verschleiert ist.

Es sind die neun Musen, denke ich, alle musizierend zu ihrer süßesten Ergötzung, alle Königinnen um ihre älteste Schwester an der Orgel. Elegant gleich einem Gedicht in neun vollkommenen Strophen, kein Mutwille in ihnen und nicht einmal Melancholie. Ihre Anmut ist einfach, ihre Anmut ist stark, wie diejenige der schönsten

Bäume, der Pinien von Pamphili und der Zypressen von Giusti. Weder Anmaßung noch Hochmut, sie sind stolz und lächeln, diese Prinzessinnen. Sie kennen das Böse so wenig wie das Leid. Alles ist gesund in ihnen und nichts ist gewöhnlich; man sieht wohl, daß diese Frauen Göttinnen sind. Der Park ihres Konzertes ist nicht weit vom Olymp.

Ich will nicht wissen, ob die Landschaft durch die Zeit gedunkelt wurde, ob die blonden Musen braun geworden sind, und ob ruhmlose Hände Trauer auf die Gewänder dieser Patrizierinnen gemalt haben. Und vielleicht träume ich dieses Bild mehr als daß ich es sehe. Weshalb nicht? Das Leben ist die Einladung zum Traum, wie der Tod sein Ende ist. Und die toten Werke sind diejenigen, die uns hindern, zu träumen.

V

CHATEAUBRIAND

Ein ganzes Jahrhundert ist voll von seinem Namen. Aber das Jahrhundert klingt vielleicht hohl, wenn es von Chateaubriand widerhallt.

Er ist im geheimen das Gegenteil dessen, was er blendend zu sein scheint. Er steht zwischen zwei Altern und zwei Welten, ohne tapfer etwas ganz zu sein. Er mag sich drehen und wenden, wie er will: je eifriger er nach dem Vergangenen ausschaut, desto verräterischer träumt er vom Künftigen. Er gehört mehr der Zeit an, die kommt, als der Welt, die er verläßt.

Man bewundert den Wohlklang seiner Klagen und man glaubt ihm sein Bedauern nicht. Er gefällt sich in dem, was er verdammt, und er bliebe vielleicht der gegensätzlichen Partei nicht treu, wenn er nicht wüßte, daß sie verworfen ist. Wenn er einen Wohnsitz hat, möchte er reisen, und er sehnt sich nach einem Wohnsitz, wenn er reist. Er fühlt sich nur dort wohl, wo er nicht ist. Er gibt sein Herz mehr der Sache, die ihm schmeichelt, als derjenigen, die er vorzieht. Er ist mit sich selbst nur im Einklang mit Hilfe des Widerspruches. Und er versteht nicht immer das, was er lehrt, die schlimmste Form, sich zu widersprechen.

Er hat den souveränen Ton, ohne die souveräne Seele zu haben. Er dankt den Ruhm Werken, die heute ganz tot sind und jedem unerträglich zu lesen sind; und er lebt nur in einem wunderbaren Buch fort, das niemand zu seinen Lebzeiten gelesen hat.

Er hat lange als Schüler Voltaires gedacht, und er fühlt als Neffe Rousseaus. Beiden weniger fern als man glaubt

und er eingesteht, läßt er nicht recht erkennen, was er mit der Kirche will, die er wieder aufrichtet. Er predigt in der Kanzel des heiligen Bernhard ein süßliches und poetisches Evangelium. Er gibt Bilder für Vernunftgründe und fromme Verbeugungen für die unvergängliche Zucht.

Er wendet sich an die Völker, aber mit der faden Beredsamkeit, die die kleinen Tauben im Vogelkloster verführt. Seine Honigtheologie ist Politik. Je prächtiger er sie mit Grundsätzen ausstattet, desto größer der Widerspruch seiner eigenen Natur. Er entdeckt für andre Regeln, die er selbst nie befolgt. Und sein ganzes Leben, das bis zur Kindlichkeit mit heidnischem Hochmut gefüllt ist, trieft von christlichen Tugenden, die er preist. Er will die königliche Ordnung auf der christlichen wieder aufrichten, und am Ende verachtet er die Könige und behält vom Christentum nichts als eine poetische Phrase.

*

Er war ein kleiner, ziemlich kurzer, nervöser und nicht eben breiter Mann; der Kopf saß dick und ohne viel Hals zwischen dünnen Schultern; die Haut war gegerbt und von den Blattern durchlöchert, die Miene erhaben. Und man hat gesagt, er sei der größte Geck der Welt.

Er zeigte wie Lamartine gern seinen kleinen Fuß, den kleinen Knöchel, die gewölbte Sohle. Die Hüfte mittelmäßig, aber geschmeidig — so erhielt ihn die Magerkeit lange jung und immer elegant.

Er hatte von Natur aus fröhliche Züge und lachte niemals in der Öffentlichkeit. Unter den vielen Bildern, die alle ebenso falsch wie diejenigen Goethes sind, weiß ich eines, das ähnlich, jedoch seltsam genug zu sein scheint. Er ist ungefähr fünfundzwanzig Jahre alt: der Maler fürch-

tete noch nicht wahr zu sein. Verdrießlich, aber nicht schmerzlich, aufmerksam und im Schatten dicker Brauen schmollend, die Stirn mäßig, die Haare dicht und üppig, der Mund stark und sinnlich, das ganze Gesicht weniger brennend als ein wenig schwer und gedrungen — weder besonders fein, noch geistig noch auch nur melancholisch hat hier der Chevalier von Chateaubriand etwas, was an einen unmündigen Rousseau und einen jungen Marat erinnert.

Als er an Haar verlor, gewann er an Stirn, im Alter. Sein Schädel kam hoch und lang heraus, edel getürmt und von den Schläfen her gemauert. Er ist merklich feiner geworden. Seine lebhafte Magerkeit hat sich auf die Erde besonnen und an Fülle zugenommen. Sein Mund, der Mund eines, der vor Mißachtung oft auf die Lippen beißt und diese von den Zähnen abstehen läßt, war verbraucht und recht bitter. Aber sein Lächeln schien auch jetzt noch darauf bedacht zu sein, zu gefallen; es war immer reizend gewesen. Die großen Männer und Napoleon zuerst ausgenommen, hat Chateaubriand alle gewonnen, die zu verführen er sich die Mühe gab.

*

Mensch ohne Leiden, wenn nicht gar ausschließlich eitel. Es steht fest, daß diese unheilbare Hautkrankheit unerträgliche Schmerzen und Schlaflosigkeit verursacht. Chateaubriand hat nie das Leid gekannt, es sei denn das Leid, der zweite zu sein. Er lebt also nur, um der erste zu scheinen. Ich bin gar nicht sicher, daß er mehr als diesen Schein wollte. Er beschränkt absichtlich seinen Horizont, um nicht durch allzubreite Schatten beunruhigt zu werden. So spricht er von Goethe nur im Vorübergehen, wie überrascht und obenhin: kaum, daß René

Werther kennt. Was Byron betrifft, so verabschiedet er ihn höflich; mit gutem Recht, wie mir scheint: Byron ist ein abenteuernder Chateaubriand und ohne Stil, ein René, dem sein Unternehmen nicht geglückt ist.

Ein Riese lag über Frankreich und Europa. Und das ist der Neid und wahre Schmerz Chateaubriands. Napoleon hat keinen tieferen, noch wilderen, noch im übrigen weniger gefährlichen Feind gehabt. Die Eigenliebe ist ein Mörder; aber nicht diejenige, die mit einer Feder tötet. Chateaubriand haßte nur in Tinte. Er kann einen Nebenbuhler schwärzen, er kann nicht handelnd gegen ihn auftreten. Er kann gegen den Gott des Krieges nicht Krieg führen.

Selbstsüchtiger als der Hochmut Chateaubriands ist keiner. Dieser Hochmut macht ihn töricht, er macht ihn dumm. Er vergleicht sich mit Napoleon, Tag für Tag und Handlung für Handlung. Er widmet dieser Parallele einen ganzen Band. Er führt sie bis zur Eignung zum Kriegsmann durch. Bonaparte und ich, das ist sein abgeschmackter Kehrreim.

Er gibt sich Napoleon gegenüber den ungeheuren Vorteil eines „u" und nennt ihn hartnäckig Buonaparte. Er will nicht einmal an Alter Buonaparte überlegen sein, sondern nur an Genie, und sucht zu beweisen, daß Buonaparte wie er 68 geboren ist. Er beruft sich dafür auf die Konstellation der Sterne, und seine bescheidene Astrologenmiene ist unbezahlbar. Ich und Buonaparte: er will sagen, daß mit fünfunddreißig Jahren „René" und „Der Geist des Christentums" die zwei italienischen Feldzüge, Rivoli, Egypten, den Vertrag von Amiens und Austerlitz wohl aufwiegen. Buonaparte und ich: Jena und „Die Natchez"; Wagram, das eroberte Europa und „Die Märtyrer"; die Große Armee, die zum Ruhm der Jahrhunderte ihre

Winterquartiere in allen Hauptstädten von Lissabon bis Moskau nimmt, und „Die Reise von Paris nach Jerusalem"; wie, ist das nicht auch eine schöne Reise?

*

Stendhal stirbt vor Lachen bei diesem Gedanken. Ohne die „Erinnerungen" gelesen zu haben, durchstößt er die Seifenblase dieser sentimentalen Beredsamkeit und tollen Eitelkeit. Hätten sie den Durchmesser der Erde, wären sie dann weniger Seifenblasen? Es ist den Dichtern natürlich, daß sie eine erhabene Meinung von ihren Werken haben und sie andren einreden wollen. Aber es ergibt sich, daß Chateaubriand nicht als Dichter und nicht nach seinen Werken beurteilt werden kann. Denn da nur er in seinen Werken ist, beurteilt man nur immer ihn. Denken und Charaktere fehlen in der Musik Renés zu sehr.

Die Eitelkeit Renés ist in der Liebe nicht wenig offenkundig. Und vielleicht verrät sie keine geringere Unfähigkeit. Er sagt den Frauen: „Glaubt nicht, daß ihn fürderhin ungestraft die Zärtlichkeiten eines andren Mannes empfangen könnt; glaubt nicht, daß seine schwachen Umarmungen in euerer Seele die Erinnerung an die Umarmungen Renés auslöschen können!" — Welche Geckenhaftigkeit, welch abscheulicher Ton, welche Lächerlichkeit! In euerer Seele? Es gibt fürwahr Dinge, die Henri Brulard[1]) zynisch machen können.

Um den Metaphern der Seelenglut und des Herdes treu zu bleiben, so denke ich, daß Chateaubriand mehr Feuer anzündete, als er unterhalten konnte. Alle seine Liebesgeschichten lassen den Zweifel, ob er geruht habe, viel

[1]) Bei Stendhal. A. d. Ü.

Antwort zu stehen. Er ruft, man kommt und er geht davon. Seine Frauen sind wie trunkene Hündinnen, die den Weg des edlen Hirsches verloren haben. Alle haben sie Gründe, um sich mehr zu leihen als zu geben. René entzündet und wärmt nicht. Ihre Verbindung war vorher bestimmt. Sie war glücklich. Die Ehen werden im Himmel geschlossen.

*

Großer Herr, der er ist, bemüht er sich noch unermüdlich um das Auftreten und den Titel eines solchen, als wenn es nicht alle Rechte gäbe.

Hofmann und bald der raffiniertesten einer, nirgends einsam, es sei denn in der Ehe, ist er beredt wie ein gestern geborener Kadett und mindestens wie ein Bürger. Er besitzt alle Gaben, um dem Volk zu gefallen, bis zur Geistlosigkeit.

Er ist ein wenig schwer, wenn er sich lustig macht. Er setzt den Fuß in den Spott, nicht nur den Nagel des kleinen Fingers. Er ist großartig, wenn er beschimpft. Er hat mehr Mißachtung als Unmut, und mehr Unmut als Ironie. Er glaubt nicht an das, was er tut, noch an andre Menschen; aber bizarr genug, er glaubt an das, was er sagt. Er hat nichts dagegen, seinen Zweifel, am Weltall und allen Ordnungen des Glaubens, durchblicken zu lassen; aber er verträgt nicht, daß man das Maß der Anerkennung, die man seinen Werken entgegenbringen will, festsetzt oder ihre Wertschätzung einschränkt. Wenige Fürsten wurden mit einer solchen Autoreneitelkeit geboren.

In jedem Augenblick macht er den Eindruck eines Wiedergekommenen, wenn man so sagen darf, jedenfalls eines rückwärtsgewandten Heraufgekommenen. Man

möchte von dem vornehmen Vicomte sagen, daß er sein eigener Nachfahre ist, daß er dieser Haltung nicht müde wird, daß er sich stolz im Bewußtsein, ein Berufener zu sein, spreizt und gleichwohl nicht vergessen kann, daß er erst rühmlich geadelt worden ist. Sein Alter ist schön: er lebt vollständig in seiner Rolle. Er hat sich ans Herrschen gewöhnt, rücksichtslos. Für einen König, der in seinem Schlafzimmer empfängt, ist er wohlwollend. Er hat Adel, er steht auf der richtigen Höhe. Er ist ein wenig taub. Er hört die andren nicht: er duldet sie oder begönnert sie. Und er spricht fast nicht mehr.

*

Es ist demnach nicht so scherzhaft, daß man Chateaubriand weder für einen genügenden Christen noch für einen genügenden Royalisten hält. Royalistischer als der König, christlicher als die Kirche, ist Chateaubriand nicht der Mann, sich selbst vergessend den beiden Einrichtungen zu dienen. Ob in Reims oder Rom, immer sieht er sich, er, der den Papst macht und den legitimen König trägt.

Es gibt nichts, zu dem er in einem Treueverhältnis steht. Glaubt er? Ich kann mich nicht davon überzeugen. Und was liegt daran, wenn er vom Glauben abhält. Schwerer wiegt, daß er nicht an sich glauben macht.

Er tut wenig dazu. Welch tiefe Unordnung in diesem Mann der Ordnung. Welcher Rebell gegen jede Autorität ist dieser Herold der Macht. Wieviel Anarchie in dieser Seele, ungeachtet ihres Kampfes gegen die Anarchie. Und seine Treue noch ist anarchisch. Treu wie ein Gatte, der nicht mehr liebt und vielleicht sogar seinen Widerwillen in Höflichkeit einhüllt.

Er hat zu viel Stärke in seinem Geist, um so kleinlich zu glauben. Der Glaube Chateaubriands hat Ähnlichkeit mit der Überzeugung eines heroischen Schauspielers: ein Held, solange er die Rolle spielt; und wie man weiß, spielen sie dieselbe Rolle bisweilen in der Stadt. Aber sie weihen sich nicht und sterben nur auf der Bühne. Chateaubriands Theater ist die öffentliche Geltung, er tritt fast nie von der Rampe zurück. Da er auf der Bühne lebt, stirbt er im Notfall glänzend in seiner Rolle: gleichwohl, in einer Rolle.

Joseph de Maistre glaubt, wenn die Kirche die Gläubigkeit Chateaubriands zuläßt, kann man sich nur vor dem Urteil der Kirche beugen. Nun handelt es sich nicht um die Tatsache: ich suche den Grund des Herzens. Man muß sehen können, daß der Glaube Chateaubriands den unechten Ton hat — er hat alle Töne. René ist nicht etwa scheinheilig, er ist nur nicht tief genug. Es klingt hohl vor Verlegenheit. Der „Geist des Christentums" ist ein Buch, in dem sich alle falschen Töne Stelldichein geben, durch und durch in einem falschen Stil geschrieben: falsch, wie die Stimme falsch ist. Hier ist ein Ende erreicht, die Religion Mode geworden. Was ist eine Religion ohne Nötigung? Chateaubriand steht am Anfang aller politischen und religiösen Moden.

Liest man Benjamin Constant, so merkt man, daß der Brumaire sich auch gegen Rousseau wandte: aber Chateaubriand hat ihm die Herrschaft wiedergegeben; zehnmal ausgedehnter, wie er ist, legt er ihm neue Provinzen zu Füßen, darunter eine der schönsten, die Religion. Chateaubriand der Emigrant ist der Mann, der die Revolution in die Dichtung trägt. Wenn er Papst wäre und erster Prinz von Geblüt, wenn er die Zunge eines Königs und den Mund Montmorencys hätte, er ist Parlament, er ist

Bürger in dem, was er sagt; er liefert Gefühl, er ist kleiner Priester.

Ha, er ist Schriftsteller. Er schreibt, damit man ihm Beifall klatsche. Er sucht nur zu gefallen, er der Geringschätzige, den alles langweilt. Viele Schriftsteller, sagt man, sind so. Zumal, wenn sie die Weltverächter spielen. Der Reihe nach Anhänger des Königs und Napoleons, der Kirche und der Republik, ist Chateaubriand nur einem wirklich treu, seinem Ruhm. Er rühmt die katholische Ordnung und den Menschen der Natur. Seine Religion ist voller Fetische, und seine Politik auch. Er verbirgt es nicht einmal. Im Gegenteil, es sieht ganz so aus, als lache er insgeheim darüber, daß er so würdig ist. Als wolle ein hoher Priester, sei es nur für einen Augenblick, in seinem Deshabillé aus Verneinung und Lästerung überrascht werden.

Eitelkeit schließt Gläubigkeit aus, um es kurz zu sagen. Tiefe Eitelkeit ist nihilistisch: sie kommt vom Leeren, und sie schafft es. Allenthalben bei Chateaubriand fühle ich diesen Hauch des Grabes. Sein Meisterwerk liegt unter einem Leichenstein. Prachtvoll und ohne gleichen fesselt dieser Vortrag allein unser Gehör; und die Stimme kommt aus dem Grab.

Niemals war man so wenig mystisch, bei größerem Anspruch auf das Geheimnisvolle. Niemals war das Erhabene so sehr Vorsatz: für ihn ein bildliches Mittel, ein Werkzeug; man hat es unter der Hand, man braucht es nur zu benutzen. Man kann vom falschen Erhabenen wohl sagen, daß es der Gipfel des Nichtigen ist. Es ist auch der Gipfel der Langeweile. Wer will die „Neue Heloise" oder die Bücher Chateaubriands bis zum Ende lesen?

In der Dichtung und in der Tat sind die erhabenen

Züge der höchste, der unmittelbarste Strahl, der aus dem Charakter schießt, das was aus dem Tiefsten kommt und am weitesten reicht. Sie sind die Aufrichtigkeit selbst, ich möchte fast sagen, die schicksalhafte Not einer großen Seele. Man wird nie erhaben sein, ohne sich mit seinem ganzen Selbst einzusetzen. Man ist es, ohne es zu wollen. Das nachgeahmte oder das eitle Erhabene ist das falsche Erhabene.

Die Erregung eines machtvollen Herzens und eines heroischen Willens läßt sich nicht nachahmen. Die Gelegenheit noch weniger. Die Fetzen der Geschichte und Heldengedichte, Masken und Mummenschanz. Vielleicht erklärt sich die grenzenlose Langeweile Chateaubriands aus dem Entschluß, den er gefaßt hatte, erhabene Bücher zu schreiben. Ein Mann, der von Ende zu Ende, zwanzig Jahre seines Lebens damit zubringt, die zwanzigtausend Seiten der Natchez, der Tagereise, des Geistes des Christentums und der Märtyrer zu ordnen, vorzubereiten und zu verfassen, hat alle Folterqualen einer unbeschreiblichen Langeweile leiden müssen. Wir wenigstens können der Qual entgehen, sie zu lesen.

Im übrigen, er ahmt immer nach; und selbst in seinen wunderbaren „Erinnerungen" folgt er Napoleon Schritt für Schritt. Ha, ich kann nicht an einen Mann glauben, der einen andren bis in sein Leben nachahmt.

Nicht Beredsamkeit, nicht Farbe, nicht Erfindungsgabe halten Stand. Die Falschheit verrät sich zuletzt immer im falschen Stil. René ist lächerlich, so oft er bewunderungswürdig ist. Er fließt über von Allegorien aus Pappe und unmöglichen Ansprachen. Eisenbart in Gefühlen, deine Komik ist schwarz. Er sagt Sie zur Natur, so höflich ist er. Er hält ihr Monologe, so in Celyta, in Ondure, in Utugamis und beim Herzog der Mykogylgen. Sind nicht diese Namen schon von schlimmer Nichtigkeit?

Jedes Wort hat sein schmückendes Beiwort, und jedes Beiwort ist vorhergesehen. Eine unglaubliche Kraft stützt die Armut eines empfindsamen Stils in der Art Rousseaus und Florians. Nein, nur das Denken haucht einem Werk Leben ein und verleiht ihm in jeder neuen Generation abermals Leben.

Bewunderungswürdig, wenn er wahr ist, wenn er verneint, wenn er verachtet, wenn er zerreißt, wenn er sich beklagt, wenn er sich ausmalt, kurz, wenn er er selbst ist. Nähme man ihm seine „Erinnerungen", so bliebe nichts. Aber die „Erinnerungen" sind ein erstaunlicher Wurf. Ihre Schönheit besteht darin, daß es René gelingt, wie Chateaubriand zu schreiben. Er hat die große Phrase der dichterischen Prosa erfunden, die in allen Erregungen schwingt und Resonanzboden für alle Sinne ist. Voller Bilder und Duft gestalten die Sätze die Gegenstände der Natur und umreißen sie; die Gedanken sind in Gefühl umgesetzt und haben gleich lebenden Formen Zahl, Harmonie und Farbe.

*

Chateaubriand ist zu ohnmächtig, um irgend etwas zu lieben. Darum ist René eine Wüste, die den Durst nicht stillt. Derselbe Mensch wie Benjamin Constant, ohne dessen Verstandesstärke. Aber welche Glut der Erfindung, welcher Traum der Spieglungen!

Chateaubriand oder die Herzensarmut. Er will das ganze Leben und kann nichts damit anfangen. Er will das, was er nicht hat, und macht nichts aus dem, was er hat.

Er muß viele Schulden haben, um Gefallen daran zu finden, daß er sie gemacht hat. Und vor allem, um sich rühmen zu können, daß er ohne Geld ist. Er leiht allenthalben und oft ohne Zartgefühl. Er ist weniger groß-

zügig als verschwenderisch. Er handelt, er schreibt nur für die andren, und lebt nur für sich.

Seine Liebe zur Schwester und seine Leidenschaft für die Ehre sind seine aufrichtigsten Gefühle.

Stolz als Grundlage der Ehre. Die ganze Rasse hat Ehre gehabt. Sie hat treu gedient. So verlangt die Ehre, daß man dient. Die alten Ideale gipfeln im Dienst und nähren sich vom Instinkt des Ruhmes. Und dieser Instinkt hat den Stolz zur Wurzel. Es handelt sich darum, zu gelten und durch Geltung Vorrang zu haben: in den Augen aller, in den Augen des Königs und der Stadt, und am meisten in seinen eigenen Augen, vor sich. Außerhalb des Dienstes ist er zärtlich versunken in ein erhabenes Bild von sich selbst oder die Vorstellung irgendeines Ruhmes, der die Mühe zu leben wert ist. Alles für den Ruhm. Aber vielleicht ist der Ruhm eine Entartung der einzigartigen Ehre.

Es ist gewiß, daß Chateaubriands Herz nicht demütig genug war, um in kleinen Ämtern zu dienen. Aber es ist sehr leicht möglich, daß er großer Aufgaben würdig gewesen wäre. Chateaubriand ist kein Abenteurer in der Politik. Er liebt den Ruhm Frankreichs überall, wo Ruhm zu finden ist. Er unterscheidet die Interessen des Landes von denen der Monarchie. Die Sorge um den Ruhm konnte den ungeduldigen Ausschweifungen dieser Phantasie Zügel anlegen. Sein Gesichtsfeld war groß; selbst da noch, wo es Chimären suchte, verkannte es nicht die französische Überlieferung.

Er besaß das Wissen um die großen Gezeiten im Leben der Menschen und um das, was die Völker treibt. Seine Gedanken über das russische Bündnis hatten Inhalt und er schätzte die Tragweite ab. Man muß irrsinnig sein, um einen Mann von diesem Schlag mit den elenden Kammer-

dienern und Schurken, die Frankreich nach Colbert und Louvois führten, auch nur zu vergleichen.

*

Er sagt niemals die Wahrheit. Aber wie, ist Kunst nicht nur Illusion? Und ist die Wahrheit für einen Künstler so wichtig?

Es handelt sich hier nicht um die Wahrheit im Sinn der Wissenschaft. Es handelt sich darum, wahr mit sich selbst zu sein, wahr mit seiner Erregung, wahr mit seinen Erlebnissen. In der Kunst ist das, was man tut, das was man ist.

Das Vorgestellte der Kunst ist eine höhere Wirklichkeit. Das Leben der Einbildung ist kein Leben der Lüge. Deshalb wird es nie einen großen Künstler ohne Liebe zur inneren Wahrheit, ohne Achtung vor ihr geben. Was man die Aufrichtigkeit nennt, ist die Reinheit der Erregung. Wer nicht aufrichtig mit seinen eigenen Leidenschaften ist, spricht nur vom Hörensagen und malt nur auf Vorlage. Was wird daraus, wenn er selbst wie Chateaubriand sein einziges Thema ist?

*

Er zuerst in Frankreich hat sein Leben damit verbracht, Leben vorzutäuschen, eine Rolle zu spielen und sein Standbild zu meißeln. Er hat nur für die Meinung der andren gelebt — indem er nie aus sich herausging.

Vor ihm haben Rousseau und Goethe die Kunst zu leben versucht. Aber die Natur hatte für Rousseau gewählt und ihm die einzige Rolle auferlegt, in der er tauglich wurde: er hat sie auf sich genommen, manchmal sich selbst schmeichelnd; er hat darunter gelitten; er ist daran gestorben.

Und indem Goethe mehr als eine Persönlichkeit spielte, erfüllte er mehr als einmal die Rolle, die ihm von der Natur vorgeschrieben worden war. Wenig Eitelkeit in diesem Mann und ungeheure Hilfsquellen. Er ist nicht der Betrogene. Sein Wille und selbst seine Laune stimmen sich meist auf die unbewegliche Ordnung ab. Er hatte schon die Grenzen eines gewöhnlichen Lebens überschritten, als er sich der Aufgabe widmete, seinen Marmor zu formen, das Bild eines souveränen Dichters und einer weltumspannenden Intelligenz zu vervollkommnen. Diese große Altersleistung wiegt durch ihre Ruhe, die Ausdehnung des Blickes und die Fülle der eingebrachten Ernte manche Wiederholung nach deutscher Art auf, manche unfreiwillige Lüge, die häufigen Rückfälle in einen ärmlichen Geschmack, das idyllische Epos beim Apotheker und die schwere bayrische Minerva Iphigenie. Das großartige Interesse, das dieser Greis dem Leben in allen seinen Äußerungen entgegenbringt, gewinnt uns sogar für seine Irrtümer, für die kleinen Unzulänglichkeiten seines Charakters und die Augenblicke, wo seine Intelligenz versagt. Die Würde dieser Intelligenz steht keiner andren nach.

Was Chateaubriand betrifft, so ist er tausendmal weniger René, als er scheinen wollte. Er hält an seiner Person fünzig Jahre lang fest. Er führt sie in die Politik ein, wie in die Wälder die Spaziergänger; in die Geschäfte, wie in den Sand Floridas, wohin er nie den Fuß gesetzt hat; und selbst in die Liebe. Er versucht alles, um alles seinen ohnmächtigen Händen entgleiten zu lassen, wobei er glauben macht, daß ihm an nichts liegt.

Diesen Kultus seiner selbst hatte man bis dahin in Frankreich nicht ausgeübt; man hatte sich niemals weder seine Anmaßung noch Lächerlichkeit und noch weniger seine Selbstbespieglung gefallen lassen. Er dagegen ging mit der

neuen Zeit, wo jeder sich in Ermanglung eines Besseren, vor allem der Anschauung, selbst anbetet. Er mußte die Religion dieses Jahrhunderts sein. Es sind nicht die schönsten Sätze Chateaubriands, die alle Geister erobert haben, fast hundert Jahre lang; Nachahmung fand der Mißbrauch des Ich, das verhängnisvolle Recht auf Eigenliebe, die Verherrlichung der persönlichen Sünde auf Kosten der allgemeinverpflichtenden Ideen. Statt der Leidenschaft einer großen Seele sieht man eine hemmungslose Erregbarkeit, die sich taumelnd gegen die höchste Ordnung empört, und ist Zeuge von Launen, die gegen jede Vernunft verstoßen.

Von Leidenschaft kann man gar nicht bei ihm reden; sie fehlt ihm wie seiner ganzen geistigen Nachkommenschaft. Denn in der Leidenschaft geht es nicht um ein Buch, sondern um das Leben. Gleichwohl, es gelingt ihm eine Leistung von ungewöhnlicher Kraft: nachdem er für Bücher gelebt hatte, legte er zuletzt sein Leben in ein Buch und wurde in den Augen der Zeit das, was er in der Erinnerung der Menschen sein wollte. Mit wunderbarem Meißel hat er sich sein Standbild geformt, kühn im Stil und bewunderungswürdig in den Verhältnissen, während seine Neffen nichts als elende Nachahmungen in Erde oder Dreck hinterlassen haben; und je mehr sie Kolossalformen geben wollen, desto besser sieht man, daß es nur Figurinen sind. Chateaubriands Erfindungskraft stand wenigstens auf der Höhe seiner Eigenliebe.

*

Voll Verlangen, immer enttäuscht, sich wie ein Toter von allem leerend, was ihn erfüllte; auf Leidenschaft und Leben weit gieriger als seine Fähigkeit, sie zu genießen und zu leben, reichte; in sich eingesperrt, alles auf sich zurückführend; von grenzenloser Gefälligkeit gegen sich

und im übrigen glücklos; jemand, der von sich nichts und von andren nur seinen Sieg über sie hatte; einer derjenigen, die sich unaufhörlich mit andren vergleichen, weil sie siegen wollen, und im Grunde des Herzens an ihrem Triumph verdorren; von einem unersättlichen Stolz, der sich als Verachtung der Mitmenschen äußert, und bis zur tiefsten Langeweile die Selbsterkenntnis erschöpfend; noch mehr Einsiedler im Nichts, als Egoist — so mußte Chateaubriand auf der Flucht vor dem Tod das ewige Dabeisein bis zu dem Punkt steigern, wo der Weg der Leidenschaft und derjenige der Manie sich treffen.

Unfähig, ein Genüge zu finden, ganz persönlich und verhärterter Kern, den nichts auflöst, daher er im allgemeinen Strom der Natur einsam dahintreibt, dürstet diese Ichfigur doch nach einer Quelle, wenn es auch nur ein Ort der Asche ist: die starke Eigentümlichkeit Chateaubriands besteht darin, daß der Tod ihn ebenso berauscht wie beunruhigt.

Bei Pascal ist der Tod die federnde Kraft des Dramas. Pascal mißt sich unaufhörlich am Tod. Man muß siegen. Pascal macht sich zwei gleiche Vorstellungen: von dem Grauen, das auf die Niederlage wartet, und von dem ewigen Heil, das dem Sieg versprochen ist. Bei Chateaubriand ist die Frage gelöst. Es handelt sich nicht mehr um den möglichen, sondern um den gewissen Tod. Man kann nicht siegen: der Mensch ist immer besiegt. Der Tod Chateaubriands ist das Nichts selbst. Und alles ist für ihn ein Nichts. Bei so viel Gefühl hat er so wenig Herz.

Seine Religion und alles, was man darüber sagen kann, ist Maske vor der Qual des Sterbens. Und Maske, gut zu tragen im Karneval der menschlichen Gesellschaft. Was also ist wirklicher, die Maske oder das Gesicht des Todes?

Der Geschmack des großen Nichts teilt sich allem mit,

was er denkt, allem was er tut, allem was er fühlt. Darum hat er gut an sich einen Geschmack finden: es ist sein Nichts, woran er einen Geschmack findet. Daher seine Eintönigkeit und seine schönsten Akzente.

Da er nichts liebt, fürchtet er nichts. Er glaubt an sich selbst nur vor dem Bild, das er von sich formt und das er bewundert. So ist seine Lüge seine Notwendigkeit. René, ich verstehe deine schwarze Langeweile.

Selbst im Tod muß er sich zurückziehen und ein Spiegelbild werfen. Nachdem er in Lärm und leerem Ruhm gelebt hat, ließ er sich aufs Meer betten, in ein Grab, das nicht im weiten Ozean verloren ist, sondern am Eingang einer Rhede liegt. Im ewigen Murmeln der Fluten, getrennt vom Frieden und vom Weiten, schläft dort Chateaubriand, der ewige Narciß vor dem Spiegel des Nichts.

VI

FRANÇOIS VILLON

Liebe Leute, die ihr ohne Zweifel nach Montfaucon gehen werdet, ihn hängen zu sehen, erfahrt, der schlimme Bursche lustwandelt heute Abend auf dem Kirchhof der Unschuldigen. Ihr lacht, und er lacht mehr als ihr. Ihr trinkt, und er trinkt. Er hofiert die Magd; und vielleicht steckt er der jungen Nachbarin ein Briefchen zu, während er den Bürger, ihren Vater, um die Börse erleichtert.

Er ist fruchtbar an geschickten Streichen. Er gleitet zwischen der wachsamen Henne und ihrem alten Gatten durch und findet ein Mittel, Jeanette auf die Lippen zu küssen, ja, er zieht ihr ein wenig die Zunge zwischen den Zähnen heraus. Er ist als Dichter bekannt, der gute Leichtfuß, aber weit mehr als berühmter Schmarotzer. Und bei dem allem, Meister François ist nicht ein gewöhnlicher Hurensohn: er ist gelehrt, fast geistlich; er wird vielleicht Doktor, oder Großrichter, oder Bischof, oder wer weiß was noch Inzwischen macht er den Hurer und Eulenspiegel.

Auf dem Kirchhof der Unschuldigen dreht und wendet sich alle Welt zwischen den Gräbern: dort ist der Garten von Paris in jenen alten Zeiten. Man ergeht sich da, um die frische Luft zu schöpfen. Dort singt man und erlustigt sich. Man tanzt sogar, man stellt einander nach; man zwickt sich und küßt.

Indessen, selbst ein Junitag ist nicht so lang, daß er nicht aufhörte; und die Dämmerung kommt und bereitet das Bett für die sehr heiße Nacht.

Alle Lebenden gehen heim, um zu Abend zu essen; sie

verlassen die Toten, die da seit fünfzehnhundert Jahren, zu Millionen eher als zu Tausenden liegen. Da sind die fünfzehn Jahrhunderte der Stadt gebettet, alle die Myriaden armer Leute, die auch tüchtig gelacht haben, man weiß nicht mehr, wann.

Und wenn sie noch Augen hätten, würden sie ihre Kinder sehen, diese Menge, deren Unterlage sie sind, die sie verlassen hat, um sich zu Tisch zu setzen, um danach zu schlafen und das verliebte Spiel zu treiben — bis morgen, wo an sie die Reihe kommt, da unten zu liegen, ihrerseits Abendessen für die Würmer, hübsch einer an der Seite des andren, Kopf an Kopf und lachend vor Grausen oder tödlichem Verdruß.

Sie haben den Kirchhof verlassen, für ein paar Tage oder auch Sommer des längeren Besuchs vergessend den man da macht, die Füße voran. Aber er, der schlimme Bursche, der arme Schüler, François Villon bleibt. Das Beinhaus der Unschuldigen ist seine Betkammer, seine Weisheitsschenke, sein Louvrepalast, sein Versammlungssaal. Die frischen Gräber sinken unter seinen Schritten, Kopfende, Fußende, wie sie liegen, die hunderttausend Schäflein und bleich und gestreckt in der Erde schlafen. Und nicht eines träumt.

Vier Galerien laufen um den Garten, nicht nur ein Stockwerk hoch. Und unter den Bogen häufen sich die hingegangenen Massen und die Millionen Lebenslichter, die einst Volk von Paris hießen, zu Bergen Staubes. Die Zuletztgekommenen sind noch Skelette, aber wie im Wald die tiefsten Zweige in Stückchen zerfallen und mit den toten Blättern sich mischen, erstreckt sich unter den zappelnden Menschen ein Steinbruch wirrer Knochen, eine ganze Wüste gelben Sandes, dessen Kiesel lebend waren, es liegt das Schienbein im Nasenknochen, der Schenkel

im Mund, die Zähne im Steißbein, Fußwurzel und Handgelenk in der Krummdarmmulde, daneben die schönen Halsknöchelchen, mit denen nachts Leid und Vergessen auf einem Begräbnisteppich Würfel spielen.

Das da war der süße Körper junger Frauen, das da der gute Vater, der treu bis ins Alter sich mühte, seinen Hausstand zu ernähren, das da die sanfte Mutter, die ihre Kleinen im Bauch trug, der leidet und zuerst fault. Da liegen, sie, Brüder und Schwestern, und sie, die verzückten Liebenden, für die Welt nicht Welt ist, es sei denn als der Mund, auf den sie ihre Lippen pressen, und als die Augen, die sie liebkosen. Wo sind die Liebeslippen? Wo die starke Hand des Mannes, die gibt und empfängt und aufrichtet? Wo die Mutterbrust? Und die Kinderwange, rosig wie der erste glühende Apfel unter den Blättern, und der lachende Weißdorn?

Villon der Feensohn kommt und geht in den Galerien Er lockt das Völkervolk und zieht es hinter sich her, die, die waren und die, die sind, sie alle gleich und ähnlich durch ihr Gebein. Da die törichten Jungfrauen, und die Könige und die Königinnen; und die Reichen, die immer geizig sind, und die Armen, die immer habgierig sind; und die Beamten, die Recht sprechen und immer den Gerechten betrügen; und die Heftigen, die das Böse tun, und die Schwachen, die es erleiden. Und die Dichter, da er schließlich ihrer einer ist, die Dichter, die alles zugleich sind, heftig und schwach, reich und arm, Königinnen und Könige, und sogar Richter, wenn diese Laune sie befällt.

Der Tod in jeder Gestalt und überall und der Tod allein. Hier lernt Villon lesen und zu spotten. Hier weint er. Seine Schule ist hier und seine Kirche. Dann plötzlich denkt er an die Sorgen und die Tränen seiner alten

Mutter, des armen Weibes, das nichts kann als gut lieben und zur Jungfrau beten, für sich und ihren Sohn, in großer Furcht vor der kochenden Hölle und in lebhafter Hoffnung auf das sanfte Paradies — nun zittert er und seine Augen verwirren sich. Und er auch, François Villon, mehr als Zweifler, Geist der verneint, wendet sich zu Jesus und der Jungfrau, verloren, wenn er sie nicht fürchtet, verloren, wenn er sie nicht glaubt, und allzu tot in diesem schrecklichen, diesem herrlichen Leben, in dem Leben eitler Traum und der allumfassende Tod ewiges Wachen am Rand des vorhergesagten Abgrunds ist.

Wie aber, arme Menschenseele? Je mehr der Tod dich einschließt und belagert, desto heftiger bedrängt dich das Verlangen nach dem Leben. Und die Liebe stachelt dein Fleisch.

Die Wollust ist das Bett des Traumes, wenn alles Traum ist. Und das brennende Begehren steigt aus der Traurigkeit, wie der Mond der regnerischen Nacht entsteigt. Und mit einem Schwung, den nichts mäßigt, verläßt der arme Villon das hohe Meer des Todes und schwimmt fröhlichen Herzens dem zauberhaften Land entgegen, wo es Wein, Würfel, Mädchen, Rausch und immer den stärksten Freischmaus in der Schenke und das Entzücken gibt, das im teuren Körper der Frauen eingeschlossen ist, wie der duftende Saft des ganzen Sommers im Fleisch der Pfirsiche.

*

Um die Zeit und vielleicht am gleichen Tag, da die Engländer Johanna, die gute Lothringerin, zu Rouen verbrannten, ward François Villon zu Paris, nächst Pontoise geboren.

Seine Eltern waren arm. Seine gute Mutter ganz einfältig, fromm und schriftunkundig. Die Familie gehörte

dem kleinen Bürgerstand an. Er wurde von einem Lehrer im kanonischen Recht erzogen, dem guten Priester Guillaume Villons, „seinem Mehr-als-Vater". Er legte die Prüfungen bis zum Magister der Künste ab. Er hätte einen Doktor, einen Mann des Gesetzes oder der Kirche, aus sich machen können. Aber in einer Zeit der allgemeinen Unordnung, da in Paris die Aufstände nie aufhörten und das lateinische Viertel Chaos in einem Chaos war, lebte der Schülerhafteste der Schüler zügellos, ohne Zucht, Tag aus Tag ein in den Schenken mit den Unruhestiftern, den Dieben und den Straßenmädchen.

Er hat gestohlen; er ist Zuhälter gewesen; er hatte einen Grad in der Gaunerwelt. Er hat die Coquillards gekannt, die berühmteste Bande des Jahrhunderts, eine Gesellschaft von Mädchenhändlern, Einbrechern und schlimmen Straßenräubern. In Paris und in der Provinz war er Mitglied der Genosse.

Er wird zwei- oder dreimal zum Tode verurteilt. Er bringt Monate im Kerker, auf dem Stroh, in den Gefängnissen von Meung an der Loire und Paris zu. Der Galgen wartet auf ihn, er hat mehrere seiner Freunde daran hängen gesehen. Mit dreiunddreißig Jahren verschwindet er, sei es an Krankheit verstorben, sei es, daß er sich zurückzog, sei es auf andre Weise.

Villon steht uns näher als irgendein andrer und ist doch erst für uns aus der Legende getreten. Die drei letzten Jahrhunderte haben ihn lesen können: sie haben ihn nicht empfunden. Es bedurfte einer Welt, die stirbt, und einer allgemeinen Unordnung, um ihn uns zurückzugeben: in solchen Zeiten besitzt das Individuum seine ganze Stärke. Wie wir, lebte er in einer Menschheit, die sich zerfleischt, um neue Haut zu bekommen, er drang ans Licht im Todeskampf des Mittelalters, in den Armen eines halbtoten Frankreich,

das sich unter Krämpfen vorbereitete, in neuer Gestalt zu erstehen.

Und Verlaine war nötig. Der arme Lelian, der wie Villon in derselben Stunde des Jahrhunderts geboren wurde, war sein Nachfolger in jeder Beziehung, da er sein wahres Leben als heimatloser und verfluchter Dichter in dem Alter begonnen zu haben scheint, in dem Villon das seinige beendete. Und in dieser Verabredung folgen sie einander wirklich. Villon ist ein Verlaine, ein viel männlicherer und unreiferer, der mit dreißig Jahren als ganz junger Mann davongeht; während Verlaine, viel sanfter und zerbrochener, wenn er im regnerischen Herbst durch die Parks irrt und unter dem Portal der Kirche weint, ein Villon vom dreißigsten bis zum fünfzigsten Jahre ist.

Vom Dichter

Villon ist der erste Dichter im modernen Sinn: der erste, in dem man die erstaunliche Seele des Dichters findet, wie Frankreich ihn erdachte, Paris erschuf, wie er blieb und seit Meister Franz sein mußte. Den Fremden gelingt es nicht, ihn zu begreifen, wenn ihr Verständnis sich nicht am Licht der Antike entzündet hat.

Anderswo macht das reine Gefühl den Dichter, Liebe oder Haß, Gebet oder Schmähung. Hier die Leidenschaft, die wie eine Meerflut brandet; oder der Mensch, der sich an die Natur verliert, ohne andren Drang, als sich ihr zu überlassen. Dort einer, der die Dinge beschreibt, als ob er eine Bestandaufnahme machte, oder als ob sie von ihm unterschieden wären und er den Beweis liefern wollte. Oder auch die allmächtige Phantasie schaltet sich aus den Gefühlen und Geschöpfen aus, um sie nach

ihrem eigenen Bild neu zu formen, ohne es auch nur zu wissen.

Aber Villon läßt sich nicht täuschen. Er sieht nicht nur, er weiß, daß er sieht. Er beugt sich über sich selbst, von der Stimme gerufen, ohne es zu wollen, ohne sich zu bemühen. Das ist seine Leidenschaft, damit ist alles gesagt. Mehr noch, seine hauptsächliche Leidenschaft ist, sie alle zu begreifen, sogar die geheimsten, sie mit Hilfe des Geistes festzuhalten und sie so zu seinem Vergnügen und seiner Qual zu erneuern. Da er genial spaßt, hatte er den Stoff zu einem großen komischen Dichter.

In seinem Trieb zur Selbsterkenntnis besitzt er sich bald von Grund aus, bald verirrt er sich: aber immer erforscht er sich und stellt sich zur Rede. Was die Griechen für das Handeln und die äußeren Dinge getan haben, Frankreichs Dichter hat es für sich selbst und das innere Leben getan. Selbst unter den größten Heiden französischer Schule sind alle großen Dichter Christen, wenn man unter dem Wesen der christlichen Seele den inneren Blick, das Bekenntnis des Empfundenen, die Auseinandersetzung zwischen Liebe und Sünde versteht. Ich nenne großen Dichter den, der Gesang hat. Beredsamkeit ist nicht Gesang.

Der französische Dichter in der Art Villons ist Realist, was er auch immer sonst sei. Die Rhetorik allein wird der Wirklichkeit nicht gerecht. Ich hasse die Redner in Vers oder Prosa bis zu dem Grad, daß ich nicht einmal an sie denken will. Die einzigen Verse Villons, die seiner nicht würdig sind, stehen in einem Versuch über die Beredsamkeit. Ebenso hat dieser hassenswerte Ton zwei- oder dreimal die Orgeln Baudelaires und die Bratsche Verlaines gefälscht.

Hier ist das Herz niemals gänzlich das Opfer des Geistes,

noch sein Tyrann. Hier ist der Geist nie gänzlich das Spielzeug des Herzens. In der schwärzesten Finsternis, in der rötesten Verirrung der Leidenschaften wacht ein Licht: der helle, klare Grund der Intelligenz. Und auf den trostlosesten Trümmern des Denkens, im grauenhaftesten Schutt der Analyse bleibt das Herz lebhaft, zum Spiel, zum Vergnügen, zur leidenschaftlichen Hoffnung befähigt.

Bewußtheit ist der Grund dieser seltsamen Dichtung, die dem Verständnis andrer Völker soviel Schwierigkeit gemacht hat; früher oder später werden sie jedoch zu ihr gelangen. Bewußtheit und, wie es für Menschen paßt, Bewußtheit, die sich martert: der Kampf zwischen Körper und Herz, wie Villon sagt; und der richtende Geist, bald als grausamer Richter, der verspottet, bald als erbarmender Vater: das ist die große französische Auffassung von Dichtung, einzigartig in der Welt durch ihre denkende Energie, die jeden Gedanken bis in seinen letzten Winkel verfolgt.

Dieser Rest Seele in den Trümmern, von ihm kommt jener menschliche Ton ohne Hochmut, jene tiefe Nachsicht, die, vielleicht, den mittelmäßigen Tugenden die heißen Verbrechen und die erhabenen Sünden vorzieht. Die Rhetoriker sind zahlreich in Frankreich, aber die wirklichen, die großen Dichter dieses Landes sind die Büßer der Menschheit.

Sie fürchten also nichts. Sie wagen zu schildern, was sie sehen. Sie wagen zu beichten, was sie empfinden. Man verzeiht es ihnen nicht. Und weil sie wahr sind, was die einzige Moralität ist, nennt man sie unmoralisch.

So ist der französische Dichter. Die Intelligenz führt den ganzen Kopf; und das Zittern der Sinne, die Zuckungen

des Herzens, die Lippen und die Augen, so unabhängig sie sein und welche Freiheit sie sich nehmen mögen, alles liegt darunter, wie die Pferde im Geschirr unter den Zügeln, die Stirn trägt die Gedanken zu; der Geist hält selbst die zügellosesten Empfindungen im Zaun. Kurz, nie schweigt die Intelligenz.

Die Erregungen Villons sind heftig und tief. Aber sie berauben ihn nicht der Vernunft, wenn sie ihn auch des Willens berauben. Sie machen ihn nicht blind, selbst wenn sie ihn zu Boden strecken. Sie können ihn verderben, aber nicht täuschen. Sein Geist ist so durchdringend, daß er durch seine Leidenschaft hindurchgeht. Was er nicht weiß, das errät er. Ha, zieht mir einen so guten Kopf nicht bis zum Schnabel der Raben hinauf.

Sein Gedächtnis behält Erinnerung an die Formen und übergibt sie alle dem Unterscheidungsvermögen, das auf Erkenntnis brennt. Wenn Gott Intelligenz ist, hat er auf Erden, im Königreich Frankreich, einen schönen Garten, und Meister Franz gehört zu seinen kleinen Gärtnern.

Wer vor ihm, Dante allein ausgenommen, ist gleich Villon Herr über das Leben geworden? Macht man nicht eine Art Kind aus ihm? Aber im Gegenteil, alle Dichter erscheinen knabenhaft, alle, die ihm vorangingen, und die Mehrzahl derer, die ihm folgten.

Er wird Herr über die Leiden seines Lebens. Und am stärksten ist, daß er über dieses schlimme Leben herrscht, indem er sich ihm überläßt, indem er wie in einen Strom hineinspringt. Er verliert sich, aber nicht ohne sein Wissen. Er beurteilt sich, als ob nicht von ihm die Rede wäre. Das ist die Macht der Intelligenz.

Villon ist unvergleichlich durch den Mut, die Probe aufs Exempel, will sagen seine Verbrechen, zu machen.

Das ist die Wurzel jener erbarmungslosen Melancholie, die man den Deckel des Sarges nennen darf, in den er sich legt, um sein Elend zu besingen (lachend über den Baß des Totengeläutes), und aus dem er aufspringt, um seine Späße fahren zu lassen. Aber er, er selbst und er allein, hebt den Deckel.

Daher kommt es, daß er alles in Fresko gemalt sieht — alles kann auf den Mauern des Beinhauses stehen, er und sein Geschick, die großen Dinge der Vergangenheit, die Gewalten der Gegenwart, die Zufälle und die Wechselfälle. Er zuckt die Schultern; er lacht, er scheint sich an Witzworten zu vergnügen und an den Kunststückchen der Taschenspieler; aber er weist allen Leuten ihren Rang an im Totentanz, auch allen Dingen.

Fröhlich dabei, fröhliche Pariser Amsel, der weiten Stirn zum Trotz, denn der Wein ist gut und lecker der freie Schmaus, denn das Fleisch der zügellosen Frauen ist süß — so hält er dem düsteren Karnevalsreigen das Gleichgewicht und drückt allen diesen Toten eine Maske ins Gesicht.

*

Der aufrichtige Villon. So wahr sogar, daß niemand es je in seinem Maße war. Vielmehr als Schelm — er ist zynisch.

Die Genialität Villons ist der Klarblick. Wunderbar, wie er sich und andre sieht; packend, wie er danach das Gesehene darstellt. Vor Baudelaire ist er der größte Wirklichkeitsdichter und der Bekennendste.

Wie er sich kennt, er, der immer darauf ausgeht, sich zu kennen! Und der Beweis, daß er sagt: „Ich kenne mich nicht." Sein Zweifel über sich selbst führt zur Wurzel seiner doppelten Natur. Alles, was er gegen die andren versucht, wendet er zuletzt gegen sich.

Seine Worte sind wahr, und dies mehr als es bei Dichtern die Regel ist. Er paßt die Wahrheit nicht der Meinung an, die er von sich geben will: er arbeitet sie nicht in ein Schmuckstück um. Er gibt nicht eine Schwäche zu, um sich mit hundert Tugenden zu behängen. Sein Elend, seine Sünden; seine Bedürfnisse, seine galgenmäßigen Liebschaften; seine zuhälterischen Vergnügungen, seine Reue und seine Rückfälle; seine heißen und immer schamlos bekannten Genüsse im Schlamm, seine Angstschauer und kalten Schweiße, alles Schlimme, das man ihm nachsagen kann, durch ihn erfährt man davon. Er schont sich nicht.

Woher kommt der einzigartige Reiz, der von Villon ausgeht? Er ist die sprechende Rose der Aufrichtigkeit, ihr harter Knoblauch und auch ihr roter Mohn. Seine Sprache ist nicht die schönste in Frankreich; und sie gefällt, als wenn sie mehr Schönheit als eine andre besäße. Er liefert keine blendenden Bilder, er liefert sie fast gar nicht. Er macht nichts mit der Natur. Für ihn gibt es keine Landschaft außer der Stadt. Der Friedhof ist sein Land; seine Sonnenuntergänge sind die Schlägereien in der Straße.

Diese Sprache gefällt durch die unglaubliche Frische, mit der Wort an Wort gereiht wird. Und das Wort springt aus der Sache wie der Quell unter Fels im Wald. Der kurze Satz ist ein einfaches Gericht von vollkommener Beschaffenheit, vollkommene Würze daran. Der ganze Mund füllt sich mit Entzücken. Über den Gaumen streicht Wohlgeruch. Der köstliche Duft verbreitet sich bis an die Kopfwände. Man schmeckt, was er sagt. Man hat es, man fühlt es mit ihm: man ist darin.

Und sind sie nur für Geld bereit,
so liebt man sie nur nach der Zeit . . .

Wär besser, wenn so junge Geister
nicht mit so jungen Dirnen rennen!
Am besten wärs, sie zu verbrennen,
lebendig so wie Hexenmeister . . .

Seid was ihr wollt, ob Ablaßkrämer
ob Trinker, Spieler, Hurentreiber,
ob Falschmünzer, ob Zinseinnehmer,
ob Dieb, ob Raufbold oder Räuber,
ob falscher Zeuge, Messerheld --
fürwahr, man kanns sich gar nicht denken,
wo laßt ihr, sagt, all euer Geld?
Bei Mädchen und in Schenken . . .

Ich sag das nicht aus Übermut.
Ich gönne jedem Geld und Gut
und Prunkbett, Wohlsein und Genuß
und guten Wein und Freude, Tanz und Fest,
sie mögen ihnen stündlich lachen.
Was bleibt von allen diesen Sachen?
Was ist all dieser Dinge Rest? . . .

Villon scheint mir auch der erste zu sein, der den äußersten Ekel vor der Ausschweifung gekannt hat. Sie ist das, was am meisten enttäuscht, während sie nie zu verführen aufhört.

Wo beginnt die Ausschweifung, und was ist sie schließlich?

Unschuldig wie das Vergnügen, aber weniger glücklich, ist Ausschweifung die leidenschaftliche Unruhe der Sinne und die heiße Jagd auf eine Befriedigung, die immer weiter flieht, wenn sie nicht überhaupt unerreichbar bleibt. Sie

ist die Fülle, die Grausamkeit, die schwarze Langeweile der fleischlichen Mächte. Ausschweifung ist der Anteil des Geistes an der Wollust und die Sprengung der Fesseln, an denen die Einbildungskraft der Liebe liegt.

Wie viele haben sich im Zustand der Liebe Ausschweifung versprochen und vermögen sich nicht einmal ein wenig wahre Lust zu sichern. Die Ausschweifenden sind selten, die es nicht nur kraft ihrer Absicht sind. Und da sie dem Vorsatz, für den sie leben, nicht folgen können, sind sie im Fehler, weil etwas ihnen fehlt, und fühlen sich schuldig. Ihre Sünde ist nicht so sehr Ausschweifung, als das Unvermögen zu ihr. Und sie sind verdammt, nicht weniger als der Geizhals, der in einer Winternacht an Hunger und Durst stirbt — auf seinem Misthaufen aus Gold.

Das gemeine Volk, das seinen Unwillen gegen die Ausschweifung richtet, wäre mit Staunen geschlagen, wenn es in die ausschweifende Seele des Dichters einträte. Es sähe sie von Wünschen verzehrt und den Verzückungen wie allen Foltern der Einbildungskraft geweiht. Ha, die prächtigen Opfertiere von Villon bis Baudelaire und Verlaine. Ich halte die großen Künstler zu allem fähig, wie man zu sagen pflegt, und vor allem zur Selbstüberwindung; aber nicht alle, und auch nicht zu allen Zeiten. Und schließlich ist ihre Neugierde unersättlich, selbst wenn sie darauf verzichten, sie zu befriedigen.

Alle wahren Künstler, oder fast alle, haben die Gabe, oder, wenn man will, das Laster der Ausschweifung. Ich sage es nicht, um sie zu rühmen. Noch, um sie dafür zu tadeln.

Deshalb beschuldigt man gern ihre Sitten, die in der Tat immer ein wenig verdächtig sind. Man verdächtigt

dann gewöhnlich diese oder jene Gewalttätigkeit und diese oder jene Verirrung des Instinkts, die doch nur Heftigkeit der Einbildungskraft heißen dürfen. Und man sucht, was gegen sie gesagt werden könnte, wo doch nur nichts über sie gesagt werden kann.

Aber die Ausschweifung führt grausame Selbstgespräche, ohne die Lippen zu bewegen. Und je schweigsamer sie sündigen, desto heftiger erheben sich die geheimen Forderungen, die inneren Worte. Denn der Ausschweifung folgen die Gewissensbisse auf dem Fuß. Und die Ironie ist bei Villon nur genau in dem Maße stark, als die Reumütigkeit gegenwärtig.

Ohne Gewissensbisse keine wahre Ausschweifung. Sie trägt mit sich umher das Flehen Psyches, die in den Übeltaten der Begierde ertrank.

Die Gewissensbisse der fleischlichen Lust sind die höchste Form des Bedauerns: noch nicht die Reue ganz, wohl aber nährt die Verzweiflung, einen Traum je erfüllen zu können, ein fürchterliches Bedauern.

Dieses Bedauern ist der Ausschweifung so eigentümlich, daß sie nicht ohne es vorgestellt werden kann. Und das erklärt ihre Trauer. Denn wenn Ausschweifung sich befriedigen ließe, wäre sie nur die Gewohnheit der Lust, dieses schmierigen Geschöpfs, das mit dem Straßenkot und allen Abfällen, die es fischt, so zufrieden ist. Ausschweifung ist darum der Aufstand der Vorstellungskraft gegen jede Gewöhnung. Ausschweifung ist zuerst der Hunger, den die Gewohnheit ekelt.

Jeder Dichter, jeder Künstler spricht in seiner ausschweifenden Zeit das Gebet:

„Herr, du siehst die Inbrunst meiner Sünde und ob ich daran leide.

Ich bin daran gebunden wie die Frau des Sultans an die Katze und die Natter in dem Sack, der in den Bosporus geworfen wird. Ich bin gequält, daß ich sterben muß, wie der Skorpion, der mit der Skorpionin den Ring schließt, damit sie ihn verschlinge; wie die Hunde, die durch starre Lust aneinander gebunden sind und stöhnen, weil sie sich nicht mehr trennen können; oder wie der Bienenprinz, der sein Leben in den Leib der betörenden und befruchteten Königin ergießt.

Wenn du mich nicht diesem tiefen Kerker entreißen kannst, niemand kann es. Nichts kann mich retten. Und keiner kann außer dir, Herr, die grausame Abhängigkeit lösen."

Wie auch seine Reue sei, Villon prallt gegen die erste Hoffnung, die sich bietet, und bricht in Gelächter aus. Er tanzt vor dem Wild und stößt mit einem Purzelbaum dem Henker den Fuß in die Nase. Spott ist seine geistige Ausschweifung und nicht weniger lebhaft als die andre. Zwei Ellen vom Strick entfernt, vermacht er den Blinden im Spital der „Dreihundert" seine große Brille ohne Etui, damit sie auf dem Kirchhof die ehrlichen von den unehrlichen Leuten zu trennen wissen. Es graut ihm vor dem Tod, aber er höhnt ihn. Er muß sich lustig machen, er muß sogar seine Angst und sein teueres Leben verspotten. Unermüdlich vom Tod zur Wollust übergehend und unaufhörlich aus Begierde in Angst verfallend, umfaßt er die äußersten Möglichkeiten. Das eben ist der Tod, wie es die Unzüchtigkeit ist, und daran ist er gestorben, nachdem er dem Galgen entronnen war.

Schwärzer als die Maulbeere, magerer als die Chimäre. Die Augen lebhaft wie Falken. Ganz braun, ganz

trocken. Beweglich und zur Flucht bereit, wenn es sein muß; langsam, wenn er kann, und voll Nachlässigkeit. Ein kleiner Mann mit durchdringendem Blick — der Blick kommt aus tiefer Höhle. Wenig Haar und die Stirn frühzeitig kahl. Er trug gern die Tonsur, verlor nichts dabei, für einen Kleriker zu gelten. Hier und da im Gefängnis rasierte man ihm Schädel, Bart und Braue, wie man eine Rübe schabt.

Ein großer geschorener Schädel, eine hohe, nackte Stirn; das Gesicht lang und hager; weder Wangen noch Lippen. Harte Knochen unter einer gespannten Haut, einer wahren Landstraßenhaut, Leder in der Sonne gesengt, in Regen und Wind gegerbt. Die zweideutige Miene derer, die sich immer verbergen müssen, da sie oft etwas zu verbergen haben. Aber nicht die feige Miene, das ausweichende Auge, wie man ihm nachgesagt hat. Villon ist viel eher unverschämt. Selbst in der Vorsicht ist sein Lächeln aus der Mundecke nicht furchtsam: es versteckt die Ironie und fordert heraus. Meister Franz ist höflich, wenn es ihm gefällt, er ist zuvorkommend. Für einen Dieb hat er eine hohe Miene, sogar für einen Prinzen. Senkt er je den Kopf, so ist er nicht so demütig, wie es scheinen mag: der Stolz des Geistes dringt durch, und vielleicht das Feuer des Dichters.

Lacher in jedem Lachen erfahren, und rasch zu Tränen bereit; ganz hart allen Unbilden des Unglücks gegenüber, und zart wie eine Frau gegenüber der Furcht, Schlägen, Kerker und Folter. Er hat eine starke Pilgrimsgesundheit, weder Ausschweifung noch Gefängnis haben sie verbraucht. Jedes Vergnügen gefällt ihm und lockt ihn. Er liebt alles, was das Glück gibt — er hat es nicht, er nimmt es sich.

Mager, mager! Alle die kleinen Pariser waren mager damals: und diejenigen, die nicht Kanonikus wurden,

blieben es. Von der Zeit ist die Rede, wo die Wölfe in Paris eindrangen und zwischen Vincennes und der Bastille Kinder fraßen.

Mager, sehr mager. Er hat Hunger gelitten, tagelang, Wochen hindurch, als es nur trockenes Brot und unvermischtes Wasser gab; er hat die Löcher des Kerkers gestreift, und die Füße wurden ihm in ein Eisen geschmiedet. Man ließ ihn viel Wasser trinken, aus dem Trichter der peinlichen Frage, den armen Villon, ihn, der ein so guter Trinker von dunkelfließendem Wein war: er zieht den von Anjou und Burgund vor.

Geld! Geld! Er braucht Geld!

Man stiehlt, wie man spielt. Und man spielt, um Geld zu gewinnen. Villon ist Spieler bis zu dem Grad, wo einer seine Seele verkauft und seine Freundin verspielt. Eines Tages ließ er seine Hosen zum Pfand. Er gaunert, um sich einen guten Tag zu machen. Er ist der Arme, der seinen Teil am Festmahl haben will. Man war nie so wenig Stoiker, man kümmerte sich nie weniger darum. Der Lebemann und der mit der Mode Lebende, sind sie es mehr auf dem Boulevard?

Man wird mich nicht glauben machen, daß die dicke Margot in den Palästen und Häusern der Reichen so selten vorkommt. So schamlos sie ist, die dicke Margot hat Tugenden, die ihr bei euren Tugenden von der Fünften Avenue — verwünscht seien sie — nicht fändet, und noch weniger, wenn sie auf dem Pflaster lägen, auf ihren nackten Leib angewiesen. Euren Weibern, verflucht seien sie, fehlt nur ein wenig das Aushängeschild. Die dicke Margot bezahlt mit ihrer Person.

Er braucht Geld, dieser Villon. Ihr auch.

Um es zu finden, stehlt ihr nicht und plündert nicht?

Um so besser für euch: ihr habt also Geld. Ihr macht keine Zuhältergeschäfte? In der Tat.

Aber er tötet? Sehr schön: ihr tätet das nicht. Im übrigen, er tötet nicht, was man so töten nennt: er verteidigt sich. Er schlägt sich; er gibt die Hiebe zurück. Er will nicht, daß man ihm unter dem linken Arm sein Liebchen oder sein Leben nimmt.

*

Tiefe Kenntnis des Lebens macht den Spott Villons so tief: eine Kenntnis, die nur die Armen besitzen, wenn die Armut nicht die geistigen Kräfte zerstört hat, wie es so oft vorkommt.

Menschen mit Bewußtsein oder verbrecherischer Vorstellungskraft wissen, was die friedlichen Geister nicht einmal ahnen. Die Dichter gehören zu der kleinen Zahl, die den Abgrund aufsucht, um in ihn hineinzuschauen oder gar in ihn hinabzusteigen.

Gut und voll des Bösen, böse und voll des Guten, bitter und sanft, von der Justiz verfolgt und doch ohne Gehässigkeit, Mörder und ungewalttätig, zuckt Villon über alles die Achsel.

Leidenschaftliche Verhöhnung des Lebens reißt ihn fort, unermüdliche Liebe zum Leben beseelt diesen Hohn.

Seine eigene Leidenschaft muß seinen Hohn herausfordern. Aber es gelingt der Ironie nicht, sie zu zerstören. Sie hat mehr Kraft als Schärfe. Villon ist ein junger Mensch: man hätte ihn mit fünfzig Jahren sehen müssen.

Er glaubt an nichts, von der Ordnung und den Gesetzen der Welt her gesehen. Aber er kann an alles glauben, von seinem eigenen Gefühl her gesehen.

Die Eitelkeit und der Zufall der Dinge entlocken ihm ein bitteres Lächeln. An ihnen härtet sich sein Hohn.

Er sieht sich selbst im Nichts, sobald er das Nichts der Welt erblickt. Vollendeter Nihilist ist er, seine pariserische Spottsucht macht auch vor diesem Credo nicht halt, nicht einmal vor der Verzweiflung.

Er hat soviel Geist, daß das Grauen vor dem Leben, der Lächerlichkeit desselben Lebens den Vortritt läßt; der Spott verbindet ihn mit dem Genuß und ist weit davon entfernt, ihn daran zu hindern. Um auf dem Kirchhof zu lachen, wartet er nicht, bis er darauf liegt und keinen anderen Ausweg mehr sieht. Villon, das ist oft Yorick in Paris.

Der Irrtum treibt die Menschen hierin und dorthin, wie der Wind die Blätter. Armut ist der Ursprung aller Ungerechtigkeit. Sie erzeugt die Schwäche; das Böse ergibt sich aus ihr, danach das Verbrechen. Sie tötet sogar die Liebe.

Verloren die Jugend, die einzige Gelegenheit zum Glück, nichts war sie als ein Hauch, ein Flug, ein verwehtes Sandkorn. Und warum? Man weiß nicht einmal, wie. Und immer der Tod, überall und für alle. Wo sind die schönen Liebchen? Wo sind die verliebten Burschen? Wo die Großen der Erde? Wo die Kleinen? Wohin gehe ich selbst, sagt und sagt immer wieder Villon. Der Tod gibt dieselbe Antwort auf alle Fragen. Und das Grauenhafte an jeder Frage ist, daß es keine Antwort gibt außer jener einen. Ich allein für mich, denkt Villon; und das ist nichts. Er betrachtet die allgemeine Nichtigkeit mit einer Heiterkeit, der Entsetzen nicht fremd ist, und vom Unheimlichen berührt.

Er taucht in ihr unter, um seine ganze Schwäche, um die Torheit und Bosheit der Menschen auszukosten. Aber sie so kennenlernen, heißt ihnen verzeihen. Daher diese

bittere Traurigkeit und dieser scharfe Spott, und diese Nachsicht ohne Grenzen. Es gibt manchmal nichts Schrecklicheres als die Nachsicht des Geistes, die verneint, wenn sie nicht die Nachsicht einer ganz großen Intelligenz ist. Villon zieht den Schluß auf den Tod als die einzige Wirklichkeit und, hinieden, auf die Wollust und das Paradies.

Er glaubt also an sein Leid, und mehr an sein Leid als an seine Unwürdigkeit. Er fühlt sich nicht so schuldig, höchstens gegen sich selbst. Und dann auch, er wird sterben, und wer kommt ihm zur Hilfe? Ein Verbrecher, mag sein, ein Verdammter, ein Elender — aber er vergißt nicht Jesus, und Jesus war immerhin gegen die Mächtigen, die Reichen und die Glücklichen.

Villon ist großer Dichter nicht durch den Glanz der Bilder noch durch die dichterische Erfindung. Er ist es durch die Tiefe des Gefühls. Er hat eine wunderbare Kraft an den Ausdruck von zwei oder drei ewigen Gefühlen gewandt. Er hat sich in sie gestürzt wie jene Tochter des chinesischen Gießers sich in das glühende Metall stürzte, damit die Glocke ihr Blut und ihre Stimme erhielt.

Er zeichnet schamlos mit seinem Namen, als er seine Ballade an Margot übersendet. Das zynische Lachen des Schülers täuscht nicht über den düsteren Grund seines Fühlens: es hält dieses die Mitte zwischen dem geheimen Gott und der bitteren Sinnlosigkeit der Welt. Aller Schmutz des Nichts ist das Aushängeschild am Bett dieser Hure, durch das alle Männer gehen, wie die Seine durch ihre Ufer, und sich schmeicheln, sie befriedigten ihre Liebe zum Leben.

> Welch herrlich Paar! Art findet sich zu Art.
> Uns plagen Ehrbegriffe nicht noch Flausen
> in dem Bordell, in dem wir beide hausen.

Und was mich betrifft, so weiß ich, was Villon ins Bordell führt: das Leben.

Wohin sich flüchten in diesem Beinhaus? Und wo Ruhe suchen, wenn Gott nicht die einzige Hoffnung bliebe?

Ja, in diesem Nichts ohne Grenzen und der bittren Ausnahmslosigkeit bleibt uns Gott allein und unsre liebe Frau auf halbem Weg. Ganz wie seine Mutter, die arme Alte, weiß sich Villon keine andre Zuflucht, kein andres Asyl, keine andre Burg als die Jungfrau, „unsre Herrin". Über die Geistlichen höhnt er, aber die Kirche macht er nicht lächerlich: er hütet sich vor ihr, furchtsam und abgefeimt, klug und gelehrig, zweideutig und scheu. Er ist in verzweifelter Stimmung fromm.

Aber er ist es in guter Art: diese großartige Intelligenz dankt ab. Ohne eine Unze ihres Gewichts zu verlieren, zieht sie sich vor dem kindlichen Herz zurück. Dadurch ist Villon so modern. Er ätzt wie Scheidewasser die Vorstellungen des Nichts. Der Dichter ist dann immer, nach meinem Dafürhalten, der menschlichste Mensch: derjenige der vor allen andren die Zustände aller andren durchschaut, der darin für alle leidet, da er leidenschaftlich für alle um sie weiß. Und seine Liebe blüht auf seiner egoistischen Angst. Der „arme kleine Scholar" hat Mitleid mit allen, die wie er arm sind.

Er vergißt die schreckliche Nachsicht, die der Anblick des Nichts ihm einflößt; vielmehr er spart seine Zärtlichkeit auf und bewilligt sie nur den Kleinen, die im Unglück zusammenbrechen und dem Bösen erliegen. Er schenkt sein Mitgefühl den Kranken und Eingekerkerten, den Gefolterten und Straßenmädchen. Er lacht nicht grausam über Galgen und Spital. Er verlangt, im Namen Gottes, daß man ein wenig an ihn denkt. Er hat Mitleid mit sich, ohne Eitelkeit und Selbstgefälligkeit: dieser Blick für sich

selbst ist das Gerechteste und Wahrste, was man erdenken kann: für sich, den Armen, den er am besten kennt. Und am Ende, angesichts des Todes, der schon nach ihm greift, in einem Augenblick, wo er alle Leute um Gnade anfleht, überläßt er sich sanftmütigen Gedanken und bittet um die ewige Ruhe.

Aber alle, die am Leben hängen, alle die wissen, was das Leben kostet, wenn man es nicht zählt, alle die in einer Stunde Schätze verstreut und den gierigen Augenblicken süßer Torheit ihr Glück hingeworfen haben, sie werden sicherlich immer mehr als einen Vers und mehr als einen Psalm für die Seele des armen kleinen Scholaren beten, der François Villon genannt wurde.

Der arme Villon

Im Beinhaus der Unschuldvollen,
Im Wirbel, dem ewig tollen,
Darin die Welt sich dreht,
Darin ein jedes fault, vergeht,
Blatt und Frucht, Mutter und Sohn,
Schläfst Du, armer Villon,
Der Unschuldigste von allen.

Der gepelzten Kater Schrei,
Sorbonne, die gelahrte Litanei
Von Eseln, Gänsen, Federvieh,
Dummköpfe mit dem Bischofshut,
Das alles wird Dich nie
Mehr quälen bis aufs Blut;
Die Tugend und die bösen Zungen
Haben ausgesungen
Dem Unschuldigsten von allen.

Wer immer auf der bittren Weide
Des Lebens Dir zur Seite,

Die Blöße nackt, sein Futter suchte
Und der harten Armut fluchte,
Singt die alte Mutterweise:
Schlafe gut nach letzter Reise,
Du, der Unschuldigste von allen.

Weil er auf dem Thron sich dicker aß,
Ist er dickrer Würmer Fraß,
Stinkend liegt er im Verließ,
Er, der droben König hieß.
Gute Nacht und leichter Acker,
Armer Villon, halt Dich wacker,
Bist der Unschuldigste von allen.

Prinzen von Geblüt und goldbehangen
Sind ins letzte Haus gegangen
Ohne Fenster, Stein und Holz —
Was gilt Ehre, was gilt Stolz!
Ihr verfault — noch Enkel wallen
Zu dem Unschuldigsten von allen.

VII

KER-ENOR

1

Der Prinzessin, die mich um dieses Portrait bat.

Ker-Enor ist ein altes Haus in Argol, zwischen Léon und Cornouailles. Auf der Höhe der Düne ist es in einen Block schwarzen Felsens wie ein Leuchtturm eingelassen; die eine Seite geht aufs Meer, die andre schaut über das einsame Hinterland. Die Wohnung liegt in Trümmern, nur der Turm steht, in einem Netz von Epheu und Mauerpfeffer. Unter den Brauen der Wolken schlagen drei Fenster die Augen auf, lange Pupillen in den fiebrigen Höhlen des Granits; die Rillen des Spitzbogens dienen den Schwalben als Nest und die Lappen der Kreuzblume den Seglern als Brutstätte.

Hier wird nie ein Tier getötet, und nicht anders, als sei er geflügelter Blütenstaub, entschlüpft den blauen Disteln der Dünenschmetterling. Dann, wenn der Tag sich neigt, zu der Stunde, da die Sonne die Chorfenster der Natur glühend färbt, entbrennen und vergehen auch auf den Scheiben des Hauses Feuerbrünste, Morde, Rheingoldschätze, alle Ernten des himmlischen Golkonda und alle Träume des Westens.

Caerdal hat in Ker-Enor gelebt und er sucht es auf, um von neuem Atem zu schöpfen zwischen den Stationen seiner Leidenschaften, der wüstenhaften Verlassenheit der Seele, die wartet, und den Stürmen der brennenden Pein. Unbeweglicher auf seinem Grund als irgendeiner, hat er Launen, ohne Zahl: weil für ihn die Stunden alle verschieden sind und alle auf die Traumwolken aufgemalt

wie die Landschaften und Jahreszeiten des Meereshimmels auf die sinkende Sonne.

O Langeweile, für die andren du selbst zu sein. Wunsch, die Welt nach dem Bild seiner eigenen Veränderlichkeit zu ändern. Tiefe Sehnsucht, zu verschwinden, um in jeden neuen Schein und immer schöneren zu schlüpfen. Sich in jedem Fall der Knechtschaft und dem Jammer der Gleichförmigkeit entziehen, voll Maß gegen diesen Automat, der Augenblicke reiht und das Leben in den Ameisenweg des gleichmäßigen Schrittes verwandelt.

In Caerdal ist unsterblich der Wille, das tödlich flache Sein, Aneinanderreihung von Arbeitsfeldern und Minuten, dem königlichen Gebot der Träume zu unterstellen. Treu bleibt er Ker-Enor, bis dessen Turm zusammenfällt. Wie Golland ist er eifersüchtig auf seinen Horst und bezieht ihn meist allein. Nur manchmal folgte ihm ein Opfer, eine verliebte Frau, die ihr Schicksal nicht ahnte und nicht, daß sie ihrer Liebe verlustig gehen würde, weil sie zu sehr der Grenzenlosigkeit des Traumes und der Einsamkeit ausgesetzt ward.

Kaum daß sie sich in dem finstren Treppenturm zurechtfand, begann sie ihr Unglück zu erraten und daß sie im Gefängnis war. Eine Frau wird nicht vertraut mit diesen Horizonten ohne Grenzen. Kein grausamerer Kerker als solche Freiheitlichkeit, die aus dem Leben eine großartige Wüste macht: es handelt sich darum, sie zu bevölkern. Der Vater Nil ist keine Frau, er ist ein Fluß und Ägypten seine Tochter.

Sie verliert den Atem in dem unmenschlichen Raum, darin nur Nebel und Winde hausen. Bald wird sie einer Anemone gleichen, kläglich ausgesetzt den ewigen Regengüssen und der Sturmbraut der Weite, die Tage in graue Nächte verwandelt — sie ringt die Hände in Verzweiflung

und stöhnt unter dem Stachel der Melancholie. Aus ihrem Herzen dringt ein Schrei und hallt nur in der grenzenlosen Stummheit wieder. Wie eine Gefangene aus dem römischen Sklavenhaus flieht sie aus dieser Einöde und sucht Rettung in der Stadt. Überall hat sie geweint, in den Zimmern, auf der Düne, am Rand des Meeres, in dem Flachland dahinter. Jeder Stein und jede Distel hat ihre Tränen gesehen, die Elstern auf dem Wipfel der Eichen spotteten darüber. Und wenn sie nach Ker-Enor zurückkehrt, wie sie immer zurückkehren muß, die Hände voll Fröhlichkeit nach ihrem Vorsatz und Glauben, von Lächeln blühend bis in die Seele, auch dann noch weint sie, denn sie ist Frau, die nur für die Liebe lebt, und kann doch nicht von ihr leben. Und wenn sie Caerdal weinen machte, da sie ihn liebt, weiß er es allein, und hat es nicht gesagt.

Die größten Leidenschaften sind nicht diejenigen des Fleisches: dieses dient ihnen nur und macht sie ungeduldig. Arme Frauen, Ker-Enor ist ein Grab für euch; und während ihr euch ihm mit einer hochzeitlichen Hoffnung in die Arme werft, ist es leer von dem grausamen Herrn, in dessen Nähe ihr ruht. Ihr seid darin allein. Das Grab, in das er euch einschließt, ist voller Flügel, die nur ihm dienen, und je mehr ihr ihn zu halten glaubt, desto mehr verläßt er euch.

Das ist der letzte und unschuldigste Trug eines Mannes, den nichts unterjochen kann. Allem treuer als insgeheim sich selbst, ist er freiwillig treu. Er wenigstens weiß, was er mit seiner Freiheit anfangen soll.

Das Hinterland, die zarte Wüste, die frische Weite mit dem nahen Himmel gibt freien Raum den Tränen. Das ungeheure grüne Dröhnen des Ozeans legt sich um ihr

Schweigen. Vorzugsgegend ist das für eine hoffnungslose Leidenschaft, wenn zwei Liebende sich und alle Stellen kennen, wo sie verwundbar sind. Und welches Liebespaar ist hier der Mann allein mit seinem Ruhm! Regenverhangener Horizont ist für Verlöbnisse geschaffen. Jede Frau nimmt da die Gestalt der Verlobten an und die Braut führt den Namen Sanfte. Die Asche der Melancholie dämpft die Glut wie das gewaltige Raunen des Waldes den purpurnen Gesang der Nachtigall, wenn der Bogen des atlantischen Windes seinen Dreistrich auf den Ästen übt.

Ich bin in Ker-Enor bei Caerdal gewesen und werde einiges von unsren Unterhaltungen berichten. Ich verzichte dabei auf alle Umstände, denen sie entsprangen, obwohl es ihrem Verständnis förderlich wäre. Aber ich mag eine so seltene Gastfreundschaft nicht verraten. Es genügt, daß unsre Erregungen die Geburtshelfer unsrer meisten Ideen sind, daher man sie nicht beschreiben muß, wenn sie geheim bleiben sollen.

Was man einen Einsiedler nennt, nicht nach der Mode von Paris, wo sie ein Gewerbe mit tausend Zeugen und einem Ehrgeiz daraus machten, ist ein Mensch, der mit dem Weltall lebt. Jeder Mensch lebt mit seinem Gott, ohne es zu wollen, ohne es auch nur zu wissen.

Aber es gibt viele Götter, wie man jeder Art Mensch begegnen kann. Bauch, Straßenruf, Zeitungsehre, Goldklang des Bordells und Lärm im Narrenhaus sind Altar und Götzenbild des einen. Jener tönt wie Aristoteles, unerschöpflich über alle Dinge seichend — glaubt Ihr, er wisse, daß man aus seinen Orakelsprüchen den Crepitus vernimmt? Andere müssen sich zuerst aus der Stadt und allem, was beleidigt, ziehen, sollen sie nicht vor Ekel sterben.

Die wahren Einsiedler machen keine Laufbahn aus der Einsamkeit; die Menschen machen ihnen eine Notwendigkeit daraus. Man flieht Euch, um Euch nicht zu hassen; man verläßt Euch, um Euch zu erhalten und selbst um Euch eine Hoffnung zu bewahren. Man gibt sich dem All und Allgemeinen zurück, das allein der Mühe des Denkens wert ist; und Ihr habt darin Eure Stelle, selbst die Schlimmsten noch, da alles darin enthalten ist.

2

Zu der Stunde, da in den Städten des Nordens die Nüstern der Straße und des Flusses mit tauber Wut in gelben Nebeln rauchen, und da man durch alle Lichter den zündenden Funken schickt, begann er seine Melancholie in Brand zu setzen.

Für mich, sagte er, stecke ich nicht die Lampe an.

Ich bleibe, ganz im Gegenteil, lange Stunden in meine Träumerei und sehende Dunkelheit gekauert, wie der Panther im Sand. Oder ich bin im Traum, wie man vom Seemann sagt, auf den Grund des Meeres gestiegen, wo er im Palaste der Sirenen weilt. Unbeweglich verharrend fühlt man im Herzen mit der Bewegung Gottes. Und mein Schweigen nimmt an der Musik der Sphären teil.

Es scheint mir dann, daß ich in meinem Herzen das Herz der Welt schlagen höre.

Ich fühle alle Qualen der Natur und durch ihren Rausch hindurch ihr rastloses Drängen zum Bewußtsein und den Menschen hin: dieser Wille hat mich so tief berührt, er erhebt mich, seitdem ich lebe, er wird vielleicht in mir m Augenblick des Todes widerhallen, um mich in neue Existenz zu stoßen.

Das Mitleiden ist mein stärkster Trieb, der mich zu

jeder Stunde bewegt, wie das Mitleiden der Frau tief und echt die Seele des Liebenden erfüllt.

Und ich fühle noch neben jenem Willen als gleichstark den fast unendlichen Verzicht der Natur, das göttliche Lächeln in den Tränen über ihre Sklaverei.

Das Leben ruft nach einer königlichen Hand, die ihm Heilung bringe. Und es wird von seinem König nicht gehört. Und vielleicht, wenn er hört, kann er nicht heilen.

Welche Leidenschaft des Lebens in diesem resignierten Entschluß der ganzen Natur, gleichwohl zu leben. Mit welcher Glut umarmt es den Schmerz!

Eine Seele wenigstens, ein echtes Menschenherz öffne sich diesem Gebet, diesem Wunsch der Lippen. Seht Ihr nicht, daß die Lippen die Form sind, die allen Wunden gemeinsam ist? Ha, alle Münder, die in Todeskampf und Martern zittern, alle begehren den Kuß des Erlösers.

Wer wird Mitleid mit dem Leben haben? Wer wird das ewige, das grenzenlose Miterleiden haben?

Wie sehr ist das Leben Frau! Wie ist sie durstig und schmerzhaft, toll und ganz weise, verloren in einer Unendlichkeit von Kleinarbeit! Ja, immer toll und wild bis in die Weisheit hinein; und für mich bis in ihre Verräterei hinein noch treu.

Jeder Liebe ihre Liebe gebend und am Verlangen sich in dem Maß verjüngend, wie sie es erschöpft, immer betrogen, immer gläubig erwartet diese Frau den schicksalbestimmenden Geliebten, der sie erneuert, den, der sie wenigstens bändigen kann, wenn er sie nicht versteht, und sie wenigstens befruchtet, wenn er sie nicht ausfüllt.

Wer wird Erbarmen mit dem Leben haben, wenn nicht Du, fragte er sich; Du, der es bis zum Übermaße liebt? So beschränke Dich doch darauf, zu erdulden,

was Du anbetest. Sei so der, der das Leben ohne Grenzen miterlebt.

Ich teile jede Leidenschaft zum Leben um ihrer selbst willen. Und derart ist meine Intelligenz beschaffen.

Wache, mein Herz, am Herz der Schöpfung.

3

Ich zeigte ihm einige Papierfetzen und einen Haufen Briefe, in denen ich um seiner Chronik willen zur Rechenschaft gezogen und oft sogar ehrend beschimpft werde[1]). — Nun gut, antwortete er lächelnd, was geht es Sie an? Ich bin einer Ihrer Helden; ich bin eines Ihrer hundert Leben. Ist es nicht gerecht, daß Sie ihrer aller Krankheit und. Elend auf sich nehmen? Und können Sie verhindern, daß jede Nahrung, und sei sie aus Ambrosia, ihre Folge von Ausscheidungen hat?

Lachen Sie lieber über die Jämmerlichen, die Ihnen die Züge Caligulas zum Verbrechen machen, wenn Sie nichts tun, als die Züge Caligulas nachzuziehen. Sie wissen genau, daß diese Betrüger lügen, indem sie atmen, und daß sie sich darüber keiner Täuschung hingeben. Denn sie hüten sich, Sie für die Ansichten Joinvilles zu loben.

Sie lügen, und immer aus Interesse, wie es den meisten Menschen geht: die Lüge kommt aus dem vollen oder leeren Bauch, wo die Kaldaune mit dem schlechten Gewissen sitzt. Und das riecht man. Der Kritiker, der mit Tran hantiert, stinkt nach dem Heringsfaß. Will man sich überhaupt die Mühe geben, sie zu betrachten, was sieht man? Ihrer fünf oder sechs an einem Tisch versammelt, Galle geifernd, und wenn sie ihre Seele ausspucken, ist

[1]) Suarès veröffentlichte viele seiner Arbeiten als Caerdals Chronik. Auch die vorliegenden „Portraits" tragen diesen Untertitel. A. d. Ü

es Eiterschleim. In allem suchen sie nur zu verwunden und zu schaden, über jeden Zweifel gewiß, daß nur sie Menschen sind, denn sie haben definiert, daß der Mensch ein Schakal, der Politik treibt, sei — wie also könnten sie sich täuschen?

Betrachten Sie sie näher, wenn dieser Anblick nicht etwa der Mahlzeit schädlich ist, die Sie einnahmen, oder einnehmen wollen, und wenn Ihr leichter Imbiß nur aus reinem Wein und weißem Brot besteht. Ertappen Sie diese armen Seelen auf der geringsten Beflissenheit, wahr und gerecht zu sein. Entdecken Sie in ihnen die schwache Absicht, gut zu sein. Finden Sie in ihrer Selbstlosigkeit, falls von ihr die Rede sein kann, einen Gedanken, der seine Wurzel nicht in der Eigenliebe noch in derjenigen Selbstzufriedenheit hat, die ihr Genüge nur im Haß und der Verachtung der andren sucht.

Zeigen Sie mir, sage ich, in dieser Gattung Menschen eine einzige wirklich menschliche Tugend, und ich begebe mich meines Urteils über sie. Aber der alte Patriarch von Ur bei Pantin fand nicht die drei Gerechten, die er in der schlimmen Stadt suchte, dem auf seine Dünste stolzen Paris im Weihrauch seiner Laster. Verzichten Sie auf die kindliche Hoffnung, irgend etwas und vor allem Gerechtigkeit in einer Zeit zu erwarten, in der alle Ihre Freunde gleich Ihnen verborgen leben und Sie auf dem Marktplatz nur Feinde finden können. Feinde sind alle, und diejenigen, die sich untereinander am meisten zerfleischen, schließen sich gegen Sie zusammen.

— Nur Feinde haben!

— Sie haben nur Feinde! Und das ist Ihr Ruhm, nach allem. Der Schakal, der Politik treibt, der Schüler Dummkopf und die alten Gecken der Sorbonne sind darüber einig. Im allgemeinen retten die Eminenzen Racine und

Frankreich; und nachdem der Abhub der roten Fische, die Herren Professoren Pieu, Molarec und Bigorneau mit der Rute Verlaine, Baudelaire und Wagner gezüchtigt haben, geben sie den Heiligen die Peitsche, stülpen der Musik die Eselsmütze über und ziehen Gott an den Ohren. Ein schönes Zeitalter; man hat nur die Wahl zwischen der Schamlosigkeit derer, die verneinen, und dem Fanatismus derer, die bejahen.

4

Leidenschaftlicher Freund der Freundschaft habe ich Freunde gehabt, ich verlor sie fast alle. Sie bewahren nicht den Ton — ich verstehe darunter, daß sie nicht an ihm festhalten.

Niemals habe ich selbst die Bande gelöst, die mich mit irgend jemand verknüpften. Um sich mir zu entziehen, haben meine Freunde alle Gelegenheiten benutzt. Wenn sie sich von mir entfernen, sagen sie zur Erklärung, daß unsre Geister sich geschieden haben und unsre Meinungen zwischen uns stehen. Ich muß lachen. Man kann sich nicht von Caerdal im Geiste trennen. Man kann nicht etwas Gedachtes zwischen ihn und sich stellen. Ich selbst trenne mich von keinem Geist, und jeder fremde Gedanke wird mein eigener, wenn ich mich ihm leihe. Und ich verweigere mich keinem einzigen; ich habe sogar Freude daran, sobald nur ein wenig Freundschaft mir die Brücke baut.

Man kann mit mir brechen, wenn man mein Denken oder meinen Charakter verabscheut. Aber man muß den Mut haben, es zu sagen, auf anständige Art. Denn ich, ich brach niemals mit irgend jemand aus einem so mittelmäßigen Grund. Nicht einmal die Vorstellung solchen

Bruches stellte sich ein; sie würde mich die schlechteste und abgeschmackteste der Welt dünken.

Nichts fesselt mich an Ideen als die Schönheit, die ihnen einwohnen kann. Und zuletzt sind fast alle Ideen schön, vorausgesetzt, daß sie den Pygmalion finden, der sie belebt. Ich liebe den Pygmalion jeder Idee. Es ist mir vielleicht nicht gleichgültig, daß man denkt, wie ich denke. Auf der Forderung der klaren Form will ich nicht zu streng bestehen; spricht man eine Idee ohne Haß und Gift aus, dann verführt mich noch die mir fremdeste für einen Augenblick nur zu sehr, und ohne daß sie auf die Dauer Gewalt über mich gewänne, geschieht es doch oft, daß ich sie meiner eigenen vorziehe. Sie darf mich nur nicht ohrfeigen.

„Alba hat Sie ernannt, ich kenne Sie nicht mehr!" — diese Strenge in der Welt des Geistes scheint mir nicht nur von erstaunlicher Häßlichkeit und an und für sich absurd zu sein: ihre Dummheit weckt ganz einfach meinen Abscheu. Ich stoße in ihr auf die Grausamkeit, die ich überall beobachtet habe: in ihrem Grund ist sie seelische Verkümmerung und Mangel an Vorstellungskraft. Ich sehe in ihr sogar das Kennzeichen der Unfähigkeit.

Heute haben wir Tröpfe, die beweisen, daß Racine ein Gott ist und Wagner oder Dostojewski keine Menschen sind. Sie zwingen uns zu begreifen, was wahrlich nicht ihr Verdienst ist, daß es nichts größeres als einen großen Mann gibt. Mögen sie Ball spielen. Die Hand dieser Männchen ist nicht von dem Format, das uns Götter gibt.

Die Unfähigkeit wagt sich niemals einzugestehen. Man sagt, die Geister schieden sich — die Herzen haben sich getrennt. Schwache Herzen, die nicht imstande sind, den vorgefaßten Entschlüssen der Vernunft zu widerstehen. Was decken diese Entschlüsse? Meist die persönlichen Interessen.

Überdies, die Herzensarmen werfen sich immer zu Streitern des Geistes auf. Das ist ihre Rolle und die gewöhnliche Taktik der Geschichten in den Bürgerkriegen und Zeiten der Zwietracht. Aber der Geist straft sie Lügen. Er will nicht der Mißbrauchte sein, der seine Kraft nur benutzt, um sich arm zu machen.

Darum bin ich fast allein geblieben.

5

Nach allen begehrend konnte Caerdal nicht für eine Frau leben. Er hätte gern einer jeden Glück gespendet, ohne sich nur ihr zu weihen. Oder wenigstens sich aller erfreut, um nicht mehr an sie zu denken. Eine Frau will nicht nur, daß man ihr sein Leben gibt, sondern daß man auch noch mit ihr lebt.

Er lehnte sich gegen diese beschränkte Forderung auf und gegen ihre Träume, die wohlbedacht nicht über die von der Eigenliebe gezogenen Grenzen wachsen. Er floh die Frauen, weil sie den Mann an die Hoffnung auf eine Lust ketten, die sie nur versprechen und nicht stillen. Sie selbst, wer befriedigt sie? Sie sind der Reiz des Lebens, den sie verzetteln, und der Schatz, den man in kleiner Münze verstreut.

Nachdem er verraten worden war, sagte er: Was mich betrifft, kann ich nicht von den Frauen reden. Eine unglückliche Leidenschaft zwingt uns zur Gastreise durch alle Höllen der Niederlage. Der Mann gleicht dem vom Schicksal gebeugten Feldherrn, der sich selbst danach beurteilt, ob er auf seinem Scheiterhaufen verbrennen will oder sich aus seinen Flammen bis in die Region des Fegfeuers erheben kann — die Region des reinigenden und denkenden Schmerzes.

Die Frauen sind mir zu teuer und zu bekannt oder beides nicht genug. Ich empfinde für sie immer dieselbe Gefälligkeit. Die Augen, das Lachen und die junge Schönheit der Frauen rufen immer zu derselben heißen Zärtlichkeit und immer zu demselben Rückzug auf. Ich will mich nicht mehr dazu gebrauchen lassen. Ihre Sicherheit ist zu unbestimmt, und ihre Torheiten sind zu sicher. Und meine eigene ist ein abenteuerndes Schiff, mit allen Launen getakelt, kreuz und quer laufend. Ich fliehe sie, um sie immer zu begehren.

Ich habe dem Gefühl zu viel gegeben. Und ohne je ganz betört gewesen zu sein. Ich habe fast immer die Entrückung und den Rausch der Hingabe gemessen und bin dafür bestraft: aber worin? In der Hingabe selbst oder in dem Wissen, das ich von ihr bewahrte, so oft ich sie vollzog?

In keinem Augenblick war mein Blick verdunkelt und ich weiß, daß es mir möglich gewesen wäre, das Gefühl an die Kette zu legen. Ja, ihm den Fangstoß zu geben oder es wenigstens zu meinem Sklaven zu machen. Aber wie andre Angst vor dem Fühlen haben, untersagte ich mir, Gefühle zu erdrosseln. Denn mit mir gibt es keinen Mittelweg: die Liebe schafft sich freie Bahn oder ich töte sie. Ich wußte zu sehr, wessen ich fähig war: mit vollkommener Grausamkeit nur für meine Kunst, mein Werk und mein Denken zu leben. Das ist viel schlimmer als nur für sich zu leben. Und vielleicht hätte ich es gewußt. Ich mache dieses rücksichtslose Geständnis, das vollends Wasser auf die Mühle derer liefern wird, die in mir den selbstsüchtigsten aller Menschen sehen. Sei es. Sie sind nicht imstande zu ahnen, wieviel enttäuschte Liebe und Zerfleischung er verbirgt. Wieviel Kraft kann man daran wenden, die Liebe nicht zurückzustoßen! Welches Opfer seiner selbst kann Gefühl bedeuten!

Man muß den Sieg wie ich geliebt haben, um zu wissen, in welcher bitteren Tiefe ich meine Verachtung verankern mußte, um zu vergessen, daß ich besiegt worden war. Aber ein Sieg wenigstens wird mir nicht geraubt werden: daß ich verzeihe.

Was ist das Leben eines Mannes? Was er liebt und was er bekriegt, nicht was er lehrt, denn seine Lehren stammen nie von ihm. Seine Werke zuletzt. Aber die Werke eines Mannes sind nur die Erneuerung seiner Leidenschaften durch den Stil.

Werke und Leidenschaften, das Leben ist verfehlt, wenn es nicht der ansteigende Weg ist. Das Leben läßt sich nur an den Kreuzesstationen des Opfers fassen, Station um Station ergibt den Weg zum Gipfel der Anschauung.

6

Bücher, die man gegen die ganze Familie Beckmesser verteidigen muß, können nicht ohne Wert sein. Diese Familie von lauter geborenen Richtern singt, um ihren Abscheu vor Musik besser zu zeigen. Beckmesser spricht von Mathematik, wenn er die Symphonie hört, und er verweigert Wagner den Namen eines Musikers. Worauf also muß ich nicht gefaßt sein? Selbst da wo die Beckmesser tun, als fänden sie nur Theorie und Kritik, ist die Bahn für Erfindung und Dichterwerk frei. Ich will niemals etwas beweisen.

Ich biete dem Wunsch nach Erlebnis Gelegenheiten: Aufschwung und Reife, Zurückgezogenheit und Träumerei, niemals mittelmäßige Gelegenheit. Es gibt einen Punkt, wo die Beschäftigung mit Charakteren in Erfindung übergeht: dort wo die Sichtbarmachung wichtiger als ihr Gegenstand ist: ob Drama oder Lustspiel, die Sichtbarmachung ist dann Gedicht. Alle meine Arbeiten kommen

vom Leben und kehren zu ihm zurück. Sie bilden eine Art Ausgleich zwischen gegensätzlichen Elementen: auf der einen Seite die Ideen, die dem Dichter eigentümlichen Gefühle; auf der andren die Darstellung der Umrisse und die Sichtbarmachung der Charaktere.

Landschaften sind ebenfalls Portraits. Und wenn die Portraits von Menschen erdacht sind, was liegt daran? Gefühle und Ideen, die den seltsamsten Gestalten zu dauerndem Leben verhelfen, und in denen der Mensch am meisten Mensch ist, sie sind meine Farben. Nichts ist allgemeiner als das Einmalige, sobald es sich zum vollendeten Typus erhebt. Wenn das Portrait ähnlich ist, wünsche man sich Glück; aber diese Ähnlichkeit ist nicht dieselbe, nach der der Maler strebt. Er sucht viel eher in jedem seiner Modelle eine ganze Spezies zum Leben zu bringen.

Werke, in denen alle Kräfte Organe des Lebens und der Kunst geworden sind, werden immer von den Barbaren verkannt werden: die Kunst fehlt am meisten, überall, und sogar unter den vielen angeblichen Künstlern. Kunst verstanden als das höchste und einzig wirkliche Leben — sie ist das einzig vollendete, das einzig freie Leben. Daher die ungeheure Wichtigkeit des Stils, und die Verteidigung des großen französischen Stils, der der Stil der Stile ist.

Der Stil macht das Leben der Kunst aus. Übrigens ist in der Kunst die Liebe der allmächtige Schirmherr der Schönheit: Größe des Stils verdankt man dem, was die liebende Kraft des Denkens in eine Kunst und in eine Sprache gebracht und von sich zurückgelassen hat. Jedes Werk, in dem Größe des Stils nicht verkannt werden kann, ist ein Waffengang für die wahre Kultur, die nichts ausschließt, es sei denn den Haß und die Verneinung des Gegenstandes.

Ich meinerseits ziehe daraus die Moral der Meister; denn es gibt diese Moral. Gut ist alles was dem Leben hilft, und alles was das Leben weiter, reicher und schöner machen kann.

Darin begegnen sich alle Meinungen und alle politischen Anweisungen. Was die Verneinung betrifft, so ist es ihr Elend und ihre selbstvollzogene Züchtigung, daß sie sich ausschließt. Eine wirkliche Kultur ist eine Stätte der Liebe. Frankreich ist nur darum so verehrungswürdig unter den Nationen, weil es immer eine Stätte der Liebe gewesen ist. Und es allein. Und das Wunder, das sich an Rußland vollzieht, ist, daß Rußland eine solche Stätte sein will. Das Bündnis ist auf diese tiefen Pfeiler gegründet; aber niemand sieht sie.

Der geliebte Gegenstand ist immer gegenwärtig in einem Stil, der Größe hat. Es gibt weder Klassik noch Romantik, weder Vergangenheit noch Zukunft. Alles ist gegenwärtig für den Künstler. Professor, vergnüge dich damit, in deinem Herbarium die Augenblicke und Schönheiten zu trennen, die die lebende Pflanze in vollkommener Harmonie darbietet. Töte und teile, Professor: du mußt dich wohl ernst nehmen.

Eine vollkommen gewordene Form ist immer klassisch. Aber es gibt viel zu starke Klassen, als daß sie mehr als drei Schüler alle hundert Jahre hätten. Die Werke Raffaels sind unendlich weniger klassisch als die Werke Rembrandts: das Genie Rembrandts mißt den unendlichen Abstand, der diese beiden Vollendungen trennt. Ein Portrait Raffaels ist nur eine Anekdote und ein Bild. Ein Portrait Rembrandts ist ein ganzes Leben.

Tätiges Schaffen ist Dauerzustand des Dichterischen. Es handelt sich nur darum, ihm die Form aufzuerlegen und in das Geschehnis die ganze Schönheit und die ganze Größe

zu tragen, die von der Liebe gefordert wird. Wir lieben in Wirklichkeit nur das Große und die Schönheit der Formen.

Satire richtet sich gegen alle, die das Leben auf das Metermaß ihrer Kleinheit zurückschrauben und es gehässig in die Grenzen verweisen, in die ihre eigene Armut sie von Natur aus einschließt. Was ich die Lüge nenne, ist nur darum verabscheuenswürdig, weil es die Wahrheit der niederen Seelen und kleinen Geister ist. Wir lachen darüber, nachdem wir einen Spottvers darauf gemacht haben.

8

Keiner hat sich jemals weniger geliebt. Er sagte:

Was die Selbstliebe anlangt, verstehe ich schlecht, daß man auf einem so schönen Weg halt macht; aber noch weniger, daß man ihn betritt. Einmal mehr verbietet Stolz mir Eigenliebe. Ich würde mich lieben, wenn ich schön und sieghaft wie Alexander, stark wie Herkules, glücklich wie Bacchus in den Weinranken, geborener Fürst von Rom wie Cäsar und Rohan in meinem Namen wäre. Und dann noch würde ich mir nicht verzeihen. Ich gehe in einer ersten Wallung gegen mich an. Ich bin von unfaßlicher Hochfahrenheit mir selbst gegenüber.

Er lächelte, dieser Caerdal. Während ich ihn anhörte, beobachtete ich ihn, der den Blick vermeidet, als ob er nicht gestatten könne, daß man ihn überrascht. Aber wie oft hat er es sich gefallen lassen müssen, daß man das Beste in ihm als Stummheit und Flucht auslegte, natürliche Freude, Liebe, stürmische Begierde, die Welt zu umarmen. Seine Trauer hat die Unendlichkeit der Wüste: Sie setzt sich zusammen aus der Blickweite des Einsiedlers und der Freude, die er gehabt hätte, wenn er seinen

Frieden mit den Menschen hätte machen können. Aber sie haben es nicht gewollt.

9

Oft in Ker-Enor fand er den Himmel wieder, der über der Ile de France herrscht, wie ein großer zärtlicher Kuß über eine berauschte Frau. Aber in der Bretagne ist das die heißeste Stunde, die an die Morgen im Valois erinnert. Wie geht dieses Licht Frankreichs zum Herzen: es ist für die Seele fühlbar: und darin darf man das Wesen des Westens sehen: überall keimt aus allem, was stirbt, ein Versprechen, irgend etwas das schöner als das Leben ist und doch zum Leben einlädt.

Dieses Licht ist die Klarheit eines endlich von Liebe durchdrungenen Gedankens. In dem Stärksten, das es gibt, ist es das Zärtlichste, das man sich vorstellen kann. Um seinetwillen ist von der Anmut gesagt worden, daß sie noch die Schönheit übertrifft. Die begnadete Anmut des Lichts, wer könnte ein schöneres Geschenk ausdenken? Diese Gnade der Gnade, ich will sie beschreiben.

Sie ist das, dem der Mensch sich weiht. Sie hat die süßeste Feinheit und jede Tiefe. Ich habe nicht das heilige Athen gesehen, noch Zion, noch Delos, noch Ägypten. Aber ich wuchs in der Provence auf; ich habe in Rom gelebt; ich habe den Morgen zu Syrakus im rosigen Lorbeer begrüßt und er glich einem nackten Mädchen, das in einem Gebüsch lacht, oder einer Nymphe oder Statue. Nichts ist menschlicher als das Auge des Himmels auf der Hauptstadt; und ganz Frankreich hat seine Pariser Stunde.

Ohne Zweifel wiegen die Schöpfungen des Fleisches diejenigen des Geistes nicht auf. Ich weiß nicht mehr, welche unsterblichen Gedanken auf der Stirn des Parthenons lagern, wenn die Schwalbe der Morgenröte der Akro-

polis lacht. Aber hier, wie in der Ile de France, leuchtet oft aus den Schöpfungen des Fleisches der Geist, ganz wunderbar; und die Kinder des Geistes hüllen sich in eine wunderbar fleischliche Gestalt, damit das Herz sich tiefer bewege und sie leidenschaftlicher liebe.

10

Für Caerdal ist der wirkliche Dichter der Seher der inneren Welt. Die Landschaft macht nicht die Melodie; aber sie gibt den Ton. Die Sprache ist das Land des Geistes.

Er glaubt, daß nichts im Leben wirklich gesehen ist, wenn es nicht als Vision des Herzens durch das Herz auftritt. Je mehr ich den Glanz der Formen liebe, dachte er, desto mehr wünsche ich von Innen zu erhalten und im Innern zu besitzen. Liebe ist derjenige Zustand, in dem man etwas innerlich besitzt.

Ich bin der Sehende, oder ich bin nichts, sagt der Dichter. Ich will aus der inneren Welt in die Welt des Scheins stellen, derart, daß das Herz endlich der schönste der sichtbaren Gegenstände ist, der wirklichste auch, der im Mittelpunkt der göttlichen Natur steht, in der alles eintägig ist, wo alles einen Herrn, der dauert, eine ewigwährende Zeit und eine Ordnung des Schönen sucht. Und dieses geordnete System ist der Stil.

So wird jedes Werk dieses Mannes Suche nach dem Stil. Die Kraft der inneren Schöpfung, sie ist die Quelle des Stils. Man hat uns allzulange vor uns selbst ekeln gemacht, in dem man rettungslos im Sand der Sensationen und dem Ablauf der Dinge in die Irre führte. Dann hat man uns geradezu den Überdruß am Stil beigebracht, indem man ihn ganz in das Spiel der Linien und das Beiwerk verlegte, diesen Abriß aller leeren Scheine. Wir

brauchen nicht eine Kunst der Oberfläche oder des bloßen Spiels. Ich will weder Sensation noch reine Idee.

Es gibt nichts Formaleres oder Religiöseres als die Suche nach dem Stil.

11

Keine Kunst ist bestimmter als die seinige.

Das Mittel der Synthese ist hier die äußerste Analyse. Die Ellipse ist sein natürlichstes Bild. Die plastische Anschauung der Erregungen und der Charaktere vermitteln und dem, was keine Form zu haben scheint, Form geben, das ist seine Absicht.

Er kann nichts erklären. Nie geschieht es, daß er sein Empfinden erläutert. Niemals entwickelt er sein Thema. Er ist in der Erregung, augenblicklich, und verharrt darin.

Sein Gang ist der Sprung oder auch die langsame aus Flut und Ebbe zusammengesetzte Bewegung, die manchmal der Seele eigentümlich ist, wenn sie träumt — auch die heiligen Tänze sind fast unbeweglich. Sein Ziel ist eine Musik aus Empfindungen und Ideen.

Die Musik der Töne ist nicht Alleinherrscherin im Königreich des Leidenschaftlichen. Es gibt eine Musik der Erregungen im Dienst der Bewußtwerdung. Und vielleicht streben alle Künste nach diesem Ziel, so bald sie stark genug sind, um jede die Hindernisse zu überwinden, die in ihrem Material liegen.

So sind Leidenschaft und die innere Anschauung der leidenschaftlich gemachten Empfindungen das Gebiet Caerdals; und um ihn ganz zu erfassen: das letzte Gelöbnis dieser Kunst ist die Wiederversöhnung des Antiken mit dem Modernen und die Aufgabe, der unermeßlichen Tiefe des Traumes und des christlichen Empfindens die gegenständliche Form zurückzugeben. Denn die Zeit ist ge-

kommen, zu verschmelzen, was geteilt war, und die beiden getrennten Welten in einer einzigen und fruchtbareren Schönheit zu einen.

12

Ich habe keine andre Verwandtschaft als die fürstlichen Geister meiner freiwilligen Wahl. Keine Familie außer denen, die ich liebe. Und alles ist mir Freund oder nichts.

Wer meinem Herzen und meiner Liebe nahesteht, ist mir für ewig verbunden, nicht diejenigen, die Haar und Haut mit mir teilen. Meine Helden sind allein meine Gäste. Meine Häßlichkeiten halte ich an der Sklavenkette und bin um so strenger, ihnen den Nacken zu beugen, je mehr ich sie als Teil von mir fühle. Den Zugang zu meinem Haus wird man nicht erzwingen, noch von mir, daß ich eines, das ich nicht mag, betrete, mit Druckpapier, Entwürfen und Akten. Ich habe den Notaren und Überbringern von Zwangsmitteln den Abschied gegeben und seit langem erklärt: „Ich habe mit euren Gefängnissen nichts zu schaffen. Ich bin Mensch und frei, wenn ihr es nicht seid. Alles was ich für euch hoffen kann, ist, daß ihr eines Tages frei seid gleich mir, in fünf Wochen oder in fünftausend Jahren, wenn ihr überhaupt der Freiheit würdig seid."

Sich zum Leibeigenen seiner Miseren machen und in sein Gehege einschließen! Nur seinen eigenen kleinen Wein keltern! Ich will burgunder Bauer in der Bourgogne sein und Chambertin trinken, als wenn ich nie Château Yquem getrunken hätte, im Lande Montaignes. Das ist ein dürftiger Vorschlag, zumal für diese Wassertrinker. Ich werde nicht müde, ihnen und allen ihren verfehlten Lehren den Rücken zu kehren. Nicht nur der Wein will ich sein, wenn ich ihn koste, sondern auch Ranke und Boden, Reb-

stock und Holz. Dem Tropf mit dem sauren Magen zum Trotz — er hat den Rebhügel durch Erbschaft empfangen und könnte bodenständig sein, aber er trinkt nur gekochtes Wasser.

Und auf der Akropolis werde ich Athener sein, der sich von Oliven und leichtem Käse, vor allem von Homer und Sophokles nährt, sobald es mir so gefällt.

Alle ihre Verbote, Einzäunungen und Gefängnisse kommen daher, daß sie als Sklaven geboren sind und nicht Menschen sein können: eifersüchtig wie Leibeigene. Das ist ein Gesetz, das man überall bestätigt findet: die Irdischen machen ihre Lehren nach ihrem Zustand, und ihre Dogmen sind das, was zu sein sie nicht umhin können. Ich weiß einen, der Chateaubriand spielt: aber reich, er ist geizig; einflußreich, sein Edelmut ist gleich Null; mit Ehren überhäuft, er verschmäht keine einzige; er gibt sich als großen Herrn und Freund des Volkes: aber es genügt, seine häßlichen Hände anzuschauen: er hat zehn ungeheuerliche Finger, die von einer ganzen Ahnenreihe von Schindern und Henkern erzählen; seine zwei Handflächen sind, wie aus einem Hammelknochen ausgebohrt, Wannen, um das Blut aufzufangen, Hälften eines zur Folter bestimmten Kreuzstocks.

Diese Hände verraten die verworfene Seele eines Folterknechts und Gehilfen des Henkers. Mag er Pegasus bespringen, soviel er will, und das Schlachtroß der Jeanne d'Arc: zwischen seinen Schenkeln preßt er den lederüberzogenen Bock.

Gefangene ihrer Geburt, suchen sie ihren Ruhm darin, nichts als Stamm zu sein, der unbeweglich in einem Feld steht: es ist verständlich. Aber sie haben nie auch nur den Versuch gemacht, Stamm oder Feld zu bestimmen. Denn wo Halt machen, wo die Grenze ziehn, und wann?

Ich bin darauf gefaßt, daß sie mir zeigen, was die Rentnerin aus Nîmes und das Mädchen aus Ouessant gemeinsam haben — jene bezieht dicke Renten und dieses arbeitet in den Steinbrüchen, um ein Stück schwarzen Brotes, in das Stroh gehackt ist, mit schimmligem Roggen zu kneten. Mitgefangen, mitgegangen. Jedes Mitgehen ist Gefangenschaft. Und alle Gefängnisse sind etwas Niedriges. Ich gehe diesem Gezücht nicht auf den Leim. Ich bin ein Vogel der Weite.

13

Allein den Menschen gelingt es, uns das Erbarmen zu verekeln. Es gibt zuviel Schlechtigkeit in diesem armen Samenkorn des Nichts; und noch mehr Niedrigkeit. Aber sich ihrer nicht erbarmen, heißt, mit ihnen in das Nichts stürzen.

Es macht sie rasend, daß sie gezwungen sind, was sie hassen, zu achten. Sie lieben die Sklaverei, und ihr Verlangen nach Gleichheit beweist es. Verschiedenheit ist ihnen verdächtig: ein einziges Gesetz, eine einzige Nase, eine einzige Meinung, das ist das, was sie geloben.

Jeder unbekannten Kraft, auch wenn sie ihnen die Freiheit bringt, ziehen sie das Bett ihrer alten Knechtschaft vor. Warum, sagen Sie mir, warum, bekennen die Menschen nicht, daß sie brennende Gewissenbisse um ihrer Ungerechtigkeit willen erleiden? Wie denn, sie fühlen sie ja nicht einmal. W i r haben die Gewissensbisse für sie und Gewissensbisse durch sie. Alles ist gut so, da nichts anders sein kann.

Man muß sich nicht beklagen, es sei denn über sich vor sich selbst; und über seinen Gott vor seinem Gott.

Es ist gleichwohl wahr, daß der Mensch das einzige Lebewesen ist, das mich veranlaßt, sein Leben auf einer

unerbittlichen Wage zu wiegen; das einzige auch, das mich vergessen läßt, daß der Wind des Todes über ihm ist.

Wenn man sieht, wie sie böse sind, immer aus Eigenliebe, und so eitel darauf, mißt man sie an dem Übel, das sie verursachen; und man verdammt sie. Die Deutschen haben angefangen, Hundefleisch zu essen; sie haben siebenhundert Hundeschlächtereien in Preußen und Bayern. Wie mans nimmt. Ich werde jedoch nicht vom Deutschen essen [1]).

Ist der abscheuliche Fanatiker des Museums, der herrliche kleine Katzen in Stücke zerschneidet, um daraus eine Abhandlung zu machen, in der er uns beweist, daß ein Tier, dem man die Kehle durchschneidet, sich verblutet, ist dieser Fanatiker ein einziges Tier wert? Er arbeitet mit Schülern, die sich gleich ihm damit vergnügen, schöne kleine Geschöpfe in Scheibchen zu zerschneiden, die vor Leiden beben. Und verdächtige Weibchen (ich meine weder Hündinnen noch Frösche) umgeben sie und haben im Geheimen ihre Lust. Man erfahre also, daß sie alle Lust empfinden. Und wenn sie das Gegenteil sagen, lügen sie. Und alle ihre verlogenen Behauptungen, daß sie der Wissenschaft dienen, sollten niemand täuschen können. Der Götze ist grausam, weil die Priester roh sind. Und diese Religion wäre nicht widerlich, wenn nicht ihre Diener widerlich wären. Auch in Tauris hat Diana an dem Tag aufgehört, Menschenopfer zu verlangen, an dem die Priesterin Abscheu empfand, sie zu schlachten und eine unedle Gabe darzubringen.

Sehr oft ist der Mensch so wenig wert, daß ein Stichling einen Mensch aufwiegt. Sie haben nicht die Liebe

---

[1]) Der Übersetzer kann nicht umhin, auf sein Nachwort zu verweisen.

zum Lebenden, sie die darum wissen! Die Armut ihrer Vorstellungskraft bewirkt die Jämmerlichkeit ihres Herzens. Darum müssen sie jede Größe hassen, denn sie ist ihnen nicht natürlich.

14

Sich vollenden — was heißt das, wenn nicht, daß einer sich bis zum Opfer erhebt; sich selbst zum Opfer bringt? Du bist nur du selbst, um völlig auf dich zu verzichten.

Es ist hart, besiegt zu werden. Und außerdem, das Bedürfnis nach Sieg ist ein Bedürfnis der Liebe, wenigstens bei mir. Man muß mit äußerster Willensanstrengung versuchen, sich über diese Begehrlichkeit zu erheben.

Wie kann man die Menschen zwingen, uns zu lieben, wenn sie uns nicht einmal genug verstehen, um gerecht zu sein? Die Liebe zerschellt an der Weigerung. Es fehlen uns die Menschen? Es sei. Uns genüge es, nicht den Menschen zu fehlen. Die Fähigkeit wächst in dem Maße, als man sie verläßt und auf sie zu verzichten weiß. Sie sind, was sie sind, und wir sind, was wir sind. Wir können nichts dagegen, weder sie noch wir. Wir müssen also auch noch die letzte Schwäche besiegen: den Zorn über unsre Niederlage.

Und Caerdal lächelte plötzlich: — Wie, so an allem, was man verachtet, halten? Aber hält man daran?

Dann, mit einem leisen inneren Lächeln, das seine Belohnung ist: — Man zwingt uns zur Verachtung. Aber unser Herz ist nicht zur Verachtung geboren. Edelmütig hält es die Menschen zuerst für zahlungsfähig. Warum sollten sie nicht alle wie wir sein? Indem wir jene Vollkommenheit oder Schönheit suchen, die ich das Heil nenne, möchten wir sie immer den andren wie uns selbst zu-

schreiben. Es ist uns nahezu unmöglich zu glauben, daß sie nicht das wollen, was wir wollen. Wie annehmen, daß sie gegen uns, die Gutgläubigen, feindlich gesinnt sind und selber gleichgültig gegen Schönheit des Charakters und Größe der Lebensführung?

Diejenigen, die ein Werk in dieser Welt zu vollenden haben, überzeugen sich nicht leicht, daß die andren nicht in derselben Lage sind oder daß sie ihre Wahl getroffen haben und einer so legitimen, reichen Hoffnung fremd gegenüberstehen.

15

Das ist die Bestandaufnahme des Herzens im Augenblick der beginnenden Tat. Die schmutzigsten Angriffe und die schlimmsten Niederlagen können seine erste Bereitwilligkeit nicht brechen. Gleichwohl, man muß vor der unzweifelhaften Tatsache des Bösen und der Beschimpfungen die Waffen strecken. Von einer Ansammlung von Menschen ist zu sagen, daß das einzige Gute, das sie sich erweisen können, in dem Bösen besteht, das sie begehen. Der Kampf wäre fröhlich, wenn er nicht im Schmutz stattfände. Man begreift bald, daß man auf jede Gerechtigkeit und auf jeden Sieg verzichten muß, wie man auch wohl weiß, daß man aufs Glück hat verzichten müssen. Man macht sich fortan nur noch ein Gesetz: ausschließlich in seinem Gott und für ihn zu leben, mag er im übrigen beschaffen sein, wie er wolle.

Kunst, Charakterstärke und Religion finden sich auch hier wieder, erkennen sich und verschmelzen bisweilen ineinander. Wenig liegt daran, daß die Begegnung nicht an einem Ort sichtbaren Ruhms stattfindet, sondern in einer nackten Zelle: wie herrlich ist sie gleichwohl durch den Blick, mit dem sie auf ewigen Formen sucht, sie, der

kleine fleischliche Raum, in dem so wenig Geist Platz hat, in dem die Liebe nur brennt, um die Liebe zu erschaffen, in dem alles Leben ist.

Und in ihr wird, vielleicht, auch Sterben süß sein. Möge dem Gast dieser Zelle, die keinen andren Schmuck als das Licht hat, das Schicksal gnädig sein, damit er die Kraft hat, noch im Tod sein Leben zu schaffen! Was täte er in diesem Augenblick mit Zuruf und Fanfaren? Wir werden nicht unter dem Triumphbogen ruhen: das ist ein Tor, das ins Leere schaut.

16

Nein, die Freude ist nicht fruchtbar. Sie ist ohne Tiefe und Umkehr.

Der Schmerz allein bereichert unser Sein um das aller andren. Besessener Schmerz ist die Freude der Passion.

Die verwegensten Seeleute werden im Westen geboren, das Klima der Stürme formt sie. Ich fühle mich stärker, wenn ich, von Riffen und Strömungen bedrängt, die Sandbank in Nebel nehme, ausgeliefert der doppelten Gefahr des Meeres und der unsichtbaren Untersee.

Die ewige Trauer dieses Horizontes erhebt mich. Tatkraft, die sich zusammenraffen muß, gewinnt an Energie.

Man soll den Schmerz nicht suchen. Aber man soll ihn nicht fliehen. Und er sucht uns übrigens. Die Schöpfung ist ein Werk der Geduld und Liebe; wo Schöpfung ist, ist Schmerz.

17

Man kann nichts gegen die Vernunft sagen, die eine logische Ordnung darstellt. Sie ist die Wahrheit, aber nur innerhalb ihrer Ordnung. Und diese Ordnung ist nur eine Ordnung der Bedingungen, der die innere Ordnung sich

unterstellt, um sichtbar zu werden. Die innere Ordnung ist ganz anders beschaffen und eine andre Welt. Kunst und Religion liefern ihr allein die Methode. Der gute Künstler ist wie ein Priester des Lebens: Priester aller Kulte, vom fleischlichen Taumel der Bacchantinnen bis zum mystischen Gottesdienst Melchisedeks.

Immer im innersten Grund der Herzen: ich habe kein andres Gesetz. Es bieten sich an die Namen Shakespeares und Dostojewskis, Verlaines und Dantes, Rembrandts und der ganzen Musik. Gott ist nur im Geist des Philosophen Systematiker. Verzichten wir auf die Musik, weil ein Tauber uns zu ihr einlädt? Das Herz werde sich seiner selbst bewußt. Und der Künstler kenne endlich eine starke Würde: er allein hat das Licht.

Er allein besitzt die Verheißung. Er trinkt aus den Quellen der Hoffnung. Er hat, wie man sagt, Gott selbst dann, wenn er ihn nicht sucht. Wir leben nicht von Theorien. Das Gute am Volk ist, daß es nicht von ihnen satt wird, auch wenn man es damit füttert. Man möchte manchmal glauben, daß es stillhält, das gute Tier; aber die Systematiker wissen nichts davon: mit allen ihren Theorien verstehen sie das Leben nicht festzuhalten; sie sehen niemals seine Sprünge voraus: das Tier bricht seine Fesseln und schickt mit einem Satz die Doktrinen und die tauben Politiker zu allen Teufeln.

Für den Künstler gibt es keine andre Richtlinie als: Leidenschaft zum Leben und den Gegenständen. Die äußere Welt erregt und berauscht mich um so mehr, weil ich nicht an sie glaube. Geheimnis, Überraschung, Bewunderung, die kein Ende nehmen. Unendliche Neugierde fesselt mich an den Besitz des berauschenden Wunders. Man muß sich von ihm betören lassen; und das ist, ich fühle es, ein Werk der Liebe. Die Gegenstände sind nur in

dem Maße wirklich, als man sie schafft. Das Denken sinnt trunken über ihre Erneuerung nach, und das Kunstwerk erschafft sie vollends. Wir wollen wir selbst nur sein, um diesen kostbaren Traum zu retten, um seine erhabene Schönheit zu vernehmen und besser zu kennen, kurz um ihn ohne Aufhören zu schaffen und wieder zu schaffen.

18

Was ich die Sendung eines Menschen nenne, stellt ihn nicht so hoch, daß es ihm ein Recht auf die Anbetung der Völker gäbe, nicht einmal auf die Aufmerksamkeit seines Dorfes. Glauben Sie nicht, daß ich dem, was ich bin, so viel Wichtigkeit für die andren beilege; sie sind weit entfernt, so viel Wichtigkeit für mich zu haben.

Und bisweilen, angesichts des verworrenen Treibens, dieser allgemeinen Aufgeregtheit, die der Menschheit eine so grausame Ähnlichkeit mit einem Ameisenhaufen verleiht, in dem jedes Tier imstande ist, ein ebenso großes Geräusch wie der Ochsenfrosch zu machen, messe ich die Nichtigkeit der Gattung an dem Lärm, mit dem sie sich bewegt. Ihr ist nur an dem Wirbel gelegen, in dem sie sich dreht und wiederfindet, immer identisch in ihren tiefen und einfachen Instinkten. Interessen, Liebe und Haß, Gewalttätigkeit und Vorsicht, Tod und Geburten, Verrat und Heiligkeit, alles hält einander das Gleichgewicht im Wirbel, und es scheint, daß die Summe immer gleich bleibt: und an nichts ist der elenden Gattung Mensch als an dieser Beständigkeit gelegen; dadurch ist sie in die Natur versenkt, ebenso Sklavin der allgemeinen Gesetze wie die Materie selbst.

Und doch, ich kann nicht an den Zufall des Geistes glauben. Die Auswahl ist zu offensichtlich und steht zu sehr im Gegensatz zu allem Interesse, zu aller natürlichen

Begehrlichkeit, zum Schicksalhaften. Ich sehe gar keinen Zufall da, wo die Seele wirklich irgendeine Kraft verrät, woimmer Energie des Herzens ein Werk vollbringt, um dessentwillen es das restlose Opfer über die geringste Bequemlichkeit stellt. In diesem Sinn spreche ich von einer Sendung.

Ich lebe also in dieser Welt nicht dem Zufall, selbst wenn ich zufällig in sie gekommen bin. Und mir eine Sendung suchend finde ich sie, sie heißt: das Reich der Gnade und Wahl verkünden: in ihm legt die Liebe den Grund, und der freie Entschluß des Herzens, wäre er auch nur Einbildung, tritt endlich an Stelle des alten Gesetzes der Schicksalhaftigkeit, die das Leben beherrscht. Ich sehe überall die Schicksalhaftigkeit als ersten Grund. Und überall will ich, daß zuletzt die Gnade das blinde Diktat abändert.

Es handelt sich nicht darum, die Ordnung, der man anhängt, zu zerstören: die Liebe verabscheut die Zerstörung und jede Zersetzung; es handelt sich darum, in sie einzutreten, um sie mit einer neuen geistigen Kraft zu beleben; und darum, eintretend das mitzubringen, was man selbst an Schönheit und Einzigartigkeit besitzt — es ist auch das, was man an Menschlichkeit besitzt. Du kannst dann die Menschen verlassen, um sie nicht verraten zu müssen, selbst wenn sie dich verraten.

Und du kennst fortan das göttliche Antlitz des Lebens, es hat kein andres, nur dieses eine und wahre. Das Antlitz erwartet alles von seinem Dichter, seinem Bildhauer, seinem Maler. Was wirklich IST, ist Schönheit. Und das bindet uns ewig, die einen, damit sie das Werk tun, die andren, damit sie es anbeten. Der Tod ist das Grauen vor dem, was uns ihm entreißt. Aber der Tod wird besiegt werden.

Was in der lebenden Schönheit geschaffen ist, das ist für immer geschaffen. Die Ewigkeit formt sich zwischen unsren schöpferischen Händen: sie thront darin wie ein Geschenk, das erhält, wer es sich verdient; und man hätte es nicht verdient, wenn man es nicht zuerst als Versprechen empfangen und fast erhalten hätte.

Diese schöpferischen Hände sind es, die das Leben vom Vater, vom absoluten Künstler empfangen, wenn sie sich bis dahin heben, wo er ist, und wenn sie würdig sind, sich ihm zu nahen: an der Quelle der Ewigkeit.

19

Der Krieg, der um uns wütet, ist hart, denn er führt uns unaufhörlich den Anblick des tödlichen Kampfes vor Augen, der das eine Geschöpf auf das andre wirft. Heilsam auch in dieser Beziehung verhütet er, daß wir das prachtvolle Grauen vergessen, das alles Leben umwittert, wie der Ozean der Atmosphäre die Welt umschließt und mit ihr kreist.

Aber was? Zwischen zwei Aufschreien der aus der Tiefe kommenden Liebe und zwei Gebeten werde ich meinem Herz Schweigen gebieten. Jetzt, heute verstehe ich sogar den Haß. Auch das ewige Verschlingen dürfen wir beim Menschen nicht übersehen — er verschlingt, wie im Feld die Spinne die Fliege, der Vogel die Würmer und die Spinne verschlingt, um selbst vom Hund und lauernden Jäger verschlungen zu werden. Welche Zerstörung, und in der allgemeinen Zerstörung welche Unschuld!

Nachdem er begriffen hat, wird der Mensch vielleicht lieben lernen; und wenn die Welt Gnade vor ihm gefunden hat, wird er sie am Ende erlösen.

Heiterkeit! Ihr werdet sie haben, alle, einige, wem ich sie gegeben habe. Wenigstens sagt Ihr mir es. Und ich, der sie Euch gibt, ich habe sie nicht. Das Schicksal macht sie mir streitig. Ich habe einen Kampf gegen die Nacht geführt, in den ich niemand verstricken möchte. Ich habe mich wahrhaftig für ewig gehalten. Und bisweilen glaube ich es noch, so sehr fühle ich, daß ich es bin.

An allem zweifelnd, verfolge ich die eine Gewißheit: den leidenschaftlichen, den wilden Trieb, zu sein, in Wahrheit. Und je mehr ich wie ein Schwimmer in der Nacht des Schiffbruchs den endlosen Fluß der Dinge teile, desto trunkener an der Ewigkeit bin ich: als wenn nichts in diesem abrinnenden Weltall dauernd wäre als meine Liebe zu Gott und die Stimmung, die dieses Bewußtsein mir gibt.

Es würde mehr gegolten haben, wenn ich selbst diesen Frieden mit dem Schein und der Stadt gemacht hätte, den ich den andren empfehle. Aber zu früh habe ich zu tief in den Abgrund der Welt geblickt.

Seht meine Hilflosigkeit, Ihr, die mich liebt, an mir, der gibt. Was ich getan habe, ist nichts, an dem gemessen, was ich hätte tun können, was ich noch tun will und nicht tun werde. Ich bin Gefangener Eures Verhängnisses, mehr als des meinigen. Erbärmliche Zurückweisungen haben mich von der Gemeinschaft der Menschen ausgeschlossen. Ich wollte nicht mich aufbäumend über Schranken hinwegsetzen noch Zäune zerbrechen. Ich werde nicht Klage führen. Ich habe weniger Stolz als Mut, und mehr Stärke als Demut. Ich bin besiegt: aber nur die niederen Seelen werden urteilen, daß ich darum weniger ward.

Darüber werde ich nichts mehr sagen. Ich habe mein

Leben in meine strengen Hände genommen. Und ich bringe es zum Opfer, um es nicht zu demütigen.

Ich kann nichts gemeinsam haben mit dem, was ich verachte.

21

Das Meer, die große Form der Einsamkeit, und überall auf Einsamkeit verweisend, spielte mit der Sonne, die hinabgestiegen war; der Himmel war ein blutendes Haupt, das seine roten Haare schüttelte. Erde, die der Ozean badet, ist immer ein wenig wie eine Insel; aber wenn die Dämmerung kommt, ist das Hinterland, aus seinem Zusammenhang gelöst, nichts mehr als ein unbewegliches Meer, das betet, bevor es einschläft — in seiner Melancholie wünscht es sich, daß ihm die Ruhe eines stillen Schlafes ohne traurige Träume gegeben sei.

Und als das veilchenfarbene Meer mit einem unsagbaren Lächeln die letzten Spuren des Tages in den Schatten der Bucht auslöschte, erhob sich aus den Wogen, Atem der nährenden Brust, ein sanfter Wind, der den Geruch von Iris und Algen hatte. Dann setzte der kleine Regen ein, gerade, schweigend und weiß.

Das bleiche Dunkel hatte nichts mehr von den Schauern der Erwartung. Der Schatten war sanft wie eine stille Hand auf brennender Stirn. Aufrecht und weiß, Gleichnis der Begehrnis solchen Schweigens, begann Caerdal nun zu singen; und bald war die ganze Einsamkeit Musik.

VIII

STENDHAL

Proteus ist Komödiant: er nimmt jede Gestalt an und hat keine. Er ist Quecksilber, das Spiel von Licht und Schatten knetet er. Er hat kein Skelett, weder Knochen noch Wirbelsäule.

Nicht ebenso verhält es sich mit den großen Dichtern: sie sind tief das, was sie sind, und noch viel mehr das, was sie sein wollen. Für sie heißt sie selbst sein fast immer, sein seltenstes Geheimnis in dem Augenblick bewahren, in dem man seine verschiedenen Geheimnisse enthüllt. Sie sind Weib und sie sind Mann, und hundertmal für eines.

Das Gesicht, das sie zeigen, ist nicht Anleihe, sondern eines von denen, das sie besitzen, und öfter noch dasjenige, das sie haben wollen, ohne daß sie den Mut hätten, es handelnd anzunehmen oder ohne die Mittel und Wege zu finden. Man hat nicht immer die Zeit, heroisch zu sein. Das Verbrechen ist in ihnen und alle Tugenden. Ihre größten Taten stehen in ihren Büchern. Und die Liebe ausgenommen, sind ihre Bücher ihr ganzes Leben und ihr verhängnisvolles Abenteuer.

Dostojewski ist nicht Zug um Zug die Summe aller Besessenen noch die Reihe aller Unschuldigen seiner göttlichen Tragödie. Aber in allen Karamasow und in allen Myitschkin sind mehr oder weniger Eigenschaften Dostojewskis. Sonia und Raskolnikow enthalten Züge von ihm, wie Marmeladow und Lebedew, Rogoschin und Sovidigailow ihrerseits. Im täglichen Leben konnte Dostojewski nur einmal mit einem kleinen Mädchen leben; aber in der Welt seiner Bücher kannte er alle Arten der Ausschweifung

und der Verneinung. Wenn er nicht unterliegt, dann muß der Künstler in dem Grad, als er in den Augen des Jahrhunderts als besiegt erscheint, erstaunliche Siege im brennenden Schweigen der Schöpfung davontragen. Stendhal ist einer dieser prachtvollen Besiegten. Cézanne ein andrer.

Man rächt sich so für alle Beeinträchtigungen, alle Niederlagen, alle Demütigungen. Die Kunst darf gewiß die Welt heißen, in der der Dichter König ist. Bestreitet ihm hier seine Herrschaft und seinen Triumph. Das Werk ist immer eine Beichte; aber wenn es sich um Shakespeare, um Cervantes, um Stendhal, um Dostojewski handelt, zittert man vor Freude und Stolz angesichts der Rücksichtslosigkeit ihrer Eroberungen, der Größe ihrer Herrschaft, der Ausdehnung ihrer Reiche. Ach, ihr gekrönten Hunde, rechtmäßigen Hunde, beamteten Hunde, politischen Hunde, besitzenden Hunde! Wie man über euch lacht, selbst wenn man es nicht nötig hat, ein Reich zu usurpieren! Aber man haut sich ein Reich zurecht, man verleiht ihm in allen Stücken eine Verfassung und: *man gibt es sich.* Und wenn es euch überhaupt erlaubt ist, es zu betreten, dann seid ihr gezwungen, auf den Knien zu nahen. Wahrlich, keine Ironie kommt dieser gleich: ein König in Europa, eine Art Feldwebel mit hundert Tressen, der bei der Lektüre von „Rouge et Noir" gähnt; ein Zar, dessen Geist zu schwach ist, um den „Idiot" zu Ende zu lesen. Bleib an der Tür stehen, Sklave. Eröffne lieber den Ball der Gewürzkrämer oder segne die Newa, Tropf.

Der Künstler ist gefährlich. Es ist sicher, daß der Dichter, der Selbstherrscher heißen darf, für seine Rechnung alle Einrichtungen, alle Vorurteile, alle Gesetze abschafft. Er macht das Gesetz, nach seinem Willen; und er setzt an Stelle Eurer elenden Ordnungszelle eine Welt, in der er

Euch, ob Ihr wollt oder nicht, zwingt, nur von ihm Kenntnis zu nehmen. Und sollet Ihr es nicht einmal ahnen, so ist das, vielleicht, sein göttlichstes Vergnügen. Ein großmütiger Gott muß Vergnügen an seinen Leugnern haben: endlich der Anbetung der Schurken und Kriecher entgehen!

Die Welt Stendhals ist weniger abwechslungsreich und weniger seltsam als das Universum Shakespeares oder Dostojewskis; aber sie verrät darum nicht weniger die Ähnlichkeit mit ihrem Schöpfer. Und wenn ich an die Helden denke, die er mit so gebieterischer Hand geformt hat, male ich, sie malend, nur ihn.

*

Die Bücher Stendhals sind Dichtungen der Tat, weil die Liebe die Tat der Frau und des jungen Mannes ist. Der Mensch in Leidenschaft ist immer jung.

Sie sind Meisterwerke, fähig, einem Leben Richtung zu geben. In ihnen wappnet die Kraft einen unheftig veranlagten Geist und erstickt ihn nicht.

1

Immer Napoleon

Wenn „Die Karthause von Parma" das schönste Buch Stendhals ist, so ist doch die Gestalt des Julien Sorel sein Hauptwerk. Unter allen Helden, die er aus seiner Lichtheit gestaltet und mit seinem Geist belebt hat, besitzt Julien Sorel die größte Tragweite und die stärkste Wucht. Er ist der junge Mensch voll Genie, er ist es für alle Zeiten und für alle Völker mit Kultur. Die wunderbaren jungen Leute Dostojewskis sind alle sensiblere Brüder Juliens. Mit einem Wort, fortan steckt Julien Sorel in allen Helden im Jünglingsalter, wie Bonaparte in allen jungen Männern steckt, die von der Herrschaft träumen.

Vielleicht ist ein Mann nötig, um Julien Sorel zu begreifen; und ein Mann im Stil Bonapartes, um ihn aufrichtig zu lieben. Die heimlichen Bonapartes sind weniger selten, als man denkt. Sie sind nicht alle bei der italienischen Armee, noch Konsul: darum kennt man sie nicht. Sie sind auch weniger zahlreich, als man sagt. Die Zimmer-Bonapartes sind Helden ohne Stoff. Es hat ihnen nichts gefehlt als der Menschenthon, der Brennofen und das Feuer der Gelegenheit? Mag sein, aber desto schlimmer.

Die Frauen begreifen Julien nicht; oder wenn sie ihn begriffen haben, lieben sie ihn wenig. Er erscheint ihnen zu undankbar. Es fiele ihnen leichter, ihn ohne Verständnis zu lieben, als mit Verständnis nicht zu hassen. Frau von Rénal allein ist dazu fähig: weil man vollständig darauf verzichtet, einen Geliebten zu verstehen, wenn man ihn anbetet.

Sie liebt ihn in dem Maße, daß sie wünscht, er möchte immer Kind bleiben, wie im ersten Alter der Leidenschaft, wenn alle Küsse einer Frau verschmelzen: diejenigen der Mutter und der Geliebten, diejenigen der älteren Schwester und der Liebenden.

Er war damals der Jüngling, für den eine Frau, hier eine leidenschaftliche und furchtsame Frau, zärtliche Gefühle hegt, und weiter nichts: d. h. für sie alles, die Natur in Liebe, die Welt als Kosung, das in ihre Arme sinkende All. Die kleine Stadt ist ihr die ganze Geschichte und ihr Haus die ganze Erde. Welcher Napoleon kann der liebenden Frau diesen jungen Mann ersetzen, der sie ausfüllt? Wenn er sich von ihr trennt und wäre es, um der Kaiser der Jahrhunderte zu werden, verzweifelt die arme Rénal: ihr einziger Wunsch ist, daß er abdanken möge. Sie verabscheut einen Triumph, an dem sie nicht teilnimmt. Sie ist eifersüchtig auf diesen Sieger, der sie ver-

gißt und den sie nicht einmal verstehen mag, so sehr genügt es ihr, von ihm besessen zu sein. Sie kann sich nicht versagen, ihn mißzuverstehen: um ihn wiederzufinden, erwartet sie, daß er widerruft. Und sie betet ihn besinnungslos an, sobald er widerruft. Im Grund muß man immer in seiner Blüte sterben, wenn man liebt. Die Hohlköpfe nennen diese Leidenschaft romantisch. Julien ist nicht romantischer als Phädra oder Hamlet. Romantik, scheint mir, ist nur Kunst ohne Wissen oder Gewissen; innerlich sein, wahr mit sich selbst sein, sich nicht einwickeln lassen — das ist genügende Leistung und die klassischste.

Napoleon aber ist der Zufall, der Krieg, die immer brutale Stofflichkeit, was man auch tue, und der Sieg. Julien Sorel ist der Wille zur Allmacht, die sich, auf dem Höhepunkt in den Willen zur Liebe verwandeln wird; diese Kraft ist schön; es gibt nur eine Schönheit, die ihr noch unerreichbar ist: die erhabene Niederlage; darum eilt sie ihr entgegen. Trunken stürzt sie ihr entgegen. Julien Sorel will Napoleon sein. Aber mit Stendhal träumt jeder, der mit zwanzig Jahren Napoleon sein will, von Julien Sorel.

2

Der, der nicht datiert

In seinem Fibernest Civita Vecchia, hinter einer dreifachen Sperre aus Niedertracht, schlechter Luft und Langeweile, sitzt Stendhal in der Falle; und um seiner besser zu spotten, hat das Schicksal gewollt, daß ihm das alles im geliebten Italien zustieß. Was macht er in seinem Schaben- und Mückenkäfig? Er kann nur noch für das Jahr 1880 und 1940 leben. Keine andre Wahl: ob er will oder nicht, er ist der kleine Konsul, damit er eines Tages der große Stendhal sein kann.

Man nimmt sich niemals vor, für die Zeit zu leben, da man tot sein wird, wenn man einen klaren Kopf hat; aber man kann sich sehr wohl dazu gezwungen sehen; man sieht sich wider Willen auf den Ruhm angewiesen. Spricht man ihn sich zu? Ohne Zweifel nein: man bewiese damit, daß man ihn nicht haben wird, und daß man ihn nicht verdient. Aber man rettet sich in ihn aus Verzicht. Man lebt also nicht für das Jahr 2000, was keinen Sinn hat. Man vermutet nur, daß man in ihm leben wird. Man findet sich mit dem ehrenvollen und unnützen Lob ab, das dazu verurteilt, wie der arme Achilles ein großer Held unter den Schatten zu sein.

Mit zweimal neunundzwanzig Jahren, wie er sagte, wußte Stendhal sehr gut, was er von seinen Aussichten zu halten hatte; und als niemand ihm Gerechtigkeit hätte widerfahren lassen und nachdem er selbst die Größen der Zeit gemessen hatte, mußte er fühlen, daß nicht einer ihm in Paris gleichkam. Sein Lächeln Balzac gegenüber verrät die Freude dessen, der sich endlich bei seinem Namen und seinem Titel nennen hört; aber es verrät nicht törichte Selbstzufriedenheit noch die törichtere Bescheidenheit. Im übrigen beurteilt Stendhal wie Baudelaire mit Überlegenheit alle Schriftsteller, alle anerkannten Namen, alle gekrönten Häupter, hießen sie Chateaubriand oder Racine. Man macht ihm nichts vor. Eine derartige Sicherheit in der Strenge entspringt einer untrüglichen und verborgenen Gewißheit, die Sache des Richters ist.

Um es am Rand der Sümpfe, zwischen Bagno und Viertagefieber, auszuhalten, wählt sich Stendhal zur Gesellschaft italienische Chroniken und Saint Simon. Niemand hat wie er Werke genossen, die so voll Leben sind, daß sie lebende Jahrhunderte heißen müssen. Er hat sie besser als irgend jemand sich zunutze gemacht. Dort hat sich

seine Kraft vollendet. Dort ist er, um sein fünfzigstes Jahr, für kommende Zeiten geboren worden.

Heißt das zuviel gesagt? Im 19. Jahrhundert ist, nach meiner Auffassung, niemand besser vor der Zeit geschützt als Stendhal und Dostojewski.

Flaubert hat seine Jahre wie das reinste Öl, das zuletzt ranzig wird. Tolstoi genau so. Zu mehr als zwei Dritteln ist Balzac schon nicht mehr als ein geschichtliches Denkmal. Stendhal ist unsterblich wie der Geist. Dostojewski ist ewig wie ein Evangelium. Stendhal ist unter allen Intelligenzen die Intelligenz des Lebens. Dostojewski ist eine Leidenschaft und eine Bewußtwerdung.

Der eine und der andre werden nicht mehr vergehen, als das Evangelium und der Geist Athens. Denn an dem Tag, an dem man sie nicht mehr liest, werden sie für immer in das menschliche Bewußtsein übergegangen sein.

3

Sir Fiasco, Esq.

Die Aufrichtigkeit Stendhals im Eingeständnis aller seiner Schwächen geht weit. Er ist wie ein Fürst, der sich nackt vor seinen Leuten zeigen darf.

Man sucht sich, man kennt sich selbst und man gibt sich nicht für einen andren als den, der man ist. Man geruht nicht zu lügen, weder vor sich noch vor den andren. Hätte man selbst ein Interesse daran, man könnte es nicht. Wie aufrichtig muß also Hochmut sein! Das ist seine Schönheit. Und wenn man Lügner von Natur aus ist, lügt man mit Aufrichtigkeit.

Aufrichtigkeit besteht darin, daß man eine Rolle nicht vortäuscht, wenn man geschaffen ist, eine andre zu spielen. Es ist, nach allem, möglich, daß alle Menschen eine Rolle spielen.

Es wäre für einen Dummkopf sehr schwer, je aufrichtig zu sein.

Man kann intelligent sein und lügen. Aber man ist aufrichtig in der Lüge, wenn man sich nicht selbst belügt. Die meisten Menschen belügen weniger die andren als sich selbst, jeder seine eigne Person. Es ist klar, daß unendlich viel mehr Dummköpfe als Betrüger in der Welt leben. Aber es gibt noch mehr Betrüger als aufrichtige Geister.

Aufrichtigkeit ist nicht Intelligenz: sie ist ihr männlicher Gebrauch. Der wahre Stolz fordert.

*

Tolstoi, der so viel von Stendhal und zwar zuerst Kriegsschilderungen gelernt hat, bezog von ihm auch den Gedanken der allgemeinen Lüge: der Eitelkeit jedes Menschen und allenthalben der Triebfeder des sozialen Lebens. Aufrichtigkeit ist das Gegengift der eitlen Selbstliebe.

Eitelkeit ist die allgemeine Schwäche. Bescheidenheit ist die Aufrichtigkeit der kleinen Leute. Große Seelen haben nicht nötig bescheiden zu sein: sie sind aufrichtig, und diese Tugend genügt.

Stendhal gesteht, was nicht nur aus Scham, sondern aus Eitelkeit nicht über die Lippen eines Menschen kommt. Er ist viel zu aristokratisch, um sich um Verhöhnung zu kümmern. Ich vermute, daß er seinen Spaß daran findet.

Wie verhält es sich mit dem famosen Dragoner, der will, daß man jede Frau im Galopp und im Angriff nimmt, schon bei der zweiten Begegnung? Keiner Reiter wie er, keiner besser zu Pferd, keiner rascher im Sattel, Vollblut auf Vollblut; und keiner, der den gestreckten Ritt mehr liebt, der sich hartnäckiger mit allen Künsten des Handwerks beschäftigt. Und nun geschieht es unaufhörlich, daß er den Anschluß verpaßt und keinen Vorspann hat.

Wenn es um den Ruhm und jenen Ehrenpunkt in der Liebe geht, der das Leben selbst ist, verliert er den Bügel: ein Schatten wirft ihn ab, eine Vorstellung knickt die Lanze, ein Hauch, ein Ausruf. Und der Dragoner von Marengo ist nicht mehr einmal ein Fußsoldat: die Füße tun ihm weh. Weit entfernt, drei Salven oder vier abzubrennen, bekommt er die Verstauchung; und es überfällt ihn an Ort und Stelle das Bedürfnis, zu schlafen.

So groß ist seine bewunderungswürdige Aufrichtigkeit, daß er den Unfall beichtet, und fast sogar die Schwäche — so sehr ist sie ihm zu eigen. Er bestraft sich so dafür, daß er ihr unterworfen ist. Wer wüßte von ihr ohne ihn? Wer könnte darüber lachen, wenn er nicht gewollt hätte, daß man darüber lacht?

Ich lache nicht über den Stendhal im Mißgeschick. Ich bewundre ihn gerade dann — er ist nie plump in einer Lage, in der so viele andre Männer die Plumpheit nicht vermeiden. Für mein Gefühl übertrifft allerdings der Geck alle Männer an Plumpheit. Der Maultiertreiber mit seiner berühmten Viertelstunde ist ein Geck.

Sodann ist es wahre Liebe, die seine Fehltritte verschuldet und ihn ausgleiten läßt. Echte Kriegsleidenschaft setzt sich Niederlagen aus, die dem Kleinkrieg unbekannt sind. Der Appetit ist immer bereit, aber nicht der große Durst, den nichts stillen kann. Er flieht vielleicht die Stillung?

Der Liebende strauchelt, wo der Galante nicht wankt. Der Liebende ist das Vollblut, das durch den Kampf erschöpft wird, und der Galante nur das Maultier. Diejenigen, die lieben, geben es nicht zu, aber sie sprechen von der Seele; sie fehlt den Maultieren. In allem andren erkennt man an, was sie haben: Mut auf den Gebirgspfaden und einen unfehlbaren Tritt am Rand des Abgrunds.

Alles ist Abgrund für die Liebenden, und für die Maultiere nichts. Zwischen ihnen liegt das unermeßliche Tal der Einbildung; dem glühenden Stendhal, dem Liebenden, der immer Liebender sein will, spielt die Einbildung ihre Streiche; sie bindet ihn, sie fesselt ihm die Füße. Die Einbildung ist die eifersüchtige Schöne, die durch Liebesverzauberung die Kraft nimmt. Und das ist das ironische Schicksal Stendhals, daß er allen den Persönlichkeiten, die er spielte und deren Namen er entlehnte, zum Trotz nie mehr er selbst gewesen ist als unter den Zügen und dem Kostüm des Sir Fiasco, Esq., des stummen Liebhabers.

4

Endlich läßt sich Julien gewähren

Eine Frau, die mir sehr teuer ist, sagte, als sie „Rot und Schwarz" gelesen hatte: „Ich wollte, Julien hätte nicht die Pistole auf seine sanfte Freundin gerichtet Es ist gerade genug, daß er dazu fähig ist. Welch abstoßender Mut! Julien behandelt Frau von Rénal wie einen Mann: das ist es, was ich ihm vorwerfe." Ein weiblicher und wahrhaft entzückender Gedanke: ein Mann darf niemals seine Kraft gegen eine Frau zu einem andren Zweck verwenden, als um sie zu lieben. Er muß ihr alles verzeihen, und zuerst das, was eine Frau ihm nie verzeihen würde. Frauen empfinden so, wenn sie lieben. Danach stürzen sie sich ins Verderben, lassen sich töten und gehen lieber in den Tod, als daß sie im Grab der Trennung eingesperrt blieben und ihre Liebe zur Vergessenheit verurteilten. Sollten sie nicht Mitleid mit dem Geliebten haben, so haben sie doch Mitleidenschaft und dürsten nach der erregenden Vorstellung seiner Empfindungen.

Nichts ist richtiger: Julien behandelt seine sanfte Herrin als Mann, weil Ehrgeiz der Feind der Liebe ist. Julien

ist immer das, was er ist, ganz. Die letzte Flamme, in der sein Wille glüht, ist ein Blitzstrahl. Aber der Strahl erhellt ihm die Welt der Zärtlichkeit; und er betritt sie nur, um sie nie mehr zu verlassen. Er trifft Frau von Rénal nicht mehr in der Kirche von Verrières, sondern auf der Schwelle des Glücks. Er schickt ihr die Kugel, die in Büchern und im Leben alle für den Haß und den Neid verdienen, dessen sie sich gegen die jungen Helden zu Schulden kommen lassen.

Bewundre es, schöne Freundin, daß es für den echten Helden von fünfundzwanzig, und vielleicht von fünfzig Jahren, weder Mann noch Frau, sondern nur Verbündete oder Feinde gibt. Der Beweis: daß die anbetungswürdige Rénal, die allen leidenschaftlichen Herzen so teuer ist, sich ihrerseits wie eine Marionette von ihrem Jesuiten lenken ließ. Tausendmal rührender, weil sie auch Opfer wurde, verliert sie sich, indem sie ihren Freund verdirbt.

Hier tritt, neben seinem Kultus der Liebe, die Auffassung Stendhals ganz lebendig hervor: um endlich ein Leben in Liebe zu genießen, stürzen sie sich beide fröhlich ins Verderben. Bis dahin war alles übrige nur Roman, ein leerer Zeitvertreib, ein Vorspiel, ein Warten. Vom ersten Blick an waren der junge Mann in der Wollweste und die anständige in Unwissenheit und Ruhe gekleidete Frau, Julien und die anbetungswürdige Rénal, mochten sie tun, was sie wollten, dem gleichen Leben und dem gleichen Liebestod geweiht: die Liebe ist ihr Schicksal.

Um ganz seiner Liebe zu gehören, trennt er sich vom Leben. Er tötet seinen Ehrgeiz, um sich ungeteilt in die Hände seiner Herrin zu geben. Die ganze Vergangenheit erscheint ihm als lächerlicher Irrtum. Keine Langeweile mehr, keine Leere mehr. Jetzt schlagen die vollen Stunden, die unvergleichlichen Stunden. Dreißig dieser leidenschaft-

lichen Tage und dieser Nächte wiegen dreißigmal dreißig Jahre einsamen Lebens auf.

Sorel mußte auf jede mittelmäßige Begierde verzichten und sich seines tyrannischen Willens entäußern, um sich selbst zu erkennen und das einzige Gut zu besitzen, das uns das Herz füllt. Indem er sich die Liebe zurückgewann, setzte er sich selbst wieder als Wirklichkeit. Wie Fabrice nur in seinem Gefängnis glücklich ist, hat Julien nur in seinem Kerker, an den häßlichen Pforten des Todes, Herz und Freude am Leben. Dieselbe Fabel benutzt dasselbe Gleichnis; und es ist so schön, daß Stendhal kein andres sucht. Alles gewinnen heißt alles verlieren, während man die Liebe findet. Und vielleicht ist dazu das Gefängnis nötig, dieser Bruch mit dem Band, das mit den Menschen verbindet.

In Julien Sorel war der Ehrgeiz nur die Maske der Leidenschaft und der geringste Gebrauch einer Eroberernatur. Dieses Gefühl macht mir den stolzen jungen Menschen wahrer und schöner als Bonaparte, seinen Abgott. Und welche Freiheit in diesem Turm der Wehrhaftigkeit, der vom Henker und dem legitimen Stumpfsinn der Gesetze bewacht wird. Die Trennung von den Menschen macht den frei, der den Gegenstand seiner Leidenschaft besitzt: aber er muß ihn besitzen, ich gebe es zu.

*

Die Welt sehen, wie sie ist: ein Wort, das nichts besagt, Moralvorschrift im Stile Carlyles und der Deutschen: Prophetentum nach geschehenem Ereignis.

Man sieht die Welt, wie man ist, wenn man Augen hat. Man sieht, wie man erschafft. Der Held ist der Mensch, der am meisten er selbst zu sein wagt, und der

es kann. Kein Held ohne Stärke der Selbstsucht, und kein Heiliger ohne die Liebe Gottes.

Niemand hat vom Helden eine gesundere Vorstellung als Stendhal. Er hat die Heiligkeit nicht gekannt; aber er war befähigt, diesen Mangel zu ahnen. Stendhal besitzt einen Geist von solcher Lichtstärke, daß er selber seine Lücken und Unvollkommenheiten sieht.

Stendhal ist die Hälfte eines Goethe, und selbst etwas mehr. Dafür ist sein Teil von einer Leichtigkeit und Natürlichkeit, die man bei Goethe vergebens suchen würde. Es genügt, das Italien des einen mit dem Italien des andren zu vergleichen. Das Italien Goethes ist eine sehr gebildete und wohlgenährte Bürgersfrau, die überall die Weimarer Küchenzettel und den Klatsch des fernen Germaniens mit sich trägt; sie lebt nur in den Museen und den Provinzkabinetten; mit einer Selbstzufriedenheit, die fast lächerlich wirkt, notiert sie alle ihre geistigen Verdauungsvorgänge, ziert sich, errötet darüber, daß sie ein paar gute Nächte in den Armen eines Modells der Akademie verbracht hat: sie kann sich über ihre ausgelassene Kühnheit nicht genug tun und redet sich allen Ernstes ein, sie habe in ihrem Herbergszimmer alle Tollheiten der Mythologie, des Ida und der Götter erneuert. Wieviel Lärm, um diese alte Iphigenie von dreiundfünfzig Jahren mit dem armen Tasso zu verheiraten! Und über ihre geringsten Seufzer Buch führen, auf dem Strohsack der Angelika Kaufmann, das ist denn doch zuviel; soviel vulgäre Wichtigkeit verdient eine Züchtigung: dieser große Mann hat oft die Miene eines Polonius, Ministers im Olymp.

Stendhal dagegen ist ohne die geringste Anstrengung ein antiker Mensch. Und zwar nicht ein Römer, sondern ein Grieche in Rom.

Um gerecht zu sein, nachdem ich gespottet habe: mich

macht immer wieder der Römer in Goethe betroffen. Das Altertum Goethes ist römisch. Der Heide Goethes ist römisch. Sein ganzer Geist ist römisch, und sein ganzer Erfolg. Je mehr er Grieche sein will, desto weniger ist er es: aber immer der gekrönte Dichter des kaiserlichen Roms zur Zeit des Hadrian. Er spricht unaufhörlich von Phidias und Sophokles; aber seine Muse ist der solide und kühle Kopf der Juno Ludovisi.

5

Politik

Diejenigen, die ich unlängst die plumpen Tiger nannte, die vor etwa tausend Jahren, es kommt auf mehr oder weniger nicht an, zu der Zeit lebten, als das ganze Tal der Seine in Feuer und Blut stand, diese Leute hätten das Zeug gehabt, die Stammväter großer Barone zu werden.

Unsre Jahrhunderte sind von einer schrecklichen Scheinheiligkeit. Man kann in ihnen nicht einmal auf seinen eigenen Ländern Baron werden, kraft des Rechts des Stärkeren. Sich nicht einmal an einem hundert Monate lang belauerten Feind rächen: nicht einmal eine Blattlaus von Autor, der verleumdet, zerdrücken. Die List, das zweite Steinalter der Stärke, ist auch kaum mehr frei. Das Geld allein hat die Betriebsamkeit und alles Recht: es hat also die Gewalttat nicht nötig.

Julien Sorel seinerseits, ein größerer Held als Bonaparte, da er edler und befähigt ist, sich durch die Liebe, gegen sich selbst zu vollenden, wird vom Jahrhundert zur Folterung verurteilt: an jeder Straßenecke sucht ihn das gesellschaftliche Leben zu zermalmen. Zuletzt zermalmt es ihn. Die Augen auf das geliebte Gesicht seiner Herrin gerichtet, merkt er es nicht einmal. Enthauptet lächelt er noch.

Seelengröße triumphiert also immer. Aber um welchen Preis. Julien Sorel zeigt mir Stendhal, in seinem kleinen Hotelzimmer, schon ein Fünfziger. In dem Augenblick, wo Julien Sorel seinen schönen Kopf aufs Schaffot trägt, lädt Stendhal seine Pistolen aus Ekel an einem zu erbärmlichen Leben. Und woran hat es gefehlt, daß er in das Gewinde seines Hirns die Kugel jagte und den Behälter eines kostbaren Gutes sprengte?

*

Er ist im Tiefsten Aristokrat dadurch, daß er Republikaner der guten Art ist. So mit fünfzehn, so mit fünfzig. Republikaner an Geist und Willen, Aristokrat an Gewohnheit und Anschauung; und Fürst in fast allen seinen Neigungen: und zuerst in dieser Leidenschaft zur Wahrheit, die eine Leidenschaft ist, keinen Herrn haben zu wollen, es sei denn die Vernunft. Ein regierender Fürst in einer Welt, in der er allein König wäre, unter allen diesen Zeitungsschreibern und Zeitungslesern: nur so kann er sich den Luxus und die Anmaßung der Wahrheit leisten.

Auch hierin noch erinnert mich Stendhal an Montaigne. Stendhal ist ein Montaigne, der das Italien des Mittelalters als Antike hat; den aus Neigung mehr die Liebe als die Freundschaft beschäftigt, und dem die Werke der Kunst die Moral ersetzen.

Was über die Bedürfnisse Stendhals täuscht, ist die Verlegenheit des kleinen Konsuls und die Zwangsvorstellungen des alten Junggesellen. Ich weiß nicht weshalb: bei den Modernen scheinen die Fürsten immer verheiratet zu sein, und bei den Alten denkt man nie, daß sie es hätten sein können. Die Frau ist der schönste Luxus des Mannes, seit fünfzehnhundert Jahren: das ist ohne Zweifel der Grund.

Merimée sah diesen gefährlichen Freund folgendermaßen: in allem von eigenem Wuchs, sagt er, und auf dem Grund der Seele vollendeter Aristokrat. „Ich verabscheue die Kanaille, aber gleichzeitig wünsche ich ihr unter dem Namen Volk leidenschaftlich jedes Glück. Ich habe Ekel vor allem, was schmutzig ist, und das Volk ist in meinen Augen immer schmutzig." Man bewillige ihnen die Verfassung, in der Erwartung, daß sie der Republik würdig werden.

Die absolute Gewalt in den Händen des Besten, das ist die Politik der Kunst. Die Diktatur des Genies ist nach dem Herzen des Künstlers, und die einzige vernünftige Ordnung. Die Religion heiligt die rechtmäßige Monarchie, und nur sie, die Könige, haben jede Autorität verloren, dort wo die lebende Kirche sie ihnen nicht mehr überträgt. (Ich würde dasselbe vom Erbe sagen.) Die Kirche lebt, politisch genommen, nur im einstimmigen Willen und gläubigen Vertrauen des Volkes. Die Könige brauchen das heilige Salbgefäß: da es ihnen fehlt, heilen sie nicht nur nicht die Skrofeln des Staates, sondern man sieht ihrem armen Kopf den Eiter allzu deutlich an.

6

Der heilige Funke, die Immerblüte

Genie und Geist sind, in Frankreich, nicht voneinander zu trennen. Einmal mehr in diesem Punkt bewundere ich die Begegnung der Franzosen und Russen; und wenn ich Spanien besser kennte, würde ich auch sagen der Spanier. Cervantes, der soviel wert wie Homer ist, schreibt wie Flaubert und hat wie Aristophanes in jedem Worte Geist.

In Paris oder in Attika fügt der Geist, der allein nie genügt, zu allem die letzte Feinheit. Der Geist ist ein Flügel. Es gibt Völker, die ihre Schwere für eine Tugend

nehmen. Fettleibige Völker. Sie haben nicht genug Schwergewicht, wenn sie den Bauch nicht in den Knien tragen. Sie müssen ihren Wanst auf dem Wasser fühlen, um sicher zu sein, daß er schwimmt. Aber schwimmen ist nicht fliegen.

Was ich die letzte Feinheit nannte, die Anmut kraft des Geistes, ist oft ebenso leicht, wie sie verzehrend sein kann. Sie ist wie das Feuer, das immer fliegt, aufspringt, Angriff ist. Die Flamme, Wort auf Erden für die Sonne, Wort, das ich anbete, ist Wehen, das Gestalt annahm; und wie es weht, brennt es. Immer nimmt die Flamme die Form von Flügel und Steigen der Lerche an, von Pfeil, der geradesten Wegs gen Himmel führt, von Blatt und Sieg, erfochten auf der Straße des Zenits, wohin sie der Ruf der Sonnenmutter trägt.

Genius kann nie schwerfällig, nie einfältig sein, in Frankreich so wenig wie in Jonien. Ich weiß von Beiworten des Äschylus, deren Größe mit der blendenden Klarheit des Geistes wetteifert. Nenne ich das Anmut, so wird die Anmut unendlich, wenn sie noch den Schmerz trägt. Die Qual des Prometheus ist strahlender Triumph. Was lange von der Ironie bei Sophokles und Plato sprechen? Für einen Griechen bedeutet keinen Geist haben, kein Hirn haben. Die Tapferkeit, die Denken und Fühlen lehrt, schließt die Freude, kraft seiner Klarheit sich verstanden zu sehen, nicht aus.

Nicht nur die Kraft verrät die Göttin, sondern auch ihre Lippen, ihr Glanz, der ganze Zauber ihres Wesens. Nicht nur der Blitz mit dem Donnerschlag kündigt die Götter an — auch jener leuchtende, der das tragische Lächeln des Funkens ist.

*

Der Geist ist der anbetungswürdige Funke, der den Gedanken entzündet. Die Wahrheit allein darf, wie eine Witwe, schwer und wuchtig sein. Aber wenn sie lächelt — welcher Funke flammt dann auf: alle Reize der Jugend, alle Verführungen des Irrtums aus Liebe. Darum scheint der Geist ein Vorrecht ewiger Jugend zu sein. Von geistigen Völkern möchte man glauben, daß sie nicht altern. Und der Gedanke, so tief oder erhaben er sei, ist immer nur in dem Maße jung, als er geistig bleibt.

Die armen Barbaren sind dieses göttlichen Luxus nicht würdig. Alle Schönheiten in einer, das ist zu viel für sie. Sie wollen nicht Blüte mit Frucht: sie halten es nicht für nahrhaft genug. Weil sie die Frucht oft genug haben und ihr Fleisch ihnen den Mund füllt, merken sie es nicht, wenn die goldne Frucht zugleich mit der Blüte der Orange kommt. Sie mißachten sie; sie haben keine Augen für sie. Oder wenn sie die Blüte ernten, sehen sie auf dem Baum nicht die Frucht.

Chateaubriand selber hat Geist, zum mindesten wenn er grausam höhnt. So unmöglich ist es für einen Franzosen vom hohen Rang, immer ohne Geist zu sein, selbst wenn er nicht von Natur aus Geist besitzt.

*

Von allen großen Schriftstellern und neben dem Kardinal Retz und Montaigne besaß Stendhal am meisten Geist.

Montaigne ist mehr Lateiner, aus Spanien, im Stile Senekas; Stendhal mehr Grieche aus Attika. Montaignes Unterhaltung mit den Menschen ist ein Wunder an Humanität. Der Gedanke tröstet: Montaignes Lächeln zwischen den Scheiterhaufen Philipps II. und den Schlächtereien in Deutschland. Wäre das ganze Altertum im Abgrund des ewigen Vergessens versunken — alle Gutdenkenden fänden

es in der Unterhaltung mit Montaigne und könnten es genießen.

Der Geschmack für Montaigne ist der Prüfstein für Charaktere und Intelligenzen. Die Fanatiker werden ihn nie lieben, noch finden enge Hirne irgendeine Beziehung zu ihm. Bei Montaigne darf man nie Partei sein, im Gegenteil: man muß gegen sich selbst denken können und im Notfall Partei gegen alles ergreifen, was man ist. Dieser Mensch ist so menschlich, daß bei ihm alle Menschen etwas finden; und da er unaufhörlich seinen Ausdruck neu gestaltet, finden fast alle Dichter in ihm ihr Genüge. Shakespeare wußte es, er, der alle Stimmen und fast alle Gaben des Dichters hat.

Stendhal erfindet wunderbar die Züge, die zu einem Charakter passen, nur nicht, was den Stil betrifft. Genial in der Erforschung der Menschen, fehlt ihm die Gabe des Worts und die Fähigkeit, Farbe und Rhythmus zu enthüllen. Deshalb erscheint er den beredtsamen Dichtern fleischlos. Sie gehören dem Norden oder Osten an; aber nie wird ein Athener soviel geistiger Erfindung gegenüber unempfindlich bleiben.

Ich wenigstens denke, wenn ich mir Montaigne unter Louis Philippe als Romanschriftsteller vorstelle, an Stendhal. Er gehört mehr dem dritten Stand an als jener; er ist weniger Jurist als Montaigne und mehr Soldat. Aber beide sind die freisten Geister, am meisten im Leben. Sie sind das allerwirksamste Mittel gegen jede Abstraktion, jedoch so stark, daß man, um diese herrliche Medizin mit Nutzen nehmen zu können, gesund veranlagt und heilbar sein muß. Bei den meisten Kranken verschlimmert die Kur das Übel: sie können nicht geheilt werden.

7

Unter der Brücke von Avignon

Wo habe ich die Anekdote gelesen, wie Stendhal auf der Rhone George Sand und Musset traf, die gleich ihm in Lyon das Marktschiff genommen hatten? Alle drei gingen nach Italien; sie glaubten es wenigstens. Als ob diese fatale Jo, brüllende Kuh voll Milch und sozialem Käse, jemals ihre Weide verlassen hätte! Und als ob der reizende Musset nicht der Pariser Schafbock gewesen wäre, der Schwester Pasiphaes zum Opfer gebracht.

In Avignon glaube ich, wo Stendhal schon zu Hause war, da Italien daselbst beginnt, wunderbarer Ausgleich zwischen römischer Seele und französischem Geist, vergnügten sich Brûlard, der Baron Taquin und H. C. G. Bombet damit, die unversiegbare Muse und ihren kleinen Widder zu ärgern. Das Paar trug dort einen Ernst zur Schau, daß man wie ein Drache seine Zunge hätte verschlingen mögen: Musset, die Leidenschaft suchend, die Sand sie wie eine Fahne vor sich hertragend und im übrigen Pfeife rauchend: der eine wie die andre auf der Suche nach dem Land, wo der Mond aus Honig ist und die große Liebe, koste es was es wolle, blühen muß: man betritt Venedig, wo es keinen Baum gibt, und das Lustwäldchen des Eros behängt sich alsbald mit Goldorangen.

Der dicke Stendhal, wie ihn diese Narren des Pathos nannten, war damals fünfzig Jahre alt. Er mußte ihnen als ein Mann ohne Benehmen und plumper Seele erscheinen, ein überjähriger Soldat, der nicht einmal Karriere gemacht hat, von Apollo und dem Ruhm auf halben Sold gesetzt. Nichts Geniales, keine selbstbewußte Würde: ein Vierteljahrhundert jünger als René und gegen seine Beredsamkeit hundert Jahre im Rückstand — wahrlich ein armer Mann.

An ihrer Pfeife ziehend, braun und angerauchter als der Meerschaumkopf, schon schwer an gelber Lymphe und dreihundert Bänden, war Jo gern bereit, Treffpunkt aller Götter Europas zu sein, aber nur eines Balletkorps von Göttern und Akademikern: diese kleine Herde gedachte sie so, wie Circe die ihrige um den Mast trieb, mit sich zu führen, nicht etwa lachend, sondern feierlich das Amt zelebrierend, unter Anrufung der Grundsätze — mit einem Wort als Muse. Sie übersann schon ihre Revolution für Ammen und die Schweizerkäse ihrer neuen Moral. Denn wenn Jo verblüht, gerinnt ihre Milch entweder zum Männerhaß oder weicht als Liebe zum ganzen Menschengeschlecht auf. Nichts Geringeres als die Menschheit ist nötig, um Jupiter an der Hüfte der guten Europa zu ersetzen. Was für ein Hirn und was für Brüste!

Die Lächerlichkeit und die priesterliche Langeweile dieses verliebten Paars reizte den spöttischen Stendhal bis zur Tollheit. Um besser über sie lachen zu können, brachte er sie zum Lachen. Auf der Brücke des Fahrzeugs begann er den Narren zu spielen. Indem er seiner Laune die Zügel schießen ließ, zerriß er die Dichter und Schriftsteller, die in Mode waren. Er spielte den Bösartigen, wie er es so gut verstand. Der braven Jo tropften die Tränen in ihren türkischen Tabak. Vor soviel Grausamkeit geronn ihr die Milch in den Adern. Ich hasse Milch: je süßer sie ist, desto wärmer ist sie, und desto mehr widert sie mich an.

Ich wette, aus Haß gegen die Milch warf sich an jenem Tag der dicke Stendhal auf die Flaschen. Er begann zu tanzen und zu trinken. In den Augen dieser traurigen Narren mußte er als der gefährlichste Narr erscheinen. Es überkam ihn wohl dasselbe Lachen, das er später Balzac gestand. In solcher vorgespielten Trunkenheit verglich er

sich mit den beiden Größen, die nach ihrem eigenen Urteil noch viel bewunderungswürdiger waren, als die Welt wußte, die ihnen doch wahrlich den Ruhm nicht versagte.

Er, der Mann von „Rot und Schwarz", der nach Civita Vecchia zurückkehrte, um die „Karthause von Parma" zu beenden, war für diese Schwätzer nichts als der dicke Belle oder der geistreiche Stendhal, ein etwas lächerlicher Bürger, eine böse Zunge, vielleicht ein Neidhammel, unfähig, die großen Leidenschaften, die Frau mit der Pfeife und die Dichter zu verstehen. Und trinken und lachen!

Er ritt nicht auf seinem eigenen Genie herum, aber das wußte er, daß mit seiner mächtigen Intelligenz und seinem glühenden Leben, mit der Tatsächlichkeit seiner Erregungen, mit der umfassenden Kenntnis von Dingen und Menschen, die ihm zu eigen war, mit seiner lebhaften, lebendigen Tiefe dieses arme Paar, das nach seinem Liebesbagno von Venedig reiste, nicht verglichen werden konnte: dreihundert Jos und zehn kleine Widder machen noch nicht einen einzigen Menschen aus.

Wie? Es gibt alle hundert Jahre zehn oder elf Bücher, die auf Dauer zählen dürfen: im Jahrhundert Stendhals fallen mindestens zwei auf ihn. Davon hat die Muse des Grünfutters, Natur genannt, die Muse von Indiana, Consuelo, Consuela oder mit welchen Namen man sie sonst nennen will, nicht die geringste Vorstellung. Vor dem Schloß der Päpste raucht sie ihre Pfeife, um sich besser in Wolken zu hüllen, und der niedliche Musset blökt, blökt dazu. Sie tragen die duldsame und so verächtliche Miene der Überlegenheit zur Schau. Und der dicke Mann spielt den Bösartigen und trinkt und lacht und tanzt. „Ich lege auf nichts Wert, als im Jahre 1900 wieder gedruckt

zu werden"[1]), dachte der prachtvolle Mann. Er ist es, und er wird es im Jahre 2000 sein.

Unter der Brücke von Avignon — Symbol der ewigen Abenteuerlichkeit. Und heute mehr als je[2]). Seht nur alle diese Ruhmsüchtigen mit ihrer Armee von Mesnern, alle diese Negeridole mit ihrer treuen Gefolgschaft der Maßlosen. Und sie spotten über irgendeinen andren, der vielleicht über sie lacht. Aber um zu lachen, braucht er nicht zu trinken und zu tanzen: es genügt ihm, sie anzusehen.

8

Leben und Denken

Die Erhöhung des Lebens ist nicht ein Kult, den man einem Idol erweist, sondern der Entschluß, den man in der Schöpfung Gottes faßt, und die volle Leidenschaft, sich Gott zu geben oder selbst ein Gott zu sein.

Der Wille zu sich selbst ist das Hauptstück der Maschine. Die Energie des Ja mißt das Recht auf Glück zu. (Tiefe Ironie: das Glück ist nie von Rechts wegen. Sodann, das Glück, das man in sich finden könnte, verderben oder hassen die andren, und die Welt entzieht es Dir. Und wenn einer eines starken und schweigsamen Glücks fähig wäre, verlangt man von ihm, daß er sich seiner beraube: diejenigen, die kein Glück haben, machen sich aus ihrem Mißgeschick ein Recht; und das Glück, das man in sich gefunden hätte, muß man an Unglückliche verschwenden,

---

[1]) Souvenirs d'Egotisme, Kap. 7. — „1935 gelesen werden," Henri Brûlard, S. 189.

[2]) Unter der Brücke von Avignon, im Karneval des Ruhms: unsren Festzügen von 1914 fehlt nichts davon. Wir haben unsren Maistre und unsren Bonald, unsren Chateaubriand und unsren Victor Hugo, Wunder der Wunder, unsre George Sand und hundert Louise Collet für eine.

die daraus nur Unglück machen. Recht auf Glück? Ja: das Recht auf das Glück andrer. Tiefe Ironie.) Im übrigen ist die Liebe das Glück selbst. Das Leben sucht nur das Glück und hält es nur in der Liebe.

Denken zählt unter die wunderbarsten Formen der Lust, die dem Willen zum Ja bekannt sind. Intelligenz ist nur das mächtigste ihrer Mittel. Wissen ist die Waffe des Menschen, der ohne sie waffenlos und nackt dasteht.

Was man Vernunft nennt, ist das Rüstzeug, das jeder Mensch mehr oder weniger von der ganzen Art erbt.

Wenn ich für das Leben spreche, sage ich nichts gegen den Geist; im Gegenteil, ich erhöhe ihn mit allem übrigen. Indessen, ich erhöhe nur ihn. Intelligenz ist nur ein Teil eines unendlich Reicheren und Komplizierteren.

Die Liebe kennt Zustände von Größe und Fähigkeiten, die der Geist mißt, ohne sie zu kennen. Deshalb hat der Geist das anscheinende Maß der Dinge, die Liebe aber kennt sie. Der Gott der Alten mißt immer; und der Gott der Christen liebt. Und er erschafft ohne Aufhören, da er liebt und lieben will[1]).

Wissen ist nur von der Zahl möglich: so denken die Heiden. Aber Wissen umfaßt nur die Hälfte des Bewußtseins und der Welt. Der Geist ist das Museum der Empfindungen. Lebte einer immer nur in einem Museum, so wüßte er nichts von den Formen, Farben, Malern, nichts von allen Werken, die man im Museum bewundert. Die Natur allein lehrt die Liebe zur Kunst. Deshalb, in diesem Sinn, ist es so nötig zu leben.

*

[1]) Der Gott der Christen. Aber die Mehrzahl der Christen haßt, wie die Mehrzahl der Heiden. Weil die Götter die Götter sind, und die Menschen immer Menschen.

Das Leben umschließt alles; aber es ist zerbrechlicher als der Geist, beim Menschen. Die Intelligenz ist der Wurm, der den Baum verzehrt; und wenn er mit den Maulbeerbäumen fertig ist, schließt er sich in sein Gespinst ein: er spinnt oder er stirbt, je nach den Jahren und den Beeren: welchen Wert hat es, wenn ringsum die ganze Gegend gestorben ist? Bäume und Blätter sind nötiger als Seide.

Das Denken ist nur zu mächtig, es hat nur zuviel Gewicht für den, der denkt. Es braucht nicht lange, um zu zweifeln, ob irgendetwas außerhalb seiner die geringste Wirklichkeit besitzt. In dem Maße, daß seine äußerste Anstrengung, nachdem es die Eitelkeit des Lebens ergründet hat, darin besteht, den Traum vom Leben wiederzuerwecken und ganz vereinfacht an die Illusion zu glauben, die es sich schafft.

Man rühmt das Leben nur, um sich den Glauben an das Leben zu geben. Die Vernunft hat daran größeren Anteil als der Trieb, wenn es auch anders scheinen mag. Man drückt die Einsicht nur deswegen herab, weil man ihre fürchterliche Unfruchtbarkeit eindämmen will. Um sich vor den gelehrten Ärzten zu retten, berät man sich mit den alten Bäuerinnen; und man spricht zur Landschaft, um nicht mehr Psittacus, den Gott der Bücher, zu vernehmen. Die Frau des Mathematikers weiß, wie man mit a + b ein Kind macht; aber sie weiß nicht, weshalb, es sei denn, daß sie die Antwort auf den Lippen eines Geliebten sucht.

*

Die Schöpfung ist der umfassende Lebensakt. Die Kunstschöpfung ist erst eigentlich das vollständige Leben: Trieb geregelt durch Willen und Wahl unter dem Gesichtspunkt des Schönen.

Gott ist recht eigentlich: Der Welcher Ist, das *vivere* jedes Lebens, der Schöpfer, der sich durch Schaffen erschafft. So stellt sich der Sinn des Lebens dar im Herzen, das teilnimmt. Das Leben widerstrebt keineswegs der Idee, sondern nur der Logik und der Fähigkeit des Systematikers.

Wirkliches Wissen ist eine Handlung, die ein Teil Schönheit schafft. Der Plan eines Tempels ist nicht der Tempel mit dem Gott, der Pythia auf dem Dreifuß, den Priestern, den Opfergaben, den Statuen und allem Volk. Die Natur strebt nur zum Menschen hin und das Triebleben nur zum höchsten Leben, dem Bewußtsein. Da aber muß die Schöpfung um jeden Preis in den Ozean der elementaren Kräfte und der unbewußten Erregungen zurücktauchen.

Der Kritiker hat selbst Stil nur in dem Maß, als er Dichter ist: als er schafft. Der Dichter ist der Mensch, der schönes Leben hervorbringt.

Man sieht es gut an Renan und den Männern seiner Art: weiter Geist und mittelmäßiger Schriftsteller. Mit seinem ganzen Kunstfeuerwerk und seiner Eintönigkeit ist Flaubert großer Dichter. Renan ist nicht einmal ein kleiner. Sein berühmtes Gebet auf der Akropolis ist eine Übung in Rhetorik: sie verdient einen Preis der Akademie: man gebe ihr zwei und wir wollen den einen dem andren lassen.

Renan ist eine Art halber Fénelon und halber Voltaire: mehr Muskeln als der Schwan der Jesuiten und weniger Nerven als der König der Affen. Es läuft ihm die Schreibweise der Fontanes und Rollin unter: er ist platt und dieser Bischof zeigt seine kleinen, zu fetten Hände. Die schönen Hände sind lang und niemals fett, sei es, daß sie den Funken anziehen, sei es, daß sie ihn mitteilen, die Blumenröhren voll Feuer.

Stärker als in jedem andern wirkt in Stendhal der Geist des Lebens. Er weiht die ganze Intelligenz der Leidenschaft. Er verfällt nie in das Laster der Auseinandersetzung, selbst wenn er sich auf Montesquieu stützt und ihn am höchsten schätzt. Seine Trockenheit ist von andrer Zusammensetzung. Stendhal ist trocken wie das Metall, das glänzt, oder wie der Kristall, dessen Wasser innere Flamme ist. Stendhal hat die attische Trockenheit, und den ein wenig heftigen, manchmal einfarbigen Lichterglanz der toskanischen Bronze.

9

Zu ursprünglich, um natürlich zu scheinen

Die einzige Gesuchtheit Stendhals ist sein Haß gegen das Gesuchte. Durch das Zwangsmittel des Natürlichen scheint er seiner Natur Zwang anzutun. Er ist so fern der Lüge, daß die Gewohnheitslügner ihn im Verdacht haben, daß er lügt: die glattgewordene Welt nimmt gern an, daß der Zyniker lügt.

Trotzdem erscheint Stendhal trocken, weil er niemals seine Erregung ausbreitet. Aber er ist überall erregt, oft von der feinsten Erregung. Seine Erregung ist nicht diejenige eines lyrischen Dichters, sondern eines wissenschaftlichen Geistes, der entdeckt und zeichnet. Er hat ebensoviel Kraft wie verschlagendste Zurückhaltung. Seine Verteidigung ist der Geist. Niemals war Geist mehr Maske des Herzens.

Er sucht nicht einmal die Beichte. Er spricht mit sich selbst: er erinnert sich. Er erzählt weniger seine Erinnerungen, viel mehr betrachtet er sich. Er stellt sich vor einen unveränderlichen Spiegel und sucht sich.

Er lebt für das Glück. Nicht daß er es hätte, noch auch, vielleicht, daß er an es glaubt: er will es. Er hat es

übrigens gekannt. Glücklich ist: mit Leidenschaft lieben, ohne Zweifel jung sein und bleiben; eine glühende Seele haben, die bereit ist zu allen Maßlosigkeiten des Genies: Glück ist Genie in der Leidenschaft.

Man hat für vier oder fünf geliebte Formen, drei Träume, die man ins Grab mitnimmt, in Leidenschaft gelebt[1]). Dazu zwei oder drei Frauen, die man anbetete und nicht gehabt hat, weshalb man sie nur um so mehr anbetete. Und eine wenigstens, die Dich bis zur äußersten Ironie der äußersten Lächerlichkeit betrogen hat: indem sie Dich liebte.

Das ist genug, um Mensch gewesen zu sein. Man hat das Glück zu leben gehabt und seine schlimme Pein. Man möchte es immer haben. Man würde in zehn, in hundert andre Leben einwilligen, in zehntausend, vorausgesetzt, daß man die Liebe hätte, daß man noch jung wäre und den Schein der Jugend erwecken könnte. Wir werden uns also die Haare und das Halsband des Bartes schwarz färben. Ha, lassen wir uns nicht vom Alter unterkriegen, Unabhängigkeit vom gemeinschaftlichen Leben ist abscheulich. Weiß Gott, das Leben ist da, solang es in uns ist. Und das Glück, das Erobern heißt. Und die Liebe, die Illusion, in einer einzigen Beute und einzig Begehrten und allein Zulächelnden alles erobert zu haben.

10

Der Alte aller Jahrhunderte

Montaigne und Stendhal haben dieselbe Wurzel. Im Affenkäfig der Dichter so menschliche Menschen zu finden,

[1]) Briefwechsel II, 137. Vgl. die Bemerkung Mérimées: „Ich sah ihn nie anders als verliebt oder im Glauben, er sei es; aber er hatte zwei Liebesleidenschaften gehabt, von denen er nie hat geheilt werden können."

die in jedem Augenblick Menschen sind — welche Freude. Obwohl jeder seine Partei hat, war man nie so wenig Partei. In allen Parteien haßt man sie deshalb und beargwöhnt sie.

Die Moral der Alten kann uns nicht mehr genügen. Ihre Auffassung vom Leben bezaubert uns, und wir danken dafür mit einem Lächeln; aber wir wissen genau, daß sie uns nicht befriedigt. Welcher Mann möchte wieder als Kind leben und den teuer erkauften Vorteil der Männlichkeit verlieren? Selbst um den Preis der Freude, die der Knabe hatte, beneidet der wirkliche Mann die Kindheit nicht um ihre helle Leere und flächenhafte Eintönigkeit. Ha, Tiefe kennt keine Umkehr.

Umriß und Schattenbild des Lebens können das Herz nicht mehr befriedigen, das die runde Körperlichkeit der Leidenschaften und die mächtige Inhaltlichkeit kennen lernte, deren alle Gefühle, sogar noch die geringsten Empfindungen, durch Bewußtheit teilhaftig werden. Das Herz ist die dritte Dimension, die für den Menschen alles geändert hat, sowohl die Kunst zu leben als jede andre Kunst.

Man hält an Schmerzen, die so voll und so schicksalgebend sind, daß einer ihnen nur ausweichen kann, indem er der Aufgabe, er selbst zu sein, ausweicht und daß er sich verneinen müßte, um sich ihnen zu entziehen. Man liebt seine Leiden nicht; aber man weiß, daß sie Schrei, Sang oder Atem eines Köstlichen sind, nach dem man ewig begierig bleibt.

Man spricht von der alten Welt, wie man an die Kindheit denkt. Man nimmt an, die Freude am Leben sei Gesetz in jenen glücklichen Zeiten gewesen. Stellt man sich aber die Kinder nicht glücklicher vor, als sie sind? Ihre Glückseligkeit ist für sie nicht in dem Maße Wahr-

heit, wie für diejenigen, die ihnen zuschauen: sie setzt sich hauptsächlich aus Schlaf und Unwissenheit zusammen. Meine Erschlaffung allein strebt nach langem Schlaf; aber schlafen langweilt mich.

Die Glückseligkeit des ersten Alters ist eine Meinung derer, die sie verloren haben, ohne sie vielleicht überhaupt gehabt zu haben. Gewiß, die Eltern sind überzeugt, daß sie das Glück der Kleinen sichern, und diese Vorstellung schmeichelt ihnen. Die Kinder sind nur darum glücklich, weil sie kein Bewußtsein von den Schmerzen haben, zu denen der Mensch bestimmt ist; gleichwohl verlangt es sie danach, die kleinen Mädchen nach der Liebe, und die Knaben nach dem Tabak, der zuerst das Erbrechen bringt.

*

Bei Stendhal ist alles, was der kommende Mensch von der alten Welt übernehmen kann, und alles, was die Welt des Herzens an jener erträglich findet. Das Altertum Montaignes endet mit den guten römischen Schriftstellern. Dasjenige Stendhals geht bis zum Ende der Renaissance. Niemals hat Stendhal die Vernunft über das Gefühl gestellt; wohl aber liebt er die absetzende Linie mehr als die Farbe. Er will, dünkt mich, daß das Gefühl, selbst wenn es den Menschen verderben sollte, die Vernunft nicht hindert, jenes Verderben zu sehen.

Man darf uns vom Sturz ins Verderben nicht abhalten wollen, wenn Untergehen die schönste Rechtfertigung unsres Lebenswillens ist. Wir müssen uns dagegen wehren, falsche Gründe zu gebrauchen. Barbar ist, wer falsche Gründe braucht. Die Regel unsres Lebens ist nicht diejenige der Formlosen. Wollen und nicht Fälschungen zum Opfer fallen. Und wenn wir zum Opfer fallen, müssen wir es wollen.

Jede Wahl des Heroischen und jede Wahl der Heiligung ist Wahl gegen die gemeine Vernunft. Aber die Torheit des Helden und die Torheit des Heiligen sind der Grund der Gründe für den einen wie den andren. *Sie wollen betrogen werden.*

Der Künstler denkt nicht anders: er sucht den vernünftigen Wahn. Er führt seiner Kunst alle Kraft und alle Freude zu, kurz die ganze Wirklichkeit, die er dem gewöhnlichen Leben entzieht. Und das gewöhnliche Leben führt Klage über den Unsinnigen oder macht sich über ihn lustig.

So also verhält es sich mit den schönen Wahnzuständen, die in sich voller Vernunft sind, genau wie die Leidenschaft in ihrem Übermaß. Besser als sonst jemand war Stendhal der Mann dieser unvernünftigen Einsätze, die insgeheim so weise sind. Obwohl er es nicht ausspricht, widerstrebte er doch nicht der mystischen Leidenschaft. Stendhal ist fähig, die Heiligen zu verstehen und ihre Verehrung zu verhöhnen.

Leidenschaft ist in seinen Augen nicht nur die Entschuldigung aller Dinge, die von der Welt getadelt oder bestraft oder nicht geduldet werden: sie ist ihre höhere Rechtfertigung; und alles, was die Regel übertritt, vorausgesetzt, daß es Leidenschaft enthält, wird von der Leidenschaft entsühnt. Aber keine Apologie, keine leere Beredsamkeit.

Die Leidenschaft hat keine Rechte. Sie erklärt Krieg, und man erklärt ihr Krieg. Man bleibt ihr nichts schuldig. Die Freiheiten, die sie nimmt, muß sie bezahlen: entweder siegen oder den Kopf lassen. Aber dieser Kopf bleibt klar: weder in Reden noch in Klagen verbreitet sie die nebligen Dünste, die dumm machen. Sie ist voll Feuer und nicht voll Rauch. Und das heißt, als antiker Mensch denken.

11

Pack, Pack!

„Ich kann mir einen Mann nicht ohne ein wenig männliche Energie, Ausdauer und Tiefe der Vorstellungen denken usw.“ [1]).

„Pack, Pack, Pack!“ Das ist der Aufschrei Julien Sorels, den Stendhal zehnmal im Tag ersticken muß. Und nicht etwa gegenüber einem Galeerensträfling oder Mörder, sondern einem hochtrabenden Pedanten, einem Akademiker, der lügt, einem König, einem Minister, einem guten Gatten, einem weisen Ochsen mit dem Lorbeer im Maul und dem aus allen öffentlichen Tugenden geflochtenen Kranz auf dem Kopf.

Die Niedrigkeit macht ihn unwillig, und alle kleinen Gefühle erscheinen ihm niedrig. Aber unter allem behält er seinen Ruf: „Pack, Pack!“ für diejenigen vor, die zu einer Partei schwören. Was würde ein solcher Mensch mit seiner Wahrheit, seiner Freiheit in Paris sein? Er wäre mitten in einem Salon zur Vereinsamung verurteilt und tiefer im Krieg als bei Marengo und Wagram.

Wie sein Leben einrichten im Land der Schriftsteller, Sippen, Stammtische und Händeleien, wo leben seinen Weg machen und gemeinsam lügen heißt? Dabei hatte vor hundert Jahren noch nicht jede Lügenbande ihre Zeitung wie heute. Und so vergiftet er auch sein mag, was ist ein Salon im Vergleich zu einer Akademie, in der Basilius regiert? (Basilius bedeutet König auf akademiegriechisch.)

Diese Hanswurste, dachte er, diese Hanswurste! Als wenn ich nicht ebensoviel Geist hätte, wie sie zum besten geben! Als wenn ich nicht fähig wäre, ebensoviel wie

[1]) Souvenirs d'Egotisme, 4. Kap., Ende.

sie zu denken! Ebensoviel wie ihr Xavier de Maistre, der Heißsporn der Überlieferung, und der Herr von Bonald, dieser Hornochse, der die Mondfelder bestellt! Als wenn meine Logik, selbst wenn ich ihr den Maulkorb anlege, nicht diejenige dieser hilflosen Blinden, dieser Moralisten, dieser Hanswurste, dieser Politiker aufwöge!

Stendhal kann in Paris kaum Fuß fassen. Mag er noch so wenig sein, er steht ihrem Licht im Weg, ihnen, allen diesen eifersüchtigen Nullen, die mit allen diesen Parteigängern, Handwerkern und Berufsgenossen eine geschlossene Masse bilden und alle Politiker sind in ihrem Neid und ihrer Wut, eine Rolle zu spielen. Stendhal geht durch die Menagerie hindurch und sie merken wohl, daß seine Blicke Pfeile sind.

Man wird es nicht für möglich halten: Stendhal erschien den nichtigen Größen der Restauration als mittelmäßiger Kopf. Man sprach ihm das Gefühl für die nationale Ehre ab: seit Waterloo trug er die Miene eines zur Schau, der nicht mehr Franzose ist — seine Zurschaustellung übrigens. Man fand ihn geistlos. Sainte Beuve selbst behandelt ihn von oben herab. Man hat sich über ihn lustig gemacht. Wer zweifelt daran, daß es aus politischer Bosheit geschah? „Man wird mich für neidisch halten", sagte er, „das macht mich trostlos!" Unter allen diesen Parteigängern war er parteilos.

Er verfolgt mit seinem Gelächter die Zaunkönige, und im Notfall auch die Zaunköniginnen. Er glaubt weder an ihre Charakterstärke noch an ihr Genie. Er faßt den vergifteten Handschuh ihrer Höflichkeit nur mit Sarkasmus an. Kaum verläßt er diesen zoologischen Garten, so denkt er nicht mehr daran.

Denn er ist noch jung, er kennt andre Liebe und Abneigung. Er überläßt sich greifbareren Leidenschaften.

Die Schamlosigkeit und Scheinheiligkeit der Politiker setzt ihn immer in Erstaunen: soviel Eitelkeit und ihr sein Leben weihen — wie lächerlich ist das! Er weiß, daß danach sich alle Meinungen regeln, sei es die Unsterblichkeit der Seele oder die Hutform. Die Politik ist das tierische Gift, das zuletzt die französische Eitelkeit lebensgefährlich und die Schriftstellereitelkeit tödlich macht. Aber was ist es denn mit dieser Politik? Im Grund ist sie die wie ein Aussatz auf die ganze Nation ausgedehnte Selbstliebe, und das Rasen des entfesselten Eigennutzes. Man spricht für Frankreich und denkt nur an sich.

*

Ich hasse die Politik nicht: ich verachte die berufsmäßigen Politiker. Und die Kammerpolitiker mehr als die übrigen. Sie können nur zerstören, unter dem Vorwand von Reformen.

Wenn der Tatsinn das Gebiet der Gesellschaft sucht, entsteht Politik. Auf diesem Gebiet taugt der Kritiker nichts, wenn er nicht viel eher Dichter ist. Mit dem Gedicht vom Forum muß man nicht gehässig spielen. Politik ist die Kunst, deren Gegenstand die STADT ist: entweder Ordnung in die Stadt bringen, oder sich zu ihrem Herrn machen.

Die wahren Politiker sind Könige. Sie haben das Bedürfnis zu regieren; aber sie denken mehr an die Stadt, als an sich selbst, und mehr an das Königreich, als an das Regieren.

Welchen großen Politiker leitet nicht das Gefühl, daß er recht habe und dem allgemeinen Wohl gerecht werde, indem er das Gesetz der Stadt macht? Wer ist Euren Hinterhalten und Intrigen ferner als er?

Politik findet in allen Staaten, die leben, in allen Familien,

in allen Häusern statt. Sie findet statt in den Künsten und den Gedankensystemen, in den Ereignissen und allem, was eintritt.

Politik ist Bewußtsein des Geschehens und das Wegzeichen, das der Mensch im sinnlosen Fluß des Geschehens errichtet: der Mensch hat sich eine Ordnung gegeben, einschließlich dessen, was keine Ordnung hat; er will, daß die Bäche wohltätig in den Fluß gehen, die Flüsse zum Strom, die Ströme zum Meer.

Politik regelt den Lauf aller dieser Wässer, die bald in einer Richtung, bald kreuz und quer laufen; sie schafft die Böschungen, Deiche, Brücken und Häfen der Stadt. Aber Unglück über diejenigen Politiker, die gegen die Hänge arbeiten und die Abgründe verkennen. Das politische Tier lebt in Gemeinschaft; aber die Gemeinschaft ist die Natur des Menschen; und die Geschichte sein Schicksal.

12

Cimarosa

Stendhal glaubt die Musik zu lieben. Er liebt nur die Liebe.

Der Gesang ist für ihn die Einladung zur Reise ins Gefühl: Weil er leidenschaftlich ist, spricht die Musik zu ihm und sucht er seine Leidenschaft in ihr. Musik ist die Antwort des Traumes auf unglückliche Leidenschaften.

Eine Musik gefällt Stendhal nur, wenn sie glücklich und zärtlich ist. Die leidenschaftliche Liebe, wie er sie begehrt und kennt, ist ein zärtliches Gefühl, das die ganze Seele in Besitz nimmt und der Freude nicht weniger als der Melancholie dient — vielleicht nicht besser. Das Leben lehrt Stendhal, daß Lieben Glück ist, ein Glück, das so oft aus hartnäckigstem Mißgeschick besteht. Und je mehr

dieses Glück ihm fehlt, desto freigebiger schenkt die Musik es ihm.

Er versteht nicht Musik um ihrer selbst willen zu genießen; er kennt sie nicht und scheint sie nicht zu verstehen. Wie alle, die die Musik mißverstehen, nennt er sie gerade da mathematisch und gelehrt, wo sie Kunst ist. Er zieht allem andren reizende und zärtliche Arien vor, die dem Gefühl die erwünschte Antwort geben. Und je mehr man zum Schweigen verurteilt ist, desto köstlicher erscheint die Antwort. Die Musik ist so das Zwiegespräch eines unglücklichen oder nachdenklichen Liebhabers mit sich selbst.

*

„Vollkommen schön finde ich nur die Lieder zweier Komponisten: Cimarosas und Mozarts; und wenn man mich hängte, könnte ich nicht sagen, welchen ich vorzöge[1])."

„Ich habe keinerlei Sinn für reine Instrumentalmusik[2])."

„Nur die gesungene Melodie scheint mir das Werk des Genius zu sein[3])."

Das könnte ein Franzose aus Marseille und sogar vom Boulevard sagen! In Paris sind ihrer zehntausend, unangreifbare Richter, die immer denselben Spruch fällen. Daß sie taub sind, vermindert ihre Sicherheit nicht. Das ist übrigens die einzige Ähnlichkeit, die sie mit Stendhal haben; Esel mit der Brille des Aristoteles auf der Nase äußern sie sich *de omni re* — hört Ihr das Ya-Ya des Langohrs?

Man hält sich selbstschmeichlerisch für einen Musiker, weil man den Refrain anbetet, der Melodie heißt. Der Refrain, den die Väter auf dem Schlüssel des guten Ge-

[1]) Henri Brûlard, 27. Kap.
[2]) Ebenda.
[3]) Ebenda.

schmacks auspfiffen, ist derselbe, den die Söhne begeistert pfeifen; sie trillern, was sie verstehen und wackeln mit dem Kopf dazu.

*

Er betet die Jugend an, wie er die Musik anbetet. Alle seine Helden sind unter dreißig Jahren und alle haben eine Arie Mozarts oder Cimarosas im Kopf. Ein so wahrer Mann, der vor keinem Geständnis scheut, sagt nicht, daß er fünfundfünfzig, sondern zweimal siebenundzwanzig Jahre alt sei. Wie zufrieden müssen Sie nun sein, mein lieber Stendhal, Herzog in — Spanien. Was soll der falsche Scheitel auf dieser leuchtenden Stirn und über den Feueraugen? Bitte, achten Sie selbst nicht zu sehr darauf: sie sind vom schönsten Schwarz und eine der Eigenschaften, die Ihre Anwartschaft auf ewige Jugend stützen.

Kind voll Geist, Jüngling voller Erobererbegierde, Mann, in dem immer das Leben brennt — mehr als reif ist er der bewunderungswürdige Graf Mosca, der nicht altern kann. Die Jahre verdoppeln und verdreifachen die Jugend.

Sie machen die geistige Glut frei. Schließt ein wenig die Augen, habt diese Gefälligkeit: in der Dunkelheit ist er immer ein Meister und vielleicht ein Liebhaber.

13

Egoist aus Leidenschaft

Er ist leidenschaftlich in allem. Daher sein Grauen vor dem banalen Leben. Dieser Abscheu bestimmt ihn noch dort, wo es sich um die heftigsten Bedürfnisse handelt. Leichte Liebe ist für ihn nicht Liebe. Ohne seelische Beziehung kann sie nicht Liebe heißen. Und doch ist er der Dragoner, der sich über die Jungfern im Regiment lustig macht und die Keuschheit so lächerlich findet. Er ist auch

der derbe Reiter, der die plötzlichen Hungeranfälle wohl kannte und unbesehen befriedigte. Aber er fühlt nichts für Eroberungen unter der Hand und läßt sie immer wieder zur Schäferstunde sitzen. Ob Bürgersfrauen oder solche vom Handwerk, — da er fast keine von diesen Schönen gehabt hat, kann er mit fünfundfünfzig Jahren sagen: „Ich bin nicht im geringsten blasiert."

Alles in allem, als er nachrechnete, fand er, daß er von zwölf oder dreizehn Frauen, die er liebte nur sechs gehabt hat. Das ist schon nicht so übel. Bei den Sitten, die man uns gemacht hat, und der infamen Moral des Nordens hat Stendhal fünfmal den Tod wegen Hochverrats verdient. Allerdings haben ihn von den sechs so heiß geliebten Frauen mindestens vier nach Herzenslust betrogen: ein Grund mehr, würden sie sagen, die Todsünde nicht zu verzeihen.

Alle Züge der Leidenschaft, ausgenommen den ohnmächtigen Haß, von dem er sich rasch genug befreit hat. Bis zu dem Tage, wo man der Stärkere ist, schmiedet der ohnmächtige Haß alle Erregungen der unglücklichen Leidenschaft zu wahren Bündeln zusammen[1]).

Dieser Haß wechselt den Gegenstand in jedem Augenblick und führt den verzweifelten Hunger nach Macht in die Irre. Die Liebe ist nur deshalb so schön, weil sie aus dem demütigsten Liebhaber einen Mann von absoluter Überlegenheit macht, sobald er sich vorgezogen glaubt. Man will herrschen: man kann nicht. Man faßt einen Haß gegen diejenigen, die herrschen und die man verachtet. Man erschöpft sich auf diese Weise; aber man übt sich

[1]) Henri Brûlard, 20. Kap. S. 193: „Meine von der Tyrannei befreite Seele — ich war nicht mehr unaufhörlich von dem so entnervenden Gefühl des ohnmächtigen Hasses besessen."

und wird mit den großen Waffen der Verachtung, der Berechnung und der Betrachtung vertraut. Das ist die Schule der heroischen Jünglinge. Verachtung und Betrachtung sind die höchsten Formen der Kriegsführung: man muß vor Zorn sterben oder sich so hoch erheben, daß das alles nur noch als ein Gegenstand erscheint, den man in der Gewalt hat — daß es nur noch als Schauspiel erscheint.

Pack und Elite sind herrlich für die Augen an dem Tage, wo man sie wie Gegenstände längs einer Mauer anschaut; und das Tagblatt wickelt sie sicher ein. Man nähert sich dann jener großartigen Gerechtigkeit, die das letzte Wort der Mißachtung ist und den Urteilsspruch fällt, der Solons am Hof zu Sardes würdig ist: „Ich habe nie geglaubt, daß die Menschen ungerecht gegen mich seien. Ich habe nie gedacht, daß die Gesellschaft mir das geringste Recht vorenthalte; Helvetius bewahrte mich vor dieser ungeheueren Dummheit: die Gesellschaft zahlt die Dienste, die sie sieht. Eine Sentenz, die für immer den, der zu leben verdient, von allen scheidet, unter denen er lebt."

*

Verschiedene Beurteiler sind der Ansicht, daß Stendhal eine zu hohe Meinung von sich habe, ein wenig dünkelhaft sei; seine anmaßende Zufriedenheit gebe sich leicht und entbehre nicht der Schwere. Kurz, seine Aufrichtigkeit erscheint verdächtig, weil sie sich mit Ironie verbindet. Wenn ein Mann so nackt ist, macht er keine Grimassen, man trägt sie in ihn hinein: nicht Stendhal schneidet sie, sondern die Beobachter.

Er breitet sein Herz nur als Manuskript aus. Er verbirgt seine Erregungen, weil er kein Glück, wohl aber ungeheure Ansprüche auf Glück hat.

Eine Eismaske wirkt wie vollkommene Selbstgenügsamkeit. In der Zurückhaltung eines Menschen sehen seine Feinde Dünkel: sie verstehen nicht, daß er darauf bedacht ist, sich vor ihnen, ja vor sich selbst zu verteidigen. Zur Schau getragene Eigenliebe ist ein Mittel, auf der Hut zu sein.

Übermaß von Leidenschaft bewirkt, daß jemand herzlos erscheint. Am meisten verschrien ist der Egoist aus Leidenschaft. Er gehört ganz seinem Gegenstand, und man glaubt, er sei ganz sich selbst verfallen. Leidenschaft ist aber mit einer Großherzigkeit egoistisch, der das rückhaltloseste Opfer kaum gleichkommt. Zumal die nicht befriedigte Leidenschaft.

Der Anschein spricht dafür, daß Stendhal sich oft nur gerühmt hat. Er gehörte nicht zu den Glücklichsten in Liebessachen; man ahnt, daß er sich die eine oder andre ausleiht, die er nicht gehabt hat, und man argwöhnt, daß diejenigen, die ihm am treusten gewesen sind, seine verschwenderische Liebe knausrig vergolten haben. Übrigens findet man immer Gefallen daran, bei großen Männern diesen Mißerfolg zu vermuten. Man hört es nicht gern, daß ein Heros in der Liebe glücklicher gewesen sei als die Masse der Sterblichen, deren Erfolge so mittelmäßig sind. (Die glücklichen Liebesgeschichten sind diejenigen, auf die man keinen Wert legt.)

Und bei Stendhal wenigstens ist man dieses schmeichelhaften Mißgeschickes sicher. Er hatte zuviel Geist: er mußte lästig fallen, zumal in Italien; er wurde unschwer lächerlich. In Paris werden die sehr lebhaften Leidenschaften fast immer enttäuscht: in der Liebe ist der Geist eine Waffe gegen den, der ihn besitzt.

Man ist also Egoist, weil man kein Glück hat. Der Egoist Stendhal kann sich nicht einmal den Anschein geben, als

genieße er: wenn er nicht die Herrin seines Herzens glücklich weiß, fühlt er sich selbst nicht glücklich. Von der Liebe verlangt er jede Freude und findet in ihr meistens nur Melancholie; weil die Gewißheit fehlt. Welcher Egoist!

14

Langeweile in Civita Vecchia

Ich sehe Stendhal in der düsteren Langeweile Civita Vecchias. Er kann dieses Rattenloch nicht einmal verlassen, um in Rom spazieren zu gehen, wie einer von Corbeil nach Paris flüchten würde. Denn er bleibt nicht mehr unerkannt, wenn er sich zwischen Vatikan und Piazza del Popolo bewegt. In Civita Vecchia ist er, der französische Konsul, in Ungnade, der Atheist, der Republikaner, den der Herr von Metternich nicht in Triest haben wollte, und den man vielleicht ganz gern fern von Paris wußte: kurz, der Jakobiner im Bagno.

Er hat nicht wie Herr Ingres das Zeug zu einem geistig gehobenen Bürger und wird sich im Rock der Ansehung nie wohl fühlen; der unverwüstliche Stoff einer Klasse, die besitzt und sich im Besitz spiegelt, gibt ihm nicht warm, sondern macht ihm heiß, er krepiert darin, er verursacht ihm eine Hautkrankheit. Er kann den größten Tölpel unter den Königen nicht vertreten, er vertritt nur sich oder im Notfall Bonaparte und alle Verbrechen der Revolution.

Der Horizont von Civita Vecchia dreht einem Mann, der nicht immer in seiner Zelle leben kann, den Magen um. Nicht einmal die Mönche haben diesen trüben Ort gewählt, um ein Kloster zu gründen. Es ist eine der wenigen italienischen Städte, wo es nichts gegeben hat und nichts gibt. Sogar die Häßlichkeit ist da flach. Civita Vecchia war der Sträflingsort für die päpstlichen Staaten. Wenn

Stendhal wenigstens mit den Sträflingen hätte verkehren können. Meinetwegen bei diesem oder jenem Mörder mit der breiten Krempe frühstücken, meinetwegen diesen oder jenen Briganten vom reinen Wasser und besten Jahrgang zu Besuch laden: denn fürs Verbrechen gibt es wie für den Wein gute und schlechte Jahre — das hängt vom Boden ab und vom Kometen.

Nichts von dem. Scheußliche Priester, die der Heilige Stuhl zur Sühne für eine geheime Schändlichkeit in die Öde verbannte: kleine Schurken oder schmutzige Schufte, die Buße tun; und von Zerknirschung kann wahrlich keine Rede sein. Und die niederträchtigen Handlanger der Polizei, Stockmeister, Kerkerschließer, alle Spione der Consulta und Österreichs. Sie nehmen in zwanzig Jahren kein Bad und ihre schlecht rasierten Backen, auf denen der Schweiß eintrocknet, gleichen zwei stinkenden Käsen.

Stendhal wurde durch den Bannspruch Österreichs von den Hauptstädten Italiens ferngehalten: statt des Exequatur hatte er das Exclusive — eine Ehre, die einem Mann seiner Stärke gebührte, und um so mehr gilt, als man sie ihm erwies, ohne ihn genauer zu kennen.

Nebenbei gesagt, gleichgültig ob man 1840 oder 1910 schreibt: wie ist es möglich, daß noch ein Österreich existiert? Im Ernst, ist es möglich, daß man nicht begriffen hat, daß der Friede der Welt nur auf Kosten Österreichs herbeigeführt werden kann? Österreich allein vermag in Europa den hungrigen Magen Deutschlands zu stopfen. Und diese Lösung hätte wenigstens den Vorteil, daß sie sich nach der ersten Verdauungsstarre gegenseitig verzehren. Aber auch ich verirre mich.

*

Schlecht beleumdeter Hafen zwischen Sumpf und Busch, flaches Tiefland; Dünen, über die im Sommer der Sirocco und in den andren Jahreszeiten der Libeccio die Geißel schwingt: der Wind treibt den Sand in Straßen, die nach Abwässern riechen, und trägt in die Zimmer den Gestank der Fieberlachen. Ein Loch mit grauen oder gelb getünchten Häusern, und Fassaden in allen Farben des Unrats. Ein Mückennest, eine Rattenkloake, in der die Malaria wütet und die Cholera vor achtzig Jahren eine ihrer reichsten Vorratskammern an Wasserwild fand. Ein Volk gelb und grün wie das, was Gänse fallen lassen; düstre Brut, schmutzige Kleinbürger, Leute mit Gerümpelläden und Frauen, die schlecht gewaschen, kurz und dicke Stöpsel sind. Auch der Hafen sieht kränklich aus: im Krampf eines ungesunden Schlafes liegend, kauert er zwischen einer kleinen Insel und zwei nach der Vorschrift Vaubans befestigten Türmen, die schwer und stupid in der Sonne wie die doppelte Leichenrede eines Pförtners wirken, ohne Größe, weil sie ohne Sinn und Vernunft dastehen: Türme eines Verließes eher als einer Zitadelle. Dieser Hafen ist nicht ein Kriegsplatz, sondern ein Gefängnis.

Ausgehen? Was hätte Stendhal auf der Straße zu suchen? Ein paar Priester mit falschem Blick und drei stinkende Weiber zu treffen — das ist nicht der Mühe wert. Vor den Toren der Stadt beginnt Morast und Wüste. Das Reich des Gestrüpps raucht in der Sonne. Nichts zieht über die aurelische Straße außer hier und da ein träger Wagen, oder Bauern, die nach Hammel, Schweiß und Staub riechen. Bisweilen eine Herde alter Lämmer und gelbgelockter Schafe. Manchmal auch blinkt ein Fieberwasser, wimmelnd von Mücken. Und über dem schwefligen Horizont die Tolfa, mürrischer, bleifarbener Hügel, Leuchtturm des Sumpffiebers.

Im Hause liegt Stendhal, der Mann der Tätigkeit, im Stuhl und setzt Fett an. Hier wird sein heftiges Blut schwerer von Jahr zu Jahr und nimmt der Tod dem Mann das Maß. Ein paar Monate später, Rue de Richelieu, erwartet ihn der Zuschneider. Er inzwischen lebt nur noch, um Zeitungen und Bücher aus Frankreich zu empfangen. Als das Ende naht, ward seiner Eigenliebe die einzige Schmeichelei zuteil, die ihn wohl befriedigt hat: die Ehrenbezeugung Balzacs — beispiellos in seinem Leben und vielleicht in der Geschichte der Literatur: der Mann im Triumph bietet dem verkannten Genie den Degen an. Wie kräftig muß er damals gelacht haben im Gedanken an den Verdruß seiner Freunde!

Alles in allem, in Civita Vecchia hat Stendhal den Wert Frankreichs kennengelernt. Die Liebe in Mailand, alles andre in Paris.

Wenn die Zeit der Liebe vorüber ist, bietet der Geist eine schönere Laufbahn als der Ehrgeiz. Man herrscht unumschränkter und ohne Widerspruch in einem Reich, das sich ohne Soldaten unterwirft — man bemächtigt sich seiner sogar wider Willen derer, gegen die sich die Macht richtet.

Zur geistigen Eroberung bedarf es nur einer Gelegenheit: Stendhal hatte sie in Paris, aber nicht in Rom. Er hätte sie ebensowenig in seinem lieben Mailand gefunden, der Hauptstadt des Ballets und der komischen Oper. Ich bin überzeugt, daß gegen Ende seines Lebens die Leidenschaft Stendhals für Italien auf reiner Einbildung beruhte. Er lebte im tragischen Italien des Mittelalters und im liebespendenden Italien seiner Jugend. Das eine wie das andre sind nur noch Erinnerung. Italien schickte sich bereits an, so wichtig und moralisch zu werden wie der langweilige Manzoni. Späterhin hätte Stendhal es nicht ver-

schmäht, in Paris von zwölf Monaten fünf zu verbringen. Da denkt man. Da ist das Hauptquartier des kriegführenden Geistes. Da bricht der Kampf der Ideen und der Kunst nie ab. Hier findet die letzte Anstrengung statt, wird die immer junge Form der unsterblichen Leidenschaft geliefert und das heroische Leben gelebt, wenn man nicht mehr dreißig Jahre noch fünfzig zählt.

15

Hundert Namen und ein Mann

1. Wie er sich kannte, dieser Stendhal! In welcher Tiefe sah er nicht sein eigenes Mysterium, als er sich weigerte, es zu erklären! Und überdies, er mißt seine eigenen Reichtümer an dem Jammer anderer. Er rühmt sich nie, aber er ist die immer stahlharte Nadel, die fremde Eitelkeit durchdringen wird.

Er sagt seinen Wert nicht, aber er kennt ihn. Die Energie dieses Entschlusses, gegen sich selbst wahr zu sein, verrät seine Kraft. Die Bösen und Verschlagenen schwören auf den Geist der Lüge; wie falsch, er trägt nicht weit, die Lüge geht rasch der Lüge ins Garn. Beweis: die Rhetorik. Nur die Suche nach dem Wahren ist unbegrenzt. Die Nachstellung seiner selbst hört nie auf.

Wahrlich, habe ich mein Leben je in der Hand gehabt, fragte sich dieser Montaigne der Revolution. „Was bin ich gewesen? Was bin ich? Ich wäre in schlimmer Verlegenheit, wenn ich es sagen sollte[1])."

„Ich gelte für einen Mann von viel Geist und wenig Empfänglichkeit, — und ich sehe, daß ich fortwährend mit unglücklichen Lieben beschäftigt war[2])."

[1]) Henri Brûlard, 1. Kap.

[2]) Ebenda, 2. Kap.

Er hat das melancholische Temperament, das Cabanis beschreibt: „Ich habe sehr wenig Erfolg gehabt[1].“ Und er bemerkt: „Träumen zog ich allem andren vor[1].“ Er zieht den Schluß: „Sollte ich also einen traurigen Charakter haben[2]?“

*

2. Er trat auf als Bombet, Marquis von Curzay und Gebrüder Robert; Domenico Vismara, Ingenieur in Novara, und De La Palice Xaintrailles der Ältere; Graf du Tonneau und Baron Raisinet; Cornichon, Oberst Favier, Jules Pardessus und S. Hoh. Fürst Villers; Ritter von Cutendre und Horace Smith; kurz er erfand und trug zweihundert Namen[3].

Er gab sich bald für den Herzog von Stendhal, bald für einen Reisenden in Alteisen aus. Was ist diese Neigung zur Maske? Sinn für die Komödie? Vergnügen an der Irreführung? Oder wie soll man sie mit der fanatischen Wahrheitsliebe vereinigen, die sich bei Stendhal nicht von dem Schwung seines Lebenswillens unterscheiden läßt?

Leidenschaften erleben und sie kennen, heißt sich ihnen zweimal überlassen und alle erneuern, denn das Erleben ist nur die erste Phase der Anschauung: Handlungen sind das Material für Bücher, sei es, daß man es entlehnt, sei es, daß man es liefert. Steckt nicht ein Teil Lüge in der Täuschung, die man wie ein Spiel betreibt? Meine Ant-

[1]) Henri Brûlard, 2. Kap.

[2]) Ebenda, 1. Kap.

[3]) Der Übersetzer verzichtete darauf, diese Namen zu übertragen, obwohl Pfeffergurke für Cornichon, Überzieher für Pardessus nicht übel und Ritter von Hinterzarten für Cutendre noch weniger übel wäre, da es einen Ort mit dem letztgenannten hübschen Namen im Deutschen gibt.

wort lautet: im Komödianten steckt dieses Teil Lüge, aber nicht im Künstler. Die Maske des Interpreten paßt nicht auf den komischen Dichter.

Der Dichter täuscht aus Einbildungskraft. Er bringt eine neue Persönlichkeit hervor, so oft er sich als sie fühlt. Aber zuerst ist er sie. Er führt die andren nicht an, er befriedigt sich selbst; wenn er sich geantwortet hat, antwortet er ihnen: weit entfernt sie zu mißbrauchen, enthüllt er sich. Er treibt manchmal seinen Scherz: um seinem Bedürfnis nach Lachen zu genügen.

Ich kannte unlängst jemand, der so, einem unwiderstehlichen Reiz nachgebend, alle möglichen Namen annahm: er brannte danach, in der Welt ein wenig alle die Menschen zu sein, die er im geheimen ist. Eine seiner Eigentümlichkeiten ist, daß er seine Briefe nie nach dem Tag datiert, an dem er sie schreibt, sondern nach dem Tag, an dem er sie in seiner Vorstellung beantwortet, und sehr oft gibt er den Ort an, an dem er in seinen Träumen weilt — er weilt da wirklich, unendlich gegenwärtiger als an seinem physischen Ort. Man entzieht sich den andren nie besser, als wenn man zu sich selbst zurückkehrt.

*

3. Die Frauen Stendhals sind von einer hinreißenden Schönheit: sie sind in der Liebe, was der Geigenton in der Musik ist. Alles dient dem Genius der Liebe, und der Rest ist Zugabe. Frau Bovary ausgenommen, gibt es bei Flaubert keine Frauen. Was aber ist schöner und glühender als Frau von Rénal, Fräulein de la Môle, die Sanseverina und Clelia Conti? Ich muß an Shakespeare denken. Aber Julien Sorel?

Julien und Fabrice sind derselbe Mann, der eine in Frankreich, der andre in Italien; der eine ist gezwungen,

sein Glück zu machen, der andre findet es gemacht. Fabrice, das ist Julien Sorel ohne die Tragödie. Sie sind beide Prinzen, Julien ist der Bonaparte, der das Reich erobern muß, und Fabrice der jüngere Sohn eines königlichen Hauses, der an Stelle des Kronprinzen regieren könnte. Julien kann ohne Zweifel nicht volkstümlich sein; aber wenn er es gewesen wäre, würde man sehen, daß er Don Juan weit übertrifft.

Die erbärmliche Nachfahrenschaft Chateaubriands wirft Stendhal Herzlosigkeit vor. Stendhal umhüllt die Leidenschaft mit Nacktheit, wenn ich so sagen darf: sie ist so blendend, daß man sie von ihrem eigenen Licht nicht mehr unterscheidet: sie ist wie eine Linie attischer Felsen auf dem Meer, in der weißen Mittagssonne.

Es steckt in mancher Seite Stendhals mehr Herz als in allen französischen Romanen zusammengenommen: aber dieses Herz ist ganz Tätigkeit. Dieses Herz weiht sich dem Geist: es läßt sich weniger fühlen als verstehen. Wer übrigens es verstanden hat, bleibt für immer von dem Gefühl durchdrungen, das der Kern in jener Lichtschale ist.

Julien Sorel ist der Don Juan der tapferen Herzen und machtvollen Seelen, und nicht nur Prinz der großen Herren, die schlecht sind, und der großen Müßiggängerinnen. Er ist mit Fabrice das ewige Musterbild des jungen Menschen, der siegen will; aber so vornehm geboren, daß er den Sieg zurückweisen muß und ihm einen Tag lang, und sei es nur einen Tag lang, das erhabene Ende der Passion vorzieht.

Die Passion als solche ist immer der Tod. Oder, um es besser zu sagen, ein so reiner und so vollkommener Zustand der Seele, daß Tod, Leben, nichts sich mehr davon unterscheidet.

*

4. Großherziger Stendhal! Wenn er sich Spanier nennt, kann man nicht umhin, ihn zu lieben; und hätte er, der dicke Mann, dreimal mehr Bauch und rote Backen gehabt — sein Spanien ist das des erhabenen Don Quichote und niemals Barataria. Bei sich und bei den andren nennt er spanisch den heroischen Instinkt: eine Natur, die gegen jede Plattheit, jede Niedrigkeit, kurz alles um uns angeht.

Eine ursprüngliche Seele, der Regel nicht unterworfen. Aber ursprünglich sein, im gemeinsamen Haus, heißt verrückt sein, wie arm sein verbrecherisch sein heißt. „Ich müßte ein seltsames Problem in der Familie Daru darstellen; die Antwort mußte schwanken zwischen: er ist verrückt und: er ist ein Dummkopf[1])."

Unwille war der Führer seines Lebens. „Er hat mir den Charakter geformt, den ich besitze[2])." Die gewöhnlichste spanische Geschichte trieb ihm, wenn Edelmut darin vorkam, die Tränen in die Augen. Er wendet seine Blicke von allem ab, was niedrig ist. Das hindert ihn immer, den Sinn für das Komische zu haben. Die Unterhaltung des echten Bürgers macht ihn hypochondrisch. Er hat dasselbe Grauen vor dem platten wie vor dem gemeinsamen Leben. Er kann sich selbst nicht erklären „die Stimmung von Unglück, die der Sonntag ihm gibt"; der Grund ist kein andrer, als daß der Sonntag der Tag des Vergnügens für die Herde ist.

Es ist klar, daß Stendhal nicht mit den andren ins Paradies gehen wird: und das ist sein Wunsch. Was für ein Paradies wäre das, in dem man dieses ganze Pack wieder-

---

[1]) Henri Brûlard, 29. Kap. und auch 18. Kap.: „Ich gelte für verrückt usw."

[2]) Ebenda.

finden müßte? Seitdem Potachon von Mirandola den Parsifal bewundert, ist mir, als liebe ich die Musik nicht mehr. Indessen tröstet mich ein Gedanke: Potachon tut nur so. Morgen wird er nicht mehr daran denken: sein schöner Geist wird ihn ganz einfach zu „Luise", der heiligen Bürgermuse[1]), und „Samson" dem Geschorenen zurückführen. Denn der Apollon dieser Sorte ist ein Harlekin, halb Sorbonne, halb Montmartre.

*

5. „Die Entdeckung des Don Quichote ist vielleicht die größte Zeit meines Lebens[2])."

„Ariost formte meinen Charakter[3])."

„Welchen Ozean heftiger Erregungen habe ich gehabt[4])."

Der am wenigsten lyrische Mensch, und gleichwohl einer der dichterischsten: er ist immer bewegt. Mit sich allein, kann er nicht an seinem Genius zweifeln, selbst wenn er über sein Bekenntnis lächelt. Seine Empfänglichkeit ist zu lebhaft: was andre nur streift, verwundet ihn bis aufs Blut. Seine Einheitlichkeit: „So war ich 1799, so bin ich noch 1836, aber ich habe gelernt, das alles unter einer Ironie zu verbergen, die dem gewöhnlichen Menschen unmerklich bleibt[5])."

Künstler also, so sehr man es nur sein kann: Kunst als

---

[1]) Oper von Charpentier. A. d. Ü.

[2]) Henri Brûlard, 8. Kap., 20. Kap.

[3]) Ebenda, 8. Kap., 11. Kap.

[4]) Ebenda, 29. Kap.

[5]) Ebenda, 26. Kap.: „Die heftigen wie die zärtlichen Erregungen seines Lebens treten vernichtend und ohne ausgleichendes Maß auf; Begeisterung ist bei ihm Ausschweifung, die ihn in die Irre führt; seine Sympathien sind zu lebhaft, die von ihm Beklagten leiden weniger als er."

schlechter Ersatz für Liebe. Aber man kann auch das Gegenteil beim großen Mann sagen: Liebe als schlechter Ersatz für Kunst. Dazwischen liegt das Alter: man endet mit der Kunst, man beginnt mit der Liebe. Ha! Warum beendet nicht die Liebe, was die Liebe beginnt! Aber wenn die Liebe das ganze Leben begleitete, empfände man keine Nötigung zum Werk. Man sucht ein göttliches Alibi. Macht der Kunst: man erschafft eine Religion und gibt sie den andren. Und oft leben sie davon, während man selbst den Glauben an sie verloren hat. Man gibt das Bekenntnis und hat es nicht. Denn man müßte das Glück besitzen: welcher Gott, der sich selbst gemacht hat, besitzt es? Welcher Gott würde genug an das Werk seiner Hände glauben?

*

6. Ein Mann von dieser Beschaffenheit konnte nichts im Staat sein, nichts in den Bureaus, nichts in den Versammlungen.

Selbst als Kind hatte er keinen Platz in der Familie.

Die Familie will, daß man mit allen dieselben Gefühle oder niedrigen Interessen gemeinsam hat[1]). Von allen Tugenden, die von der Familie (Akademie, Vereine, Gruppen aller Art) gefordert werden, ist die erste ein kräftiger Magen; es handelt sich darum, die schmutzige Wäsche des Hauses herunterzuschlingen, wie sie kommt, und ohne sich zweimal bitten zu lassen. Unwille ist die Todsünde gegen die Familie. Man nennt Achtung die Verdauungskraft des Magens. Niemals Ekel, wenn ich bitten darf, und kein Unwille. Wenn der Trank zu widerlich ist, öffne

[1]) Souvenirs d'Égotisme, Journal, Henri Brûlard, überall; aber vor allem 4., 6., 7., 8., 10. Kap.

den Mund und schließe die Augen. So z. B., junger Schurke, wenn Dein Vater, der unermüdliche Einpeitscher, Ehre, römische Standhaftigkeit und erhabene Interesselosigkeit lehrt.

Darf man in der Familie großherzig sein? Unglücklicher, das heißt das Haus verraten. Was die Wahrheitsliebe betrifft, so gibt es keine schlimmere Pflichtverletzung, sie ist reiner Verrat. Die Staatsvernunft ist nichts als die Familienvernunft, mit einer oder zwei Millionen multipliziert. Die Ehre deckt die nützliche Lüge. Der schmutzigste Eigennutz, die Eifersucht unter andrem, hat alle schönen Namen, die man erdenken kann; großherzige Wahrheit aber heißt Verrat. Die Welt ist voll von Politikern stinkender Vergangenheit, Doktoren in dieser Theologie. Und je weniger sie Christen sind, desto stärker stützen sie sich auf die Kirche. Ich erkenne sie daran.

*

7. Grausam — ja, gegen das, was er verachtet.
Aber wie er liebt!

*

8. Er ist Musiker in Worten, auf seine Weise, die er mit den Geometern gemeinsam hat — wie Flaubert seine Musik in der Weise eines Malers und Goldschmiedes sucht. Stendhal sagte: „Oft überlege ich eine Viertelstunde, ob ein Adjektiv vor oder nach seinem Substantiv stehen soll[1])."

Welche Sprache aber, welcher Reichtum, aus dem der Geist schöpfen kann und welche Weite — die Sprache, in der, schließlich doch immer unter Benutzung derselben Worte, innerhalb fünfzig Jahren die Werke Stendhals, Flauberts, Verlaines und die Erinnerungen von jenseits des Grabes geschrieben wurden.

[1]) Brief an Balzac vom 30. Oktober 1840.

Man lacht beglückt über die spöttische Verachtung, die Stendhal für Chateaubriand und den modernen Stil hat. In seiner Antipathie scheint er manchmal Verlaine vorausgesehen zu haben. Es kann keinen größeren Gegensatz zu Stendhal geben als Verlaine. Welcher ist der Stärkste, von uns gesehen? Und Stendhal glaubt die Musik zu lieben! Frankreich jedoch, von dem Stendhal so verkannt worden ist, kennt noch nicht den Wert Verlaines. Seit Dante ist er der dichterischste und der wahrste aller Dichter; da er immer in Gott ruht, ist er auch der reinste, und er ist der musikalischste.

*

9. „Meine Freunde — sie hätten ohne Zweifel positive Schritte getan, um mich aus einer großen Gefahr zu befreien; aber wenn ich mit einem neuen Anzug ausging, hätten sie zwanzig Franken gegeben, damit irgend jemand ein Glas schmutzigen Wassers über mich goß . . . Mein ganzes Leben lang habe ich kaum andre Freunde gehabt[1])."

Der Condottiere sagte eines Tages, und es war eine Anspielung auf die geduldige Nachsicht eines seiner Freunde gegen einen übertriebenen und lächerlichen Achates:

Wir Könige lieben es, Spaßmacher zu haben.

Triboulets, die uns Zuneigung bezeigen, sind in unsren Augen nicht mehr mißgestaltet: bezeigen wir ihnen nicht Zuneigung? Beweis Stendhal mit Colomb, seinem Römer von Grenoble. Da wird das Band zwischen ihnen und uns sichtbar.

Zuneigung für jemand haben, heißt, an ihm manchmal eine geheime Ähnlichkeit mit sich selbst finden. Wenigstens

[1]) Henri Brûlard, 2. Kap.

glauben wir es; und wir wollen es glauben, wenn unser Gefühl sich einmengt. Ein Spaßmacher von Rang muß uns, glaube ich, mindestens eine Seite unsres Charakters als Karikatur zeigen; und je weniger sie an uns selbst sichtbar ist, desto köstlicher blickt sie uns aus unsren vertrauten Heloten an.

Im übrigen ist der Spaßmacher desto besser, je unfreiwilliger er Spaßmacher ist. In erster Linie ist eine Gabe der Natur dazu notwendig; sodann das Talent, das die Gabe ausnutzt und rechtfertigt. Zuerst soll einer gar nicht Spaßmacher sein wollen; danach soll er sich anstrengen, um ein vollkommener Spaßmacher zu sein. Auf diesem Grund beruhen viele Freundschaften. So Bouvard und Pécuchet, der Orestes und Pylades der flachen Jahrhunderte, deren Herrin die Wissenschaft, anders gesagt die Erynnie ist.

16

Falsches Haar und andre Hilfsmittel

Was hätte er, der mit sechzig Jahren wie Flaubert und Dostojewski starb[1]), in späterem Alter getan?

Ob man an sich festhält oder sich loslöst, man besitzt sich dann wie einen Gegenstand, über den man verfügen kann. Es ist dasjenige Alter, das für die großen Werke am günstigsten erscheint, die großen heiteren Werke. Die Zeit der Schwäche ist es nur für enge Herzen. Für die

[1]) Am 23. März 1842 traf ihn, als er sein Haus verließ, ein Schlagfluß in der Rue de Richelieu. Ein Jahr vorher, am 15. März 1841, war er unter einem ersten Anfall auf dem Boulevard des Capucines zusammengebrochen. Und aus Rom schrieb er danach, am 8. April 1841, an einen Freund: „Ich habe mein Gebrechen leidlich verborgen; ich finde nichts Lächerliches daran, auf der Straße zu sterben, wenn man es nicht absichtlich tut.“ Briefwechsel, 3. Band, Seite 275.

Leidenschaftlichen ist die letzte Leidenschaft die vollste von allen. Sie wenden an sie die Kraft, die ihnen bei der Geburt mitgegeben wurde, und alle Kraft, um die sie zunahmen, sei es durch Hingabe, sei es durch Selbstüberwindung. Mit sechzig Jahren schont ein großer Dichter nur noch seinen Gott und hat kein andres Interesse mehr: zynisch oder erlesen, Ironie und Glaube sind bei ihm gleich frei; und der Mangel an eigener Ehre, den man Respekt vor Menschen nennt, ist ein Sommermantel, den man dem Lumpenhändler zuwirft — jetzt wird der Winter hart und man sucht die Nähe eines glühenderen und dauerhafteren Feuers. Oder man bietet der Nacht auf dem Eis die Stirn.

Stendhal hätte nie das Schauspiel eines greisen Mannes gegeben. Niemals hätte er ein Alter hingenommen, das von andern sich geben zu lassen man nicht umhin kann, selbst wenn man es hat. Der Mensch, der nicht altern will, weil er tatsächlich vor sich selbst nicht alt ist, erscheint nur den kleinen Leuten lächerlich, die außerhalb des Kampfes stehen, bevor sie ihn begonnen haben, und als besiegt geboren worden sind.

In erster Linie: ein schönes Alter ist so schön, daß es zu erreichen sich lohnt. Je gewaltiger einer ist, in Tat und Leidenschaft, desto größer der Abstand, der ihn von seinem Alter trennt. Und um das zu verdienen, muß er mehr als ein andrer kämpfen und altern.

Wenn er noch einige zwanzig Jahre gelebt hätte, würde Stendhal seine Erinnerungen und, ich hoffe es, den schönsten Roman des Westens geschrieben haben, denjenigen seiner leidvollen Liebe zu Mailand, seiner eignen Niederlage und des unter das Joch gezwungenen Italiens, eine Chronik von 1820 bis 1840 — darin der spätere Fabrice und der spätere Julien zu einem einzigen Menschen verschmolzen —

den ewigen Zustand der auf Halbsold gesetzten Leidenschaften, die ganze Größe derer, die im Mund der Welt die Besiegten heißen und sich bis zum Sieg des Geistes und dem Triumph der Persönlichkeit erheben.

Was wird nach sechzig Jahren verlangt? Daß einer sich gegen die Leidenschaft wehrt, oder daß er sich ihr ausliefert, wie Orpheus dem Cerberus, als er den Abgrund besuchen wollte? Ist es weise, eine letzte Liebe zu fliehn, oder weiser, sich ihr darzubringen? Mit der Gewißheit, daß man die letzte Freude nicht mit zu grausamer Buße zahlen muß? Ha, man muß sich nach seinem eignen Gesetz verlieren, nach seinem eignen Gesetz zugrunde richten. Man muß die Schmerzen, die man trägt, bis zum äußersten erschöpfen, und ebenso alle Tränen, deren man würdig ist. Man soll sich seinem schönsten Leiden nicht entziehen, und an seinem Gesang sterben, wenn man Schwan ist.

Weisheit, der Götter würdig, ist es oft, nicht weise zu sein. Die Ruhe eines Lebens ist nicht seine Flamme, die Friedlichkeit des Endes nicht seine Schönheit noch göttlicher Schmuck. Auf Hundertmalhunderttausende verdient nicht ein Mann in der Glut zu sterben. Soll aber Herkules Furcht vor dem Feuer haben, er der es entzündete? Wo immer Leben geordnet wurde, ist glücklich der, der innerlich glüht und in seinem eignen Brand aufgezehrt wird — nichts bleibt für das Dunkel, das voll Grauen ist, kein Staub, der zerfällt. Es ist süß, so ohne Rückstände zu sterben.

Götter, Helden und Heilige haben einen Rang in meiner Vorstellung von Weisheit. Helden und Götter verstehen sich zu verlieren, Heilige werden verloren geboren.

Götter im Alter kennen nicht die Angst vor der Liebe, oder vielmehr, die Furcht ist in ihnen schwächer als Wollen und Hoffen. Liebe ist grenzenloser Mut zum Leben. Und

Hoffnung erneuert sich unaufhörlich unter dem Geiergriff des Verlangens.

Im alten Menschen, der den Mut hat, leidenschaftlich zu lieben, lebt in Wirklichkeit eine heroische Tugend. Hier unten genießen nicht alle des Vorrechts der Unsterblichen und sagenhafter Könige, die gewiß sind, ihre sterbliche Begehrlichkeit befriedigen zu können, da sie alle Tyrannen waren.

In seinem Palast auf dem dürren Felsen der alte König David braucht junge Mädchen, um seinen erkalteten Bauch zu wärmen; er begehrt die Erdbeeren junger Münder und die Kirschen neuer Brüste, damit die Hecke seines weißen Bartes blühe. Er läßt das Tyrannenhandwerk im Stich, um der Illusion der Liebe teilhaftig zu werden oder gar Liebe zu finden.

Die großen Alten der Sage verfügen über Mittel, die uns fehlen. Der Tyrann ist in uns, und uns liegt es ob, ihm zu dienen. Das Gewissen erlaubt uns nicht mehr die Illusion; um so mehr lädt sie uns ein, uns Königreich und Torheit zu schaffen. Zum Entgelt schüttet sie alle Reichtümer der Buße über uns. Stumme Schätze, die das Leid uns entdecken läßt! Aber vielleicht ist es mehr wert, so zu leiden als nicht mehr zu leben. Und für Herzen, die zu gierig sind, heißt auf die Liebe verzichten, dem Leben Lebewohl sagen. Man erwarte es nicht von einem Stendhal, den es so sehr nach Zärtlichkeiten verlangt und der immer zu ihnen bereit ist[1]).

Betrüge mich, aber laß mir die Einbildung, daß Du mich liebst. Spiele mit mir, ich flehe Dich darum an; aber laß meine Seele mit Deiner Jugend spielen, denn Deine Jugend

---

[1]) Sogar von seinen Hunden sagt er: „Ihre Zärtlichkeit ist für mein Glück notwendig". Briefwechsel, III, 224, 279.

ist die Liebe selbst. Ich bitte Dich ja um nichts als um eine Gelegenheit zur Tollheit, und um den köstlichen Dienst, mich aus mir selbst zu vertreiben, o Hinreißende, so genannt, weil Du mich hinreißt[1]).

Es ist erhaben, sich von Schönheit, der man nachträumt, betrügen zu lassen. Der alte Mensch, der so das Luftschloß in der Wüste sucht, ist tapfer, denn er bejaht auch alle Qualen der Wüste, die Mühen des Wegs, den Durst und den Tod im Sand, während seine Lippen der grausam fernen Quelle zum letzten Male zuflüstern: ich bete dich an. So beschaffen ist das Schicksal des Mannes, der nicht zur Karawane gehört.

Nie werde ich über einen Greis, der liebt, lachen.

Der Mann, der am Morgen des Johannistags eine junge Frau vorübergehen sieht, schön wie Wasser, das auf der Steppe blinkt oder wie Tau auf Rosen, glaubt zum ersten Male die ganze Schönheit, die ganze Verschwendung der Welt zu sehen. In einer Sekunde Bettler geworden, begehrt er sie — wie begehrt er sie! Je mehr er die Erde liebt, desto mehr erhebt ihn die Liebe zu diesem Geschöpf, das ihr Wunder ist, über sich selbst und berauscht ihm das Herz (Stoiker: ein Weiser, der nie die Liebe gekannt hat). Denkt er sich sie verliebt, so gibt ihm der Kuß, den er von ihr erhält, die Kraft, zu reiner Leidenschaft für das All zurückzukehren. Welt und Leben erwidern den Kuß der Lippen, nach denen er lechzte. Die Liebende ist ihm die ganze Natur in ihrer Unendlichkeit. Und wenn er darauf verzichtet, zu lieben, wenn er den Rückzug antritt, gibt ihm die ganze Welt den Abschied. Verlangt nicht, daß er sich bereit erkläre.

---

[1]) „Die anständigen Frauen so arg wie die argen." Das ist ein Aufschrei; und er war noch jung. Briefwechsel, II, 140.

Darum frisierte sich Stendhal „mit neunundfünfzig Jahren wie ein junger Mann. Ein falscher Scheitel aus fremden Haar. . braucht gesagt zu werden, daß Haare und Bart sorgfältig gefärbt waren[1])?"

Er wollte der bleiben, den in seiner Jugend die Braunschweiger den „schwarzen Franzosen" genannt hatten[2]).

17
Held jeder Überlieferung

Wer würde es glauben? Dieser Held ist Stendhal. Er hatte alles vorhergesehen, nicht aber, daß man ihm eines Tages diese Ehre erweisen würde.

Die Lüge ist die älteste Überlieferung.

Guter Sohn, guter Vater und guter Gatte, obwohl zeitlebens Junggeselle; Helfershelfer der Moral und Stütze des Alters; Fundament der Religion, Gewölbe und Strebepfeiler des Throns: seßhaft, dem Reisen abgeneigt; nur von einem Wunsch beseelt, tief in seiner geliebten Provinz stets bei seinen teuren Verwandten und inmitten der alten Möbel des väterlichen Hauses zu bleiben; Feind des Auslandes, vor allem Italien hassend; fromm, unterwürfiger Sohn der Kirche und eifrig im Dienst der Kongregation; gelehriger Chorknabe am Betpult Racines und Boileaus: verstockter Klassiker und mit einem Wort Lügner auf allen Gebieten, ist er ein neuer Stendhal ad usum delphini und seit kurzem von einer alten Genlis der Politik als Vorbild aufgestellt. Er macht eine so hübsche Figur, daß man ihn selbst über seine frisch entdeckten Tugenden befragen muß — hier die Antworten:

[1]) Bemerkung über das Leben usw. von Colomb, als Vorrede zur Karthause von Parma, Hetzel, 1846.

[2]) Briefwechsel, III, 290. „Sagen Sie Fritz, daß der ‚Schwarz Franzose' ihn umarmt."

Alles für den König. — „Die äußerste Verachtung, die ich für die Bourbonen hatte — in meinen Augen waren sie ein Haufen übelriechenden Schmutzes[1])."

„Napoleon, den ich immer anbetete; der Fall in den Schmutz, den wir 1814 taten, und unsre Anstrengung 1830, aus ihm herauszukommen[2])."

„Ich begann Paris erst am 28. Juli 1830 zu achten[3])."

(Ludwig XVIII.) „Er war recht wohl der Mann dazu, um sich einzugestehen, daß er ein Feigling war, und über diese Feigheit zu lachen[4])."

(Ludwig Philipp.) „Der schuftigste der Kings[5])."

„Was mich betrifft, so hätte ich viel mehr Mitleid mit einem Mörder, der ohne zureichende Beweise zum Tod verurteilt wird, als mit einem King, der sich in demselben Fall befindet[6])." Der Tod eines schuldigen Königs ist immer nützlich.

(Als Kind hört er seinen Vater den Tod Ludwigs XVI. beklagen.) „Ich wurde von einer der größten freudigen Erregungen ergriffen, die ich in meinem Leben kennenlernte. Der Leser wird vielleicht denken, daß ich grausam bin; aber so war ich mit 5×2, so bin ich mit $10 \times 5 \times 2$ Jahren[7])."

*

---

[1]) Souvenirs d'Égotisme, 1. Kap.

[2]) Ebenda.

[3]) Ebenda.

[4]) Henri Brûlard, 1. Kap. und ein wenig überall, insbesondere das Ende des 13. Kap.

[5]) Ebenda.

[6]) Ebenda, 9. Kap.

[7]) Henri Brûlard, 1. Kap. „Dieser große Akt nationaler Gerechtigkeit riß mich derart hin usw." Vgl. 8. Kap. „Dieser Tropf Ludwig XVI."

Religion. — „Wird man es glauben? Weil er Priester war, empfand ich Abneigung gegen ihn[1])."

„Für den Rest meines Lebens fühlte ich zwar nicht Gehässigkeit, wohl aber Ekel vor Bürgern, Jesuiten und Scheinheiligen aller Art[2])."

„Was entschuldigt Gott? Daß er nicht existiert[3])."

„Die Tyrannen sind oft ungeschickt: nichts vielleicht hat mich überhaupt mehr zum Lachen gebracht[4])."

„Boussuet, das ist ernsthafte Taschenspielerei[5])."

„Und die ganze chinesische Tartarei in Rom[6])."

*

Moral, Familie. — „Tugend: das Glück vermehren, ist Tugend; das Laster vermehrt das Unglück. Der ganze Rest ist nichts als Scheinheiligkeit oder bürgerliche Eselei[7])."

„Ich hasse meinen Vater . . . Mein Haß gegen meinen Vater . . . Dieser Haß meines Vaters gegen mich und der meinige gegen ihn . . . Wenn ich von ihm sprach, nannte ich ihn: dieser Mensch[8])."

---

[1]) Henri Brûlard, 4. Kap., Seite 40.

[2]) Ebenda, 8. Kap. „Mein Vater drang auf mich ein, als wollte er mich umbringen; er war außer sich: ‚Du bist ein schmutziger Gottesleugner'," sagte er.

[3]) Mérimée, H. B. von einem der Vierzig.

[4]) Henri Brûlard, 11. Kap.

[5]) Ebenda, 29. Kap.

[6]) Briefwechsel, S. 151—156. Vgl. Henri Brûlard, S. 69, 75, 80 usw.

[7]) Briefwechsel, IV, S. 127. „Eine tödliche Abneigung gegen die anständigen Frauen und die für sie unentbehrliche Scheinheiligkeit." Henri Brûlard, 1. Kap. Man glaubt, „daß ich ein Ungeheuer bin — ein Ungeheuer von Unmoral vor allem". Souvenirs d'Egotisme, 5. Kap.

[8]) Henri Brûlard, 11. Kap. Er nannte ihn auch „den Bastard".

„Mein Vater ist ein elender Schurke[1]).“

„Er liebte keinen seiner Verwandten[2]).“

„Ich war in meine Mutter verliebt[3]).“

„Der Leser wird mich für einen schlechten Sohn halten: er hat Recht[4]).“

*

Vaterland, Ursprung usw. — „Ich hasse Grenoble (wo ich geboren bin); ich kam nach Mailand 1800, ich liebe diese Stadt. In ihr fand ich meine größten Freuden und größten Kümmernisse; vor allem fand ich, was das Vaterland ausmacht, die größten Freuden[5]).“

„Er verabscheute Grenoble, seine Vaterstadt[6]).“

„Er faßte einen Abscheu gegen diese Stadt, der bis zu seinem Tod dauerte; in ihr lernte er die Menschen und ihre Niedrigkeit kennen[7]).“

„Nichts Pariserisches, nichts Vaudevillemäßiges, ich verabscheue diese Gattung . . . Wenn die französische Musik sich mit dem französischen Geist verband, ging der Abscheu so weit, daß ich Grimassen schnitt und den Leuten ein Schauspiel gab[8]).“

„Ich fiel mit Napoleon, im April 1814[9]).“

---

[1]) Tagebuch, Heft 12, S. 124—125. Briefwechsel II, 155.

[2]) Nekrologische Bemerkung Stendhals über sich selbst, Tagebuch, S. 467.

[3]) Henri Brûlard, 3. Kap., 11. Kap., S. 126.

[4]) Zweite nekrologische Bemerkung, Tagebuch S. 473, Anmerkung 5.

[5]) Souvenirs d'Égotisme, 7. Kap.

[6]) Tagebuch, Nachträge, S. 469.

[7]) Ebenda, Nachträge, S. 471.

[8]) Souvenirs d'Égotisme, 7. Kap. Tausend ähnliche Züge in der „Liebe“, den „Vorreden“ und überall.

[9]) Henri Brûlard, 2. Kap.

„Mit dem Fall Napoleons hörte ich auf, Franzose zu sein. An dem Tag, an dem die Bourbonen nach Paris zurückkehrten, hatte Beyle genug Geist, um zu verstehen, daß es in Frankreich nur noch Demütigungen für jeden gab, der in Moskau gewesen war[1])."

„Frankreich, und zumal die Umgegend von Paris, haben mir immer mißfallen, was beweist, daß ich ein schlechter Franzose und ein gehässiger bin[2])."

Und doch: nein. Franzose wie nur je ein Franzose, stellt er sich nicht gegen Frankreich, sondern gegen diejenigen, die in Frankreich das Gesetz und die Meinung machen. In seiner letzten Niederschrift, einige Tage vor seinem Tod, war er offenbar zu grausam und zu ungerecht. Er ist verärgert, er ist aufgebracht, er ist krank. Aber es war auch zu viel, im Sold des schuftigsten aller Könige zu stehen und die Luft zu atmen, in der die Journalisten, die Autoren in Mode und die Helden der Akademie triumphieren[3])."

*

Guter Bürger, guter Hammel in der Herde. — „Jules Janin sagte zu mir: Was für einen schönen Artikel würden wir über Sie schreiben, wenn Sie tot wären[4])!"

„Ich habe immer aus Instinkt die Bürger tief verachtet[5])."

„Ich werde die Wahrheit sagen. Wie die Zeit läuft,

---

[1]) Tagebuch, S. 473.

[2]) Souvenirs d'Égotisme, 1. Kap. Vgl. die heftige Bemerkung über sein Land in der dritten Vorrede der „Liebe".

[3]) „Das Ergebnis meiner Unkenntnis der Bedingungen des bescheidensten Erfolges war, daß ich von 1822—1833 nur siebzehn Leser fand." Liebe, dritte Vorrede.

[4]) Tagebuch, Nachtrag, S. 470. Wenn Sie nur tot wären.

[5]) Henri Brûlard, 2. Kap.

ist das keine kleine Verpflichtung, selbst wenn es sich nur um Kolonnaden und Statuen handelt[1])."

„Gut kann ich, wenn ich es überhaupt jemals bin, nur in dem sein, was ich vollständig meinem Herzen entnehme[2])."

„Es war wahr, man nannte ihn schlecht[3])."

„Ich erhebe abermals Widerspruch dagegen, daß meine Absicht nicht dahin geht, die Dinge an sich, sondern nur ihre Wirkung auf mich darzustellen[4])."

„Eine der Ursachen des literarischen Niedergangs ist ohne Zweifel die Voreingenommenheit, die den Leser treibt, in einem Buch vor allem das politische Glaubensbekenntnis des Schriftstellers zu suchen[5])."

„Nach dem Fall Napoleons begann der Verfasser dieses Buches, der seine Jugend nicht dem politischen Haß zum Opfer bringen wollte, in die Welt hinauszuziehen[6])."

Bei soviel Geist gefällt ihm allein das Genie, weil es ursprünglich, weil es einmal ist. Er hat zuviel Größe, um sich ans Spiel zu halten, er hat zuviel „Ich". Das „Ich" will leben. Er weiß wohl, daß der Geist nur eine Zeit hat[7]).

In allem trennt er sich von dem verfluchten Pack, selbst in Dingen, die der Sitte entspringen und ihr unterworfen bleiben. Mann voll Ehre und Tapferkeit, verachtet er doch

[1]) Promenades dans Rome, Benachrichtigung.

[2]) Tagebuch, Heft 37. Das sagt er mit 32 Jahren vom Schriftsteller. Und der Mensch sagt es.

[3]) Le chasseur vert, erste Vorrede.

[4]) Henri Brûlard, 14. Kap.

[5]) Vie de Napoléon, Vorrede von 1837.

[6]) Vie de Rossini, Vorrede.

[7]) Die erstaunliche Analyse des Geistes in Henri Brûlard, 30. Kap.

das Duell in einem Grad, daß er dem Advokaten Dupin den Entwurf eines Gesetzes gegen das Duell schickt[1]).

Die Ehre Stendhals ist nicht: Berufsehre, Waffensäle, kitzlige Raufbrüder, wettende Halsabschneider. Die Ehre Stendhals hat ihr eigenes Gesetz.

Daher „sagten ihm die Kritiker, daß er niemals die Ehre haben werde, Schriftsteller zu sein . . . Man hat über diese Bezeichnung so gut verfügt, daß mancher brave Mann sich glücklich schätzen kann, ihrer nie teilhaftig zu werden"[2]).

Wer verdient es mehr als er, ihr zu entgehen? „Die Scheinheiligen werden mich wahrscheinlich anklagen, daß es mir an Moral fehlt, was die Verachtung, die ich für diese Leute empfinde, keineswegs vermehren wird[3])."

„Die Kunst zu lügen hat seit einigen Jahren erstaunlich zugenommen[4])."

„Ich stoße wider Willen auf irgendeine der vier oder fünf großen Wahrheiten: die Rechte der Geburt, das göttliche Recht des Königs usw., usw., über die gewisse Leute allein sprechen zu können behaupten[5])."

„Ich fürchte nur das, was ich achte[6])."

„Ich bin nicht Hammel in der Herde, was macht, daß ich nichts bin[7]).

Der wahrste und freiste Mann muß immer für den größten Anarchisten gehalten werden. Aber das Individuum ist die Anarchie selbst. Der Herde muß der Hirt, der ein Gott ist, als gesetzlos erscheinen. Wieviel mehr,

[1]) Briefwechsel, II, 4.
[2]) Vie de Rossini, Vorrede.
[3]) Vie de Napoléon, Vorrede.
[4]) Ebenda.
[5]) Ebenda.
[6]) Über die Liebe, erste Vorrede.
[7]) Souvenirs d'Égotisme, 8. Kap.

wenn er davongeht und die Hammel den Hunden oder irgendeinem andren Aufseher überläßt. Nie war jemand mehr Individuum als Stendhal.

*

Der Klassiker, um den Heiligen zu beschließen. — „In unsren Tagen ist der Alexandrinische Vers meist nichts als eine Eselsbrücke der Dummheit[1])."

„Der geschickte Höfling namens Racine[2])."

„Racine war ein feiger und tückischer Scheinheiliger[3])."

„Mein Abscheu vor Versen. Selbst bei Racine, der mir sehr beredsam erscheint, finde ich eine Unmenge Lückenbüßer[4])."

„Der einzige lesbare Schriftsteller war für mich Shakespeare . . . Ich habe in meinem Leben leidenschaftlich nur Cimarosa, Mozart und Shakespeare geliebt[5])."

„Bis zum Tag des Erfolges werden wir Verteidiger der romantischen Gattung mit Beschimpfungen überhäuft werden[6])."

---

[1]) Racine et Shakespeare, Vorrede.

[2]) Henri Brûlard, 29. Kap.

[3]) Le chasseur vert, Vorrede. Die Ironie entspricht dem inneren Gefühl. Vgl. Henri Brûlard, S. 202.

[4]) Henri Brûlard, 11. Kap. „Racine mißfiel ihm aufs äußerste." (Mérimée). „Sie werden die Leidenschaft für den Alexandriner verraten, wie Racine es oft tut", schrieb Stendhal in Racine et Shakespeare, Antwort auf einige Einwände, VI.

[5]) Souvenirs d'Égotisme, 7. Kap. Tagebuch, Nachträge, S. 475; ınd an hundert andren Stellen.

[6]) Racine et Shakespeare, Vorrede. Romantiker! Stendhal verstand das Wort im guten Sinn: Shakespeare und nicht Victor Hugo, Dante und nicht Chateaubriand, Beethoven und nicht Berlioz. Hundert Jahre später besteht noch immer die Zweideutigkeit. Die politischen Betrüger pflegen sie.

„Shakespeare ist für mein Herz der größte Dichter, den es gegeben hat: wenn man von den andern spricht, läuft immer Wertschätzung auf Treu und Glauben mit; aber ihm gegenüber empfinde ich immer eine tausendmal größere Wertschätzung, als ich sage[1])."

„Wer wird uns von Ludwig XIV. befreien[2])?"

Jedoch, es langweilt mich, Recht zu haben. Man müßte zwanzig Bände zitieren und sie umschreiben. Wozu? Die Narren verstehen nicht zu lesen und Parteigänger überzeugt man nicht. „Ein Priester und ein Royalist waren für ihn immer Heuchler", sagt Mérimée[3]).

Stendhal stritt nie: Zeichen des ehrlichen Menschen. Im übrigen verbarg er seine Meinungen nicht. Was haltet Ihr davon?

Tatsachen sind Tatsachen. Was von einem solchen Mann geschrieben ist, ist geschrieben, und für das Jahr 2000, wie er es gewollt hat. Ist er nicht der Wortführer aller Überlieferungen? — Bei Gott, ja! — Wohl bekomms.

18

Europäer

Es gehört zur Bestimmung des französischen Geistes, daß er nicht genügend französich ist, wenn er nicht auch europäisch ist.

Goethe und Stendhal sind die ersten Europäer seit dem

---

[1]) Tagebuch, Heft 8. Er nennt den Klassizismus „eine alte Plattheit"; er betrachtet sich selbst als heftigsten Feind der Klassiker. Briefwechsel, II, 112; 297.

[2]) Briefwechsel, II, 283. „Die Französische Akademie ist unduldsamer und fast ebenso abgeschmackt wie die Sorbonne geworden." 1823? oder 1914?

[3]) H. B. von einem der Vierzig.

Ende des Mittelalters. Denn zur Zeit der Christenheit waren die großen Christen Männer Europas, wenn es ein Europa gab: der heilige Bernhard zum Beispiel. Jedes Land wird weiterhin seine guten Diener haben können und sie seine großen Männer nennen; aber weder in Kunst noch in Dichtung wird es mehr einen großen Mann geben, der nicht Europäer wäre. Fortan muß man den Geist Europas in das Werk selbst tragen, durch das der Genius eines Volkes oder einer Rasse triumphiert.

Europäer sein, heißt nicht fünf Sprachen lesen und sprechen, selbst wenn man in allen mit Talent schreiben könnte. Noch, sein Leben damit zubringen, daß man von Land zu Land irrt, in London bekannt ist, Freunde in Berlin hat, zu Genf den Ruhm und in Rom ein Bett findet. Noch endlich darin, daß man eher Untertan aller Nationen als Bürger seines eignen Vaterlandes zu sein scheint. Es handelt sich darum, allenthalben freier Bürger zu sein: im Geist.

Ich kenne nur eine Art, guter Europäer zu sein: voll Überzeugungskraft die Seele seiner Nation besitzen und ihr mit gleicher Kraft alles als Nahrung zuführen, was in der Seele der andern Nationen, befreundeter oder feindlicher, auf seine Weise einzig ist. Die feindlichsten sind uns befreundet durch das, was groß an ihnen ist: und wenn wir der Schönheit gehören, gehören ihre schönsten Leistungen uns. Ein weiter Geist kennt nur Freundschaften.

Europäer sein: deutsch sein mit Goethe und Wagner; italienisch mit Dante und Michelangelo; englisch mit Shakespeare; skandinavisch mit Ibsen; russisch mit Dostojewski: alle diese Kräfte aufnehmen und sich nicht aller Hingabe zum Trotz in ihnen verlieren. Zuerst aber sich zum Herren des Schatzes machen und nicht sein bezwun-

gener Wächter sein; seine verschiedenen und einander entgegengesetzten Magien besitzen, statt sich zufallhaft an ihnen zu zersplittern: mit einem Wort, Ordnung in sie bringen.

Das nenne ich europäisch sein; und dazu ist unter allen der französische Mensch am geeignetsten. Denn wenn er den Genius seiner Sprache besitzt, die eine Kunst heißen muß, ist er wie die Kunst selbst Ordnung und schafft Ordnung. Es wird kein Europa geben, wenn der französische Geist nicht den Vorsitz in ihm führt. Europa würde die Mühe nicht lohnen, wenn es nicht die Rolle der mütterlichen Beschützerin des menschlichen Geschlechts übernähme.

In Goethe bleibt viel mehr von Deutschland und seiner Provinz als von Paris und Grenoble in Stendhal. Und wie viel freier, ungelehrter, unfurchtsamer, menschlicher mit einem Worte, ist unser Stendhal. Er wagt den entschlossensten Stoß, und niemals verwundert er sich über seine eigene Kühnheit, wie es Art der Barbaren ist. Die moralischen Völker gelangen nicht zur Männlichkeit. Sie gehen von der unverbindlichen Kindheit zur Heftigkeit über.

Stendhal ist recht eigentlich der Mann der Revolution und der Künstler der großen Armee. Sein Werk ist die Chronik der französischen Intelligenz in Europa, Wie die Große Armee selbst, führt er sein Denken von Cadix nach Moskau und von Schottland nach Sizilien. Man begegnet ihm in Italien öfter als anderswo, weil Stendhal hier seine Liebeszelte aufgeschlagen hat. Heerführer des Geistes, hat er sich das leidenschaftliche Italien, die Musik, die Kunst und alle fremden Sitten erobert; und er hat diese Eroberungen der französischen Prosa dargebracht.

Wie er durch ganz Europa als Lustsucher reiste, genoß er unter allen Himmeln alle Früchte der Natur und der

Geschichte. Er war nie mehr er selbst als während der Einheimsung dieser ungeheuren Beute. Die Fähigkeit zu sehen und zu fühlen kam in ihm der Fähigkeit zu verstehen, gleich. Alle seine Irrtümer entspringen der Leidenschaft: in allem ist Leben. Seine Sinne bereicherten ihn um tausend verschiedene Empfindungen. Er wies nie ein Vergnügen des Herzens noch der Intelligenz zurück. Überall suchte er seine Lust und Qual. Und er, der große in das Leben Verliebte, bemächtigte sich der fremden Seelen, ohne der Stärke und Natürlichkeit seines eigenen etwas zu entziehen.

Je mehr er Frankreich und den französischen Charakter der Leidenschaft für das Fremde zu opfern schien, desto stärker unterwarf er sich diese. Die Liebe macht die wahren Eroberungen. Man ist am meisten Herr über das, was man am meisten liebt. Ich spreche vom Geist und den schönen kriegführenden Taten, wenn der Sieger liebend die Waffen vor dem Besiegten streckt. Guter Boden, der an denjenigen Frankreichs selbst erinnert, hat sich das Denken Stendhals an dem ganzen Okzident befruchtet; die Samenkörner des Nordens und Südens konnten trächtig in ihm aufblühen: dank ihm brach aus der alten Kultur und dem gemeinsamen Weinberg neuer Wohlgeruch und Blume.

Voltaire und Rousseau waren Franzosen für ganz Europa gewesen. Stendhal war als erster seit Montaigne ein Europäer in Frankreich. Und er allein war es bisher, wie Goethe Europäer in Deutschland.

19

Hoch genug, um klar zu bleiben.

Völliger Heide, gleichwohl an Reizfähigkeit sehr katholisch, ist er auf der Hut und würde lachend nie die Tat-

sache des Fleisches verkennen: die Barbaren, die ihr Gewalt antun, dienen ihr übrigens ohne ihr Wissen gröber als andere. Je mehr Stendhal den Sinnen gibt, je mehr er sie pflegt, desto weniger beschränkt er sich darauf. Die Suche nach der Lust, die seine ganze Moral ist, bewirkt nur, wie bei Montaigne, daß er voll Verfeinerung unter den Freuden unterscheidet.

Und wie Montaigne die schöne Unterhaltung mit einem Buch oder Dichter allen gewöhnlichen Genüssen vorzieht, ist Stendhal immer bereit, höchste Wollust im Ruhm, in der Ehre, in der heroischen Tat, in allen Blüten des Seelischen zu finden, die man fast immer nur pflücken kann, wenn man den Stengel, der das Leben trägt, aufschneidet.

Durch Geist der realistischste aller Menschen, lebt er doch nur für ideale Werte; und die Vernunft selbst enthüllt ihm die Realität, wie sie ihn ihren Preis erkennen läßt. Er klammert sich so fest an die Erde, um über den Schmutz, die Gräben und die flachen Wege hinwegzusetzen. Er ist immer zu Pferd und reitet immer Galopp über die Ebene. Die schönsten Aufgaben sind für ihn die wahrsten. Der Held und die leidenschaftlichen Liebenden dünken ihn die vernünftigsten unter den Menschen: sie allein haben das Leben zu einer Beschäftigung gemacht, die der Mühe zu leben wert ist.

Nichts gefällt ihm außer den großherzigen Wahlen, die das Gefühl trifft. Er glaubt nur an Liebe ohne Berechnung und heroische Werke: das ist alles, was im Leben zählt: und im Tod, da glaubt er leidenschaftlich an den Ruhm.

Kurzum, ich finde bei ihm, mehr als bei irgendeinem andern, den wunderbaren Sinn Frankreichs für die Unsterblichkeit.

IX

HAMLET

1

Der schwarze Prinz

Hamlet erscheint. Wo er auch sei, man sieht nur ihn. Er ist in Schwarz und Melancholie gekleidet. Die Trauer, die er trägt, ist nur ein schwaches Bild der Trostlosigkeit, die in seiner Seele herrscht. Der Tod eines heißgeliebten Vaters hat ihn mit allem, was Tod heißt, vertraut gemacht.

Er kommt von Reisen. Er ist also fremd daheim und der Feind vielleicht im eignen Haus. Er erkennt nichts wieder. Seine Mutter ist die treulose Witwe, die sich in einem einzigen Halbjahr getröstet hat; auf den Wangen der Frau, deren Herbst reift, liegt der Meltau der letzten Leidenschaft. Der Zugriff der Sinnlichkeit ist darauf zu lesen, und die Küsse des schmutzigen Schuldgenossen haben in das erschlaffte Fleisch der Entzündeten, die ihrem fünfzigsten Jahr entgegengeht, die Siegel der Wollust gegraben. Grausam verzehrt der Brand der Überreife, sein Feuer schwelt nieder wie das eines erlöschenden Herds — der Sohn wendet sich in Ekel von den roten Flammen im Gesicht seiner Mutter.

Und der neue König, der Liebhaber des Abstiegs, der die sinkende Rebe erntet, ist ganz der Verräter, der Mörder, der fleischliche Metzger, den die Unglückliche braucht. Er ist scheinheilig und plump, honigsüß und entschlossen, klug und bedenkenlos; es ist zu vermuten, daß er kein Spaßverderber im Bett ist, geschickt zum Spiel des Tiers mit den zwei Rücken, gut für den Schauer und gut fürs Lachen, den Trost der Erniedrigten; ein gesunder Bursche,

dem die Verschlagenheit das Blut erfrischt hat; er wird die Alte begraben, die schon Ratte und Wurm fühlt.

Und zunächst sagt Hamlet kein Wort. Sein erster Satz bleibt Geheimnis: er spricht mit sich selbst zwischen den Zähnen, mit bittrem Spott. Man wirft ihm seine düstre Miene vor. Er ist ein Sohn, der sich nicht genug darüber freut, daß sein Vater tot ist und seine Mutter sich in den ehebrecherischen Nächten verjüngt. Warum nimmt er nicht an, was gemeinsames Gesetz ist? Darin liegt der ganze Hamlet: das gemeinsame Gesetz verursacht ihm Grauen, und alles in ihm stößt dieses gemeinsame Gesetz zurück, das die Formel für die Verabredung zum Gemeinen ist.

Der Tod hebt ihn für immer aus dem Sattel. Er denkt, daß der Tod dessen, was man liebt, ein Mord ist. So wird ihm die Schandtat, an der sein Vater starb, zum fürchterlichen Gleichnis des Verbrechens, das in jedem Tod enthalten ist, und des Unrechts, das wir durch ihn erleiden.

Hamlet irrt auf der Terrasse umher, deren Baumreihen wie Nächte sind, ruhelos wie das Phantom, das in Nebel kommt und geht. Leidender Gast der Finsternis und des Schweigens, wie nimmt Hamlet Dich edelmütig auf! Wie wirft er sich ihm mutig entgegen! Welche Kühnheit, welche blitzhafte Entschlossenheit sind ihm zu eigen, wenn er sich dem nächtlichen Gespenst und seinem eignen Denken gegenübersieht, er der am Tag die zerstreute Miene und die unsicheren Bewegungen der Furchtsamkeit zur Schau trägt.

Im übrigen ist Hamlet der Feind, für diejenigen noch, die ihm freundlich gesonnen sind, weil er immer der Prinz ist; weil sein unbeugsamer Adel ihn von allem trennt, was ihn umgibt; weil er auf ewig der Herr ist, den die Natur über die Gattung der Untertanen setzte, sei es in der Fa-

milie, sei es im Land — der, den alle zurückweisen um seiner angeborenen Größe und Reinheit willen. Hamlet ist wahr wie das Denken, das nur seiner eignen Spur folgt. Alle seine Reden sind voll Wirklichkeit und kommen aus der inneren Leidenschaft. Er redet, um zu sein, und nicht um die andern zu täuschen oder sich anzuführen. Er setzt sich in den Kopf, den unfaßbaren Gegenstand, Leben, zu fassen. Um den Narren zu spielen, braucht er nur laut zu denken, unter diesem ganzen Menschenpack, das mit seinen Händen denkt, um das Gut des andern zu stehlen, und mit den Füßen, um sich an den Plätzen festzuklammern und sie mit seinen Bäuchen zu füllen.

2

Geheimnisse

Die einen wollen, daß Hamlet ein einziges Mysterium sei, und die andern, daß er es gar nicht sei. Bald macht man aus ihm einen Helden von der rührendsten Einfachheit, bald eine Art von kabbalistischer Zahl, in der die Astrologen allein einen Sinn finden, dessen Schlüssel sie natürlich von Hermes Trismegistos in eigener Person erhalten haben. Aber von den meisten Astrologen kann man sagen, daß der Schlüssel des Paracelsus das Gefängnis nicht aufschließt, in dem Nostradamus ihn und alle Betrüger gefangen hält.

Wie jedes wirklich lebende Geschöpf ist Hamlet zugleich einfach und im Tiefsten vieldeutig. Man muß über die Schöngeister lachen, die behaupten, das man gegenwärtig in Hamlet viel mehr sehe, als wie Shakespeare hineingelegt habe. Was kann einleuchtender sein? Shakespeare wußte durchaus nicht, was er sagen wollte, als er die Sprache der ungewöhnlichsten Gedanken und der unnachsichtigsten Leidenschaften redete; während hingegen Potachon von Mirandola, ein Journalist *de omni re scibili*, ha, wie pfiffig, das

tiefsinnige Selbstgespräch zwischen Hamlet und seinem Gewissen mit allen Kommentaren seines fuchsroten Kopfes begleitet; eine Stuhlentleerung, auf die Shakespeare ohne ihn nicht gekommen wäre. Da bei Shakespeare immer ein Hofnarr nötig ist, so halte man sich an diesen.

Große Kunst ist immer einfach in ihrer Wirkung und vielfach in ihren Wesen. Der Pfeil fliegt gerade, aber er kommt nicht von so nah, wie man glaubt. Die Mittel sind nicht kompliziert, die Ursachen sind es in erstaunlichem Maß.

In der Kunst und im innern Leben ist wahre Kraft nur Schein, wenn sie nicht tief ist. Die Seele sitzt in der Tiefe. Es entspricht dem Wesen der Tiefe, daß für einen Stengel, der ins Licht stößt, hundert Wurzeln ausgreifen müssen — hundert Wurzeln müssen Wege unter dem Boden bahnen und die Säfte aus den verschiedensten Orten ziehen.

Das einfachste Leben ist ein Wunder an verschlungener Intrige. Die großen Kunstwerke gleichen auch darin der Natur. Die Fabel des Hamlet ist ohne Umschweife und Falten. Der Hauptzug der Handlung ist ebenso stark wie einfach: ein Sohn rächt die Ermordung seines Vaters, er gelangt vom Verdacht zur Gewißheit, danach zur Rache. Aber das was sehr einfach bei einem gewöhnlichen Sohne verliefe, hört auf, einfach zu sein bei einem tiefen Charakter. Der antike Orest ist ganz einheitlich: zwei Gefühle teilen ihn, von denen eines sogar mehr dem Tun als dem Charakter angehört, da schließlich das Schicksal den Helden zur Rache rüstet und ihn zwingt, sie wider seinen Willen zu erfüllen.

Es zeigt sich, daß der dänische Prinz ein Dichter ist, reich an allen Schätzen des menschlichen Denkens. Der Sohn Agamemnons wäre höchstens der Hauptmann seiner Leibwachen. Hamlet stände danach nicht der Sinn, was

soll er mit Hellebardieren? Nicht das Geschehen zwingt ihn zu handeln, sondern die erlangte Kenntnis und das daraus entstehende Gewissen. Die Liebe führt ihn den Weg und den Umweg; nicht Gesetz und Herkommen bestimmen ihn.

Hamlet liebte und verehrte seinen Vater, Orest hat den seinigen nicht gekannt. Seine denkende Kompliziertheit, sein brüderliches Wissen vom Leben und von der Welt hindern ihn, zur Tat zu schreiten, hemmen seine Schritte, halten ihm den Arm zurück und binden ihm die Hände. Aber ein Wille, der mächtiger ist, beugt ihn und beherrscht ihn: der Wille, der aus dem Gewissen gegen die Natur aufsteht. Er betet nicht; man findet ihn nicht kniend in einer Kirchenecke. Nein, nicht der Glaube an die unsterbliche Seele, die Hölle und die Sünde macht Hamlet zum Christ, sondern daß er Gewissen hat.

Und das ist der Abgrund zwischen unsrer umspannenden Welt und der kleinen des Altertums. Wer wird die Natur mit unserm Gewissen versöhnen?

Hamlet ist der, den ein doppeltes Verhängnis in die Tat schleudert, der Zwang der Geschehnisse und derjenige des Denkens. Welche Qual, den Taumel des Lebens mit der Betrachtung des Todes zu vergleichen.

Hamlet ist nur zur Hälfte Christ: denn zur Hälfte fehlt ihm das Gefühl für die Eitelkeit aller Dinge.

3

Von Hamlet zu Prospero

Hamlet ist Shakespeare selbst, wenn je der Held eines Gedichts das Bild des Dichters selbst war. Alle Leidenschaften bedrängen ihn und sind ihm vertraut; aber indem er sich der Entrückung des Spiels überläßt, ist er

Herr der Orgel, und oft benutzt er sie, als bringe er sein Konzert einem unsichtbaren Musiker dar. Der weiteste Geist, die mächtigste Vorstellungskraft schaffen das größte Menschenherz. Wie er darlegt und ausbreitet, das ist Erfassen der Kreatur. Sein erster Schritt trägt ihn in den Mittelpunkt eines jeden lebenden Wesens, und er wohnt in seinem Herzen wie in seinem eignen. Er dringt so tief ein, daß er den verzweifelten und liebevollen Blick bekommen hat. Ich empfinde es wenigstens so. Er ist ebenso pessimistisch wie edel! Er bezaubert, denn er leidet im Geiste mit. Sein Erbarmen ist, wie mir scheint, Anschauung unter dem Gesichtspunkt des Geschicks.

Er ist ein wenig fett. Er ermüdet schnell. Er schläft wenig, in kurzen Ansätzen. Er schwitzt reichlich und riecht nach Salbei. Er hat eine heiße Haut und das scharfe Auge des Seemanns. Seine weißen mageren Hände sagen mit Bestimmtheit, was Intelligenz und zartestes Feingefühl verlangen.

Er schweigt, er lächelt. Er ist Prinz wie die Windstille, und er hat die plötzliche Kraft des Unwetters. Er liebt den Frieden und begreift alle Kriege. Alle Tollheiten der Menschen sind ihm bekannt, und er weiß alles, was sie entschuldigt. Er hat die heftigsten Abneigungen und wird nicht ihr Mitschuldiger. Es gibt nichts Zarteres als ihn und keinen, der mehr auf seiner Hut ist.

Harten Geistes gegen alle Frauen, ausgenommen die jungen Mädchen und die liebenden; von Sanftheit gegen alle im gewöhnlichen Lauf der Tage. Seine Höflichkeit kommt seiner Ungeduld gleich. Er ist grausam zu den Müttern: denn er verzeiht ihnen und durchschaut sie. Seine ausgesuchte Verbindlichkeit schmälert in nichts die Strenge seines Urteils. Das Leben ist das einzige, was Anspruch auf unsre Nachsicht erheben kann, möge sie nie

entmutigt werden. Er nimmt immer Partei für diese wilde Königin, für diese wilde Sklavin.

Hamlet ist derselbe Mensch wie Prospero, der für seine Person die Welt und die Städte geflohen hat. Aber in der Verzeihung Prosperos ist vielleicht mehr Verachtung und Loslösung als in dem Schmerz Hamlets und den Martern seines Gewissens. Man muß noch an das Leben glauben, um es zu verdammen. Wer allem verzeiht, ist an allem mutlos geworden. Prospero kann nur noch sterben: Hamlet will den Tod nicht, er erleidet ihn. Prospero erfindet ihn; und um sich besser in ihm zu betten, um seine Ruhe einsamer zu genießen, bringt er die Wolken der Phantasie und die Flügel des Traums zwischen sich und die Welt. Die Raserei und die Bitterkeit Hamlets sind noch ein Kampf. Prospero macht sich ein Leichentuch aus seinem göttlichen Lächeln.

Da er mit dreißig Jahren stirbt, spricht Hamlet vom Schweigen, das sein wird. Für Prospero ist es der Zufluchtsort, in dem er sich heimisch macht. Die sublimen Gedichte, die er in sich trägt, behält er für sich: er wählt das Thema des Todes und weiht seine Lieder dem Abschied. Er beraubt die Menschen seiner Musik, vielleicht mehr um sie zu schonen, als um sie zu bestrafen. Er behält sich die äußerste Harmonie vor, in der er lächeln und verzeihen wird.

Nein, in dieser großen Seele erklärt nicht das Leben seinen Bankrott, nur das Glück seine Zahlungsunfähigkeit. Aber weder die Härten des Geschicks noch sogar der Tod können um ein Atom die Glut unsrer Hingabe und die Schönheit unsres Schmerzes vermindern.

4

Edel sein

Die Tugenden des höchsten Adels sind ihm natürlich. Welcher Mensch besitzt mehr Geist? Prospero in Verzweiflung, Ariel in Nächtlichkeit, ist er leicht wie ein Strahl und sein Tiefsinn voll wunderbarer Anmut.

Er kann das Niedrige nicht ertragen. Darum ist er so wenig für das Familienleben geeignet. Die Erniedrigung seiner Mutter bringt ihn für immer gegen seine Mutter auf.

Die Herzensfeinheit, die Höflichkeit, die Eleganz des Wortes, nichts fehlt dem Prinzen. Er ist von einer Geduld und einem Maß, daß selbst der Schimpf ihn nicht sofort in Wallung versetzt. Dem brutalen Burschen Laertes, der ihn auf jede Weise verhöhnt und die Hand gegen ihn erhebt, setzt er eine Sanftmut entgegen, die erstaunt. „Was ist der Grund, daß Ihr mir so begegnet? Ich liebt Euch immer." Und er geht so weit, daß er ihn um Verzeihung bittet. Dabei ist er tapfer, als Mann ohne Fehl und Tadel. Sein Widerwille gegen den Tod macht nicht, daß er am Leben hängt. „Mein Leben acht ich keine Nadel wert."

Das gewöhnliche Volk liebt ihn, seine Freunde sind ihm zärtlich zugetan. Es ist nicht sein Fehler, wenn ihm nur einer bleibt. Horatio allein ist einer solchen Freundschaft würdig. Er ist nicht weniger grüblerisch als sein Prinz, und seine Ansichten sind vorzüglich. Wahrlich, zwischen diesen beiden Freunden herrscht die hinreißende Höflichkeit, in der man die Scham der echtesten und zärtlichsten Hingabe sehen muß. Der Ton ihrer Freundschaft ist wunderbar elegant, er ist die Musik der Freundschaft. Ein brüderliches Zutrauen ohne einen Schatten von familiärer Lässigkeit. In der wahren Freundschaft gibt es nur

Ritterlichkeit, der geringste Verrat tötet sie: er beginnt bei der ersten Unaufrichtigkeit und sobald der eine es nicht mehr abscheulich findet, den andren zum Narren zu halten.

Wenn Hamlet nicht mehr sein wird, wird Horatio sich des Prinzen als des schönsten Luxus seines Lebens erinnern.

5

Mit dem Gespenst

Hamlet hat die hohen Schulen des Auslands besucht. Er kann fechten, er ist Meister im Waffenspiel, und gleichwohl pflegt er eine seßhafte Lebensweise, Hamlet ist der Mensch des Studiums und Denkens. Als solcher ist er ein wenig langsam für die Tat, er ist kurzatmig und hat, wie viele Nervöse, die zu Schlaflosigkeit neigen, Anlage zum Asthma. Die Zwanzig liegen hinter ihm und er leidet schon an Emphysem.

Er ist nicht wahnsinnig, aber er scheint es zu sein. Der höhere Mensch ist für das gemeine Volk immer eine Art Wahnsinniger. Der Dichter ist für den Kritiker ein Kranker, oder ein Dummkopf, oder ein Komödiant, Ich nenne Kritiker den Mann von der Straße, den Groschendoktor, der schamlos die Prinzen in Dänemark begutachtet, der würdige Wortführer des Publikums und sein mitwürdiges Gewissen.

Je mehr er Prinz ist, desto besser gelingt es ihm, Mensch zu sein. Man merkt wohl, daß er Shakespeare entstammt: er bekam Mitgift. Seine Kraft zur Liebe gleicht dem Ozean, unerschöpflich wie dieser; und sein Zorn, der mehr Unwille als Rachsucht ist, erhebt sich wie der Wind. Er ist nicht eifersüchtig auf Ophelia, er verliert sie ohne zu viel Kummer: wie liebt er sie gleichwohl! Aber es galt, das Leben abzuwerfen, und das zarte Blumenkleid des

Mädchens, und die Liebe einer Braut; das ist das erste aller Opfer, das von der Pflicht zu sterben verlangt wird. „Und dann, wenn der Tod kommt, was wird bleiben?", fragte unser Verlaine.

*

Das Gespenst ist die Materialisation seines Verdachtes. Und weil er den Verdacht auf seine verbrecherische Mutter hat, kommt Hamlet der Verdacht, daß das ganze Leben leer und verbrecherisch ist. Er hat nicht umsonst die Philosophie in Wittenberg studiert. „Mich dünkt, ich sehe meinen Vater in meines Geistes Aug', Horatio."

Seitdem ihn der Kummer verwirrte, gilt er für einen Kranken, der irr redet. Jede Leidenschaft redet irr, wenn man dem Ausschuß der Gattung und den weisen Scheidemünzen glauben will. Welche Verirrung, sich zu vergessen! Hamlet ist indessen die Vernunft und die Traurigkeit selbst. Und nach meiner Auffassung ist die Fähigkeit zur Trauer der Maßstab für die Tiefe und Weite des Geistes.

Seine Seele ist ruhig und liebt die Ruhe. Hamlet ist zum Frieden geboren; aber seine Bestimmung ruft ihn. O Qual der großen Herzen voll Licht und Heiterkeit, die ein eifersüchtiger Gott dazu verurteilt, sich in den Sturm zu begeben, nächtens in See zu stechen und in den Krieg zu ziehen.

Der auserwählte Sinn Hamlets enthüllt sich in der Traurigkeit; und die Sanftmut seiner Melancholie öffnet den Grund seines Denkens. Er hält sich gewöhnlich auf dem Friedhof auf. Der Friedhof der armen Toten beleidigt ihn weniger als der Friedhof der Puppen, die tun, als lebten sie. Es ist sein Genie, alles der Wirklichkeit des Todes gegenüber zu stellen, denn der Tod zieht die Summe.

Wenn die Schauspieler kommen, um das Trauerspiel

mit ihm zu wiederholen, nimmt er ihre Partei gegen sich selbst. Die erdachten Gestalten scheinen ihm plötzlich wahrer zu sein, als er selbst. Er hält ihre entliehene Leidenschaft für wirklicher als seine eigene und ihre geschminkten Tränen für echter als die Wunde, an der er leidet; denn sie sind bereitwilliger zu handeln, und verweigern sich aus Beruf nicht der Geste.

Mit einzigartigem Scharfsinn vergleicht Hamlet die innere Handlung des Gedankens, der sich kennt und befragt, mit der vorgetäuschten Handlung des Mimen, der Komödie spielt. Es fehlt nicht viel daran, daß er hier auf Wirklichkeit und dort auf Wahnsinn schließt.

Der Idealist ist der Herr der Welt; aber ein Herr mit angefressenem Rückenmark, sobald er zweifelt. Und er wäre nur zur Hälfte er selbst, wenn er nicht zweifelte.

Nichts tritt in sein Leben, das nicht vorher von seinem Geist angekündigt und ohne Zweifel auch vorbereitet würde. Er glaubt an das Vorgefühl. Wenn man so weit ist, wird es Zeit, die Zelte abzubrechen.

Er trägt einen toten Mann auf seinen königlichen Schultern, und man erwarte nicht, daß er die Last von sich wirft. Ist es sein Vater, den er so trägt, oder er selbst? Oder die Vergangenheit und alle Träume des Lebens? Zukunft, das leerste aller Wunder, Wüste, in der wir nicht einmal sein dürfen.

Wie groß ist sein Mitleid für den toten Mann! Darum ist Hamlet der Mensch, der liebt. Der gemordete Vater besitzt ihn noch in der Erde. Er gehorcht nur noch ihm. Wie denn auch nicht! Dieser Tote ist Hamlets Gewissen. Und das ist das Gleichnis eines jeden Geistes, der zur wahrhaften Kenntnis gelangte. Kein Zweifel, wir leben grauenhaft im Tod.

Die Kinder schreien im Wald. Die Menschen, die armen

Menschen, suchen. In der Finsternis, durch die wir mit verbundenen Augen gehen, gilt es die Sterne zu entzünden, damit wir Liebe haben. Wir sind blind ohne die innere Sonne, ohne die Liebe, ohne die Kunst und die Heiligung.

6

Ironie

Hamlet ist mit einem Wort der Intellektuelle in Vollendung. Der tiefe Idealist erfüllt sich, indem er sich verleugnet. In der Vollendung ist das Ende. Der Weg, der durchschritten wurde, hört auf. Hamlet zweifelt am Leben und an der Welt. Er glaubt nicht mehr an die Wirklichkeit des Seins.

Aber er muß handeln an einem Hof, in einem Jahrhundert, inmitten von Leuten, die vom derbsten Glauben überströmen. Unschuldige Zeiten wissen nicht einmal, daß sie an das Leben glauben. Sie glauben an Gott. So sehr sind ihre Menschen Geschöpf, daß der Schöpfer ihnen immer sinnenfällig ist. Aber wenn das Fleisch nur noch an sich selbst glaubt und der Geist sich als Stoff fühlt, kann man sagen, daß etwas faul ist im Staate Dänemark. Der Idealist macht darin eine seltsame Figur.

Der Ritter von der traurigen Gestalt, ist das nicht der Name jenes andren Hamlet, des erhabenen Don Quichotte, der Prinz im Königreich des Traumes ist, ein durch die Sonne befreiter und im reinen Licht zur Güte gereifter Hamlet? Gelobt sei Don Qnichotte, Hamlet der Kinder; in einem Land ohne Nebel hat ihn von der Verneinung ein Stern erlöst, den man mit der Hand am Himmel führen kann, von Osten nach Westen.

Nur im Norden trennt sich der Geist des Menschen völlig von der Natur. Da das Denken von einem gewissen Rang an immer idealistisch ist, besteht die Größe des

Idealisten darin, sich nicht genug zu tun. Eine Heiterkeit, die nicht Lächeln in den Schmerzen der Folter ist, hat in meinen Augen keinen Wert. Und ich weiß nicht, was die Ruhe sein kann, wenn nicht die Himmelskrone in Stürmen. Hamlet ist also nicht der Intellektuelle nach Weise derer, die die Welt in Zahlen messen, sondern nach der bleibenden Weise der Dichter.

Der Orden Hamlets ist der des Herzens, wenn das Denken darin aufsteht. Und da es da nicht atmen kann, verwirrt es sich.

Hamlet, ich begleite Dich und treffe mit Dir das weiße Gespenst und sein trauriges Licht, auf der Terrasse der Betrachtung. Ich folge ihm, ich flehe es an; ich betrachte es und erkenne das Abbild des Gedankens. Es spricht, und ich höre die unvergängliche Stimme des Kummers. Wohin gehst Du, wohin gehst Du? Wo bin ich, und woher kommst Du? Sein Flüstern ist ewiger als der Anprall des Meeres auf dem gefügigen Sand von Helsingör[1]).

Das Abbild ist so wirklich wie jede Wirklichkeit. Es kann viel wirklicher sein, sagt Hamlet. Ein Gedanke befiehlt dem Leben des liebenswürdigen Prinzen. Er zwingt ihn zu allem, was er tun soll, und zu allem, was er ist. Und doch, im tiefsten Grund seiner selbst, kann er nicht mehr daran glauben als an den Rest.

Ist er krank? Es sei, krank wie Shakespeare und Michelangelo, oder Pascal und Dostojewski. Er ist krank als Mensch: krank im Bewußtsein. Er betrachtet die Eitelkeit aller Dinge in seiner eignen Mutter. Er begegnet in seinem eigenen Schmerz dem Verbrechen, er zu sein, zu

[1]) Ich nehme wenigstens an, daß unter Elseneur, wie Suarès wahrscheinlich nach irgend einer französischen Übersetzung schreibt, Helsingör gemeint ist. A. d. Ü.

glauben, zu lieben — es ist das Verbrechen aller Gesetze, die bewirken, daß ein Mensch nicht ein Mineral und nicht ein Berechner von Zahlen ist.

*

Hamlet macht also nicht den Narren; es sei denn so, wie man sich zur Fastenzeit verkleidet: jeder weiß dann, daß die Maske nur Maske ist.

Er braucht nur nach seiner innern Idee zu sprechen, um aller Welt unsinnig zu erscheinen. Denn alle um ihn leben nur, um ihre Begierde und ihre Eigenliebe zu befriedigen. Je wahrer er ist, um so leerer sind sie.

Sein Zweifel geht auf den Grund und gilt allen. Er tötet Polonius, um, nach allem, zu sehen, ob eine Ratte in diesem Ministerwanst steckt. Er schickt Ophelia ins Kloster, um dem armen Seelchen zum Heil zu verhelfen. Er jagt seine Mutter in Furcht, um ihr zu zeigen, daß sie einen Sohn hat.

Im übrigen ist er von einer andauernden und sehr bitteren Ironie. Bitterkeit ist ein schweres Zeichen für Krankheit, den guten Macroton[1]) des Optimismus zufolge. Teurer Prinz, wir sind Kranke und sogar Neurastheniker, wie die Herren sagen. Um ihnen zu antworten, sind wir gezwungen, von ihrer Luft zu atmen, und da wollen sie, daß uns der Hals nicht bitter wird?

Die Ironie Hamlets ist eine starke Säure: ein Tropfen genügt, um alles Verlogene einer Ansicht und Behauptung zu fällen. Seine Gedanken bewegen sich immer auf dem Grund des Lebens, umkreisen immer das göttliche Problem: daher die Ironie seiner Worte. Irrsinn für den Rest der Menschen. Und weil er es weiß, welche Ironie

[1]) S. Molière. A. d. Ü.

im Redenden! Wenn die Götter sich dem Übermaß der Traurigkeit überlassen haben, ist die Ironie ihre Rückkehr zu sich selbst. „Der den König spielt, soll willkommen sein!" Aber die Götter haben die tragische Ironie. Und die tragische Ironie ist voller Drohungen.

7

Der Rest ist Schweigen

Und so kehrt Hamlet immer aus der Fremde zurück, ob er von Deutschland und der hohen Schule oder von England oder vom Kirchhof und von der Terrasse kommt: er kommt von der Betrachtung und gerät unter die Menschen. Unter diesen Komödianten hat er recht, sich an die Komödianten von Beruf zu halten: sie wenigstens spielen die Rollen, die ihnen die Poeten anvertraut haben; und es können schöne Rollen abfallen.

Fortinbras, der gute Hauptmann, der alle Probleme mit der Faust und dem Degen löst, folgert nichts, obwohl er so tut. Seine Lösung ist für das Volk, das ist alles. Für Bäume und Steine gibt es noch eher Glück, denn sie brauchen keine Folgerungen zu ziehen. Der Mensch muß seine Menschlichkeit teurer bezahlen. Hamlet ist auf dem Gipfel, und man verlangt von ihm das schwerste Lösegeld. Das Menschengeschlecht lebt nur für eine kleine Zahl von Wesen; aber was noch mehr ist: es lebt nur in einer noch kleineren Zahl.

Hamlet ist der Mensch, der Kenntnis von sich selbst genommen hat, und Kenntnis von aller Kraft in ihm. An diesen Punkt denken, ist, als ob man der einzige wäre, der denkt. Das Denken ist dann im Herzen und unendlich bewegte Fläche.

Er besitzt die Welt. Und die Welt ist ihm nichts mehr.

Das Gespenst ist da und befiehlt, ein Ende zu machen, und zwingt ihn dazu.

Nichts existiert, was nicht dauert. Das verhängnisvolle Abrollen aller Dinge, die nur scheinen, das ist die Lüge und die Verführung durch das, was nicht dauert. Er herrscht nicht mehr über Dänemark allein, dieser Königssohn. Er ist Prinz des Lebens, und er kann nicht mehr leben.

Er ist Herr des Alls; aber er weiß, daß das All ein Nichts ist. Er weiß! Das Denken ist mitleidlos. Die äußerste Eroberung ist die letzte Niederlage. Wenn man alles hat, verliert man alles mit einem Mal.

Hamlet ist die letzte Anstrengung des Lebens, sie erstickt an ihrem Ergebnis, dem Nichts. Der Mensch wird dahin kommen müssen. Je stärker das Bewußtsein des Nichts ist, desto weniger will es untergehen. Die Seele des Abendlandes lehnt den Schlaf ohne Träume ab. Der Tod ist überall, wenn ein Gott nicht das Leben von Augenblick zu Augenblick schafft und es unaufhörlich in seiner eignen Asche wieder entzündet.

„Portraits" von André Suarès erschienen als Buch 1945

X

NACHWORT

J'ai pris ma vie dans mes mains sévères — ich habe mein Leben in meine strengen Hände genommen. Et je la sacrifie, pour ne pas l'humilier — und ich bringe es als Opfer dar, um es nicht zu demütigen: diese Worte Caerdals, der Suarès ist, enthalten die ganze Lehre des halb denkerischen, halb dichterischen Franzosen und die Stimmung, die er von sich selbst hat; sie enthalten übrigens auch die antithetische Paradoxie, die im gewöhnlichen Leben dem Juden, im geistigen aber dem Schriftsteller eigentümlich ist. Es liegen in ihm wie in allen denkenden Geistern Strenge und Wertung im Widerstreit mit Milde und Anschauung. Jedes Urteil ist vom Übel, aber wir müssen urteilen, wählen, verwerfen. Alles verstehen heißt alles verzeihen? Es heißt auch scheiden. Die Masse der andren, die die Masse der Larven sind, zwingt uns dazu; in ihrer aufgeblasenen Dummheit sind sie zu übel.

Wie kann man Liebe zu den Menschen vereinen mit der Abneigung, die dem Wissen um ihre Niedrigkeit entspringt? Durch die Flucht in die Einsamkeit, aus der man ihnen Botschaft vom Wesentlichen sendet, antwortet Suarès. Auch hier die Paradoxie als höhere Synthese, diese ein wenig konstruktive Rettung komplizierter Begabungen, deren Stoßkraft nicht zu allen Zeiten gleichmäßig ist. Ein wenig verhält er sich zu seiner Nation wie Nietzsche zu der seinigen. Es ist ein Unterschied da: er verhält sich so nicht zu seiner Nation, sondern zu seiner Zeit, in der die Systematiker und Rationalisten — Geometer heißen sie bei ihm — und Demagogen das Wort haben. Zu seiner französischen Rasse steht Suarès nicht in Opposition; er ist

vielmehr ihre Stimme, der Verwalter ihrer Überlieferung: der katholischen, selbst wenn er — nicht selber Katholik sein sollte. Welch ein Unterschied zum deutschen Geistigen von hohem Rang, dem Identität mit seiner Nation versagt, Opposition zu ihr Schicksal ist.

Aber: der deutsche Geistige, der die Kraft hat, aus der Not seiner Vereinsamung seine Stärke zu machen, ist Europäer — Suarès nimmt die von Stendhal begonnene Linie doch nicht so entschlossen auf, daß er nicht zwischen Europäischem und Nationalem stände, statt diesseits und jenseits.

Die Suarèsche Auffassung vom Verhältnis des Europäischen zum Nationalen findet man am Ende des Aufsatzes über Stendhal; man oder ich kann nicht sagen, daß sie den Europäern genüge. Denn was formuliert Suarès? Das Primat Frankreichs: „Es wird kein Europa geben, wenn der französische Geist nicht in ihm den Vorsitz führt." Das ist: geistige Verkleidung des französischen Imperialismus. Ihr werdet anerkannt, wenn ihr unsren Anspruch auf Leitung anerkennt. Sehr französisch, aber gar nicht europäisch.

Denn das ganze Gewicht liegt hier auf einer formalen und geistigen Fähigkeit, derjenigen, Ordnung zu schaffen, also auf dem Gebiet des Individuellen. Das Europäische sollte aber etwas ganz andres ermöglichen: die Ersetzung geistiger Ideen, deren Eigentümlichkeit es ist, daß sie die Nationen auf sich selbst verweisen, durch höhere und höchste seelische Werte, die imstande sind, die formal getrennten Nationen in Menschlichkeit, Gerechtigkeit, Duldung zu vereinen.

Wir brauchen eine Auffassung, die von der absolutistischen Wertschätzung nationaler Formen befreit, deren Geltung einschränkt, relativiert, für unwesentlich erklärt

und aus der Sphäre der Vergleichung hinausführt, wie einst das Christentum über das Irdische und Gegebene hinauswies. Europäertum, das ist das Ende des Formgedankens, gegen den das Ethische, die Freiheit steht; deshalb ist Europäertum unlateinisch (es könnte einer direkt sagen: protestantisch), aber gewiß nicht sentimental; irgendwo ist Ethik mehr als Form, es gibt kühne, vitale Ethik, genug von dem ewigen Lobgesang auf Form und Leistung, Ordnung und Klarheit: lange waren, mit Recht, diese Begriffe das letzte Wort, aber hinter ihm beginnt ein neues zu tönen, energisch, ketzerisch, lachend, meinetwegen auch ironisch, ja zynisch.

Wer kann denn in diesem Europa nach dem Krieg noch in nationalen Formen leben? Es ist ja überall Altchina, in Frankreich, in England, in Deutschland, sie krepieren alle an der Tradition, sie vergleichen einander und nennen der Franzose den Deutschen Schuster und der Deutsche den Franzosen Coiffeur, und Suarès glaubt wunder, was er tut, wenn er sein Hellenentum gegen die Barbaren verteidigt. Es gab im Mittelalter bewußte Europäer, der letzte war Montaigne, und seither erst drei, Goethe, Stendhal, Nietzsche. Von einem Franzosen wie Suarès versteht man, daß er Franzose bleiben will und sich mit Dostojewski oder Cervantes nur angelegentlich beschäftigt; man versteht sogar, daß er die deutsche Neigung, kritisch gegen die eigene nationale Form zu sein, verächtlich findet; und doch, sein „ce chien de Nietzsche" ist ein schlimmes Wort, durch den Krieg nur halb entschuldbar, und Europäertum bedeutet, allen jenen eine Sphäre zu öffnen, denen die nationalen Fixierungen unerträglich werden.

Vom Europäer muß man neben absoluter Klarheit absolute Gerechtigkeit verlangen, beides ist eins. Es gibt aber Seiten bei Suarès, in denen der Franzose spricht, will sagen

der, der das, worüber er urteilt, schlecht kennt, es wie irgendein Nationalist unbesehen hinnimmt. Ich denke an Suarès Urteile über Deutschland.

Ein durchdenkender und durchdachter Europäer würde sich kontrollieren, bevor er einem Reisefeuilletonisten, dem Sire Huret, die Angabe entlehnt, daß es in Sachsen und Bayern siebenhundert Hundeschlächtereien geben soll; denn was gibt es nicht an Schmutz, an physischem Schmutz und an Elend in Frankreich? Vom Suarès des Krieges ganz zu schweigen: hier zogen einen Wagen, der die Vorurteile ausgespannt hatte, dieselben Vorurteile wieder rückwärts.

Und wenn mir selber die Iphigenie Goethes auch Hekuba ist, weil jede Konzeption des Edlen in die Hände der Oberlehrer geraten wird — eine „dicke bayrische Minerva" ist sie gewiß nicht; vielmehr hätte Suarès, der „Porträtist", einen wundervollen Essay schreiben können über diese erste in Europa versuchte Gestaltung des natürlichen weiblichen, des seelischen Pazifismus. Ich will damit sagen, daß der seine Gerechtigkeit betonende Suarès die Pflicht hätte, überall, immer die nationalistischen Einbildungen zu kontrollieren.

Ferner mit einer gewissen Ironie habe ich, einige Stellen der Portraits insbesondere im Kapitel *Ker-Enor* übersetzend, mir vorgestellt, wie leicht die Logik einen Franzosen von diesem Rang und von diesen Kunstauffassungen veranlassen könnte, bei den Deutschen ebendiese Auffassungen, die für ihn selbst Entdeckung und Credo sind und, kurz gefaßt, Kunst eine Äußerung der Liebe nennen, als landläufiges Bekenntnis zu loben. Denn wenn die deutsche Dichtung auch oft kleinbürgerlich ist, der letzte Kleinbürger in ihr dringt auf Liebe und Tiefe und Wesen, das Wort Tiefe ganz im Sinn des Suarèschen *profondeur* genommen. Ich,

der Deutsche, habe abermals mit Ironie bei gewissen Stellen jenes Credo daran gedacht, wie leicht man die Sätze von der Schönheit und Heiligkeit des Lebens hausbacken nennen könnte, um nicht zu sagen, daß diese Ideen uns zum Hals hinaushängen. Warum? Weil sie bei uns in jedem Curriculum vitae eines Poeten und Künstlers stehen.

Und mit der Beschwörung von Beethoven und Rembrandt, an der sich auch Suarès beteiligt, geht es uns bereits ebenso. Wagner ist für Suarès eine unantastbare Angelegenheit, aber wiederum: welche Angelegenheit wäre dieser unreine Charakter für die Suarèssche Sonde. Es macht stutzig, die Iphigenie herabgesetzt und Wagner auf dem Postament gelassen zu sehen.

Auch ist der Dichter Suarès nicht eben selten gesucht und preziös, etwa wenn er den Abendhimmel am Meer ein blutendes Haupt nennt, das seine roten Haare schüttelt. Das sind Gleichnisse, und jedes Gleichnis ist eine Krücke der Anschauung.

Aber dann: es stehen eminente Dinge in der Suarèsschen Philosophie, deren Kraft dem Verzicht auf logische Entwicklung entspricht: er versagt es sich — Beweis für den Künstler Suarès — die Quintessenz einer Zeile in die Verdünnung einer Seite auszuziehen. Eminent der Satz: il n'a rien de plus formel et de plus religieux que la recherche du style. Die Verknüpfung der zwei Worte formal und religiös durch das eine Wort *und* stellt eine ungeheuer intuitive Verbindung da her, wo keine zu bestehen scheint. Denn was haben formal und religiös miteinander zu tun? Alles.

Die ganze Philosophie, die metaphysische und wesentliche gipfelt in dem Begriff der Form; in der Form ist die Erscheinung Ding für sich und eben darum Ding in

Beziehung zum Totalen. Die Form entspringt dem Zutritt des Geistes, des Kontrollierenden, Dämpfenden, zum Material. Philosophieren wir nicht, es galt nur einen Hinweis auf die metaphysische Tiefe Suarès'.

Ich nannte ihn einen Antithetiker: er setzt nichts als Ja, was er nicht zuerst durch die Kontrollstation des Nein geleitet hätte: diese Fähigkeit des *Widerstands* macht den Denker. Liebe hat nur Wert als der Bogen, den die Anschauung über eine Welt spannt, die so geschaffen ist, daß der Geist mit ihrem Gott hadern muß; Liebe ist höchste, letzte, souveräne Dialektik. Liebe ist diejenige Emanzipation, die sich der *fatalité*, der Dämonie und Dumpfheit entgegenstellt. Wenn Gott die Welt ist, hat nicht er Güte und Liebe, sondern die Kreatur. Das ist nicht ein Satz bei Suarès, aber ich verstehe ihn so.

Was der Geist sei, beantwortet er nicht; genug daß er aus der Sphäre der *fatalité* in diejenige der Ordnung drängt, einer denkenden Ordnung. Die denkende Ordnung ist heroisch. Leise klingt hier das Grundproblem an, den notwendigen Pessimismus in Stärke zu verwandeln, die dem Ja zum Leben zugeführt wird.

Kann man etwas Schöneres schreiben als diesen Satz: „Je perçois toutes les peines de la nature, a travers ses énivrements, cet élan sans fin vers la conscience et vers l'homme, qui m'a tant touché"? Gewiß nicht, denn nun kann man die Natur und ihre Geschöpfe, die aus ihrer Dumpfheit zum Bewußtsein drängen, nicht mehr anders als mit Mitleid und einer Mischung von Abneigung und Zärtlichkeit betrachten. Kein Geschöpf h a t Bewußtheit, jedes steht zwischen ihr und Dumpfheit, die Existenz ist etwas, was sich zwischen zwei Zuständen bewegt, könnte man sagen, und diese Bewegung ist Qual.

Die Suche nach der Moral, nach einem absoluten Sinn,

hat die deutsche Philosophie verdorben; bei Suarès finde ich die erste Konzeption einer Anschauung, die auf das Absolute verzichtet, um im Seienden und seiner Ergänzung, dem Werdenden oder dem Geist, zu wohnen. Liebe ist hier ein andres Wort für die bewußte Identität mit einer halb demütig, halb aufrührerisch gesehenen Situation der armen Kreatur.

Suarès ist stolz darauf, keine große Philosophie zu geben. Streiten wir nicht, es verteidigt jeder seine Art, die Dinge zu sehen. Suarès setzt sich als genügende Aufgabe, dem *désir de vivre* zu dienen, indem er vergangene Menschen zu Kristallisationspunkten macht, um die sich Kräfte, Triebe, Leidenschaften ordnen und einen Charakter oder das bilden, was in die Ewigkeit starrt, sei es hingegeben, sei es trotzig; hysterisch oder zynisch oder heroisch. So wurde er zum „Kritiker", der selbstbewußt weiß, daß sein Weg der Nachschöpfung von der Intuition herkommt; daher begnügt er sich nicht nur mit Analyse, sondern schreitet über den gegebenen Anlaß und das gewählte Thema hinaus, um Lehre, Erfahrung, Erlebnis zu geben.

Wenn man will, ist das Fortschritt vom Formalen zum Seelischen: wenn Suarès auch in seiner französischen Gebundenheit nicht den revolutionären Mut zur letzten Konzeption des Überformalen, zum Europäertum findet, hat er doch den Mut zur Wahl, zur Distanz, zum Wesentlichen, und diese drei Stationen sind Etappen zur Freiheit. Ich sagte schon: er steht in der Mitte, d. h. er hegt seine Differenziertheit und führt sie nicht mit dem edelsten Willen, der überhaupt möglich ist, dem großen, einfachen und moralischen Entschluß zu, von heute an nicht mehr von Leistungen, sondern von der Ohnmacht des Menschen zu sprechen und so über die Kritik die Duldung zu stellen. Europäer wird man immer zunächst so wie Stendhal: man

wird seiner Nation untreu und findet das Leben in einer andern leichter; aber danach identifiziert man sich auch mit dieser nicht mehr, sondern setzt eine Idee: Verachtung nationaler Bindungen. Ich bezweifle, daß es im Sinn Stendhals ist, wenn Suarès beweist, er, Stendhal, sei trotz allem der französischste aller Franzosen; in seinen besten Augenblicken dürfte Stendhal erwidert haben, er schere sich den Teufel darum. —

Was ist der Grundfehler der deutschen Zivilisation, des deutschen Menschen? Mangel an Menschlichkeit. Man widerspricht empört? Es ist doch richtig. Nicht in dem Sinn, daß der Deutsche brutal wäre (er ist es vielleicht weniger als irgend ein Europäer), sondern in dem Sinn, daß seine männliche und protestantische Erziehung ihn verhärtet: er respektiert das seelische, religiöse, erleidende Erlebnis des andern wenig, er hat keinen Sinn für geistige Not. Die Existenz ist ihm ein Material, das er bändigen will: höchste überhaupt mögliche Idee und Aufgabe, daher das Große in Europa eines Tages aus Deutschland kommen wird — aber er weilt zu wenig in dem, was der Bändigung vorausgehen muß: der Hingabe, dem Erlebnis, der Willensbrechung.

Die Zeit kommt, wo der Westen nicht mehr nach dem Wort Esprit, sondern dem Wort Geist greifen wird, um sich über das Gemeinsame zu verständigen. Vorher aber muß man das Wesen des Erlebnisses begriffen haben: es mitzuteilen, ist die Rechtfertigung dieser Übersetzung.

Salzburg, Juli 1921. O. F.

Pandämonium

Eine Philosophie des Identischen

von

OTTO FLAKE

Geheftet 70 Mark, gebunden 95 Mark
Auf holzfreiem Papier in Halblederband 200 Mark

Der Grundgedanke dieses Werkes heißt: Das Religiöse oder die Relation der Kreatur zum Ganzen ist das Unoptimistische, nämlich das Existenz- und Tatfeindliche. Das ist Ausgangspunkt einer Opposition gegen das europäische Philosophieren, insbesondere das moralisch-idealistische deutsche. Das Resultat von Pandämonium ist ein nicht mehr christliches, ein neuantikes oder neuheidnisches Weltbild, in das die Begriffe des Stoizismus, Zynismus, Heroismus und Irrationalen eingeführt werden. Das Werk bedeutet die kühle und entschlossene Absage an die deutsche Schulphilosophie.

Die moralische Idee

Eine kritische Untersuchung

von

OTTO FLAKE

Kartoniert 50 Mark

Diese Schrift in Broschürenumfang ist die Ausführung der in „Pandämonium" geforderten praktischen, d. h. impulsgebenden Philosophie und wählte sich ein heute alle interessierendes Thema. Sie ist der Versuch, die notwendige Revision der Ethik in Übereinstimmung mit den Instinkten einer Zeit zu bringen, die mit dem Weltkrieg die Katastrophe des dogmatischen Weltbildes erlebt hat. Flake weist nach, daß es keine allgemein-verbindliche Norm des Moralischen gibt, vermeidet aber die Banalität einer individualistischen Moral und behandelt die Grenzen wie die Geltung der Verantwortlichkeit.

DREI MASKEN VERLAG MÜNCHEN

University of California
SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
405 Hilgard Avenue, Los Angeles, CA 90024-1388
Return this material to the library
from which it was borrowed.

GAYLORD PRINTED IN U.S.A.

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 804 852 2

Univ
So
L